



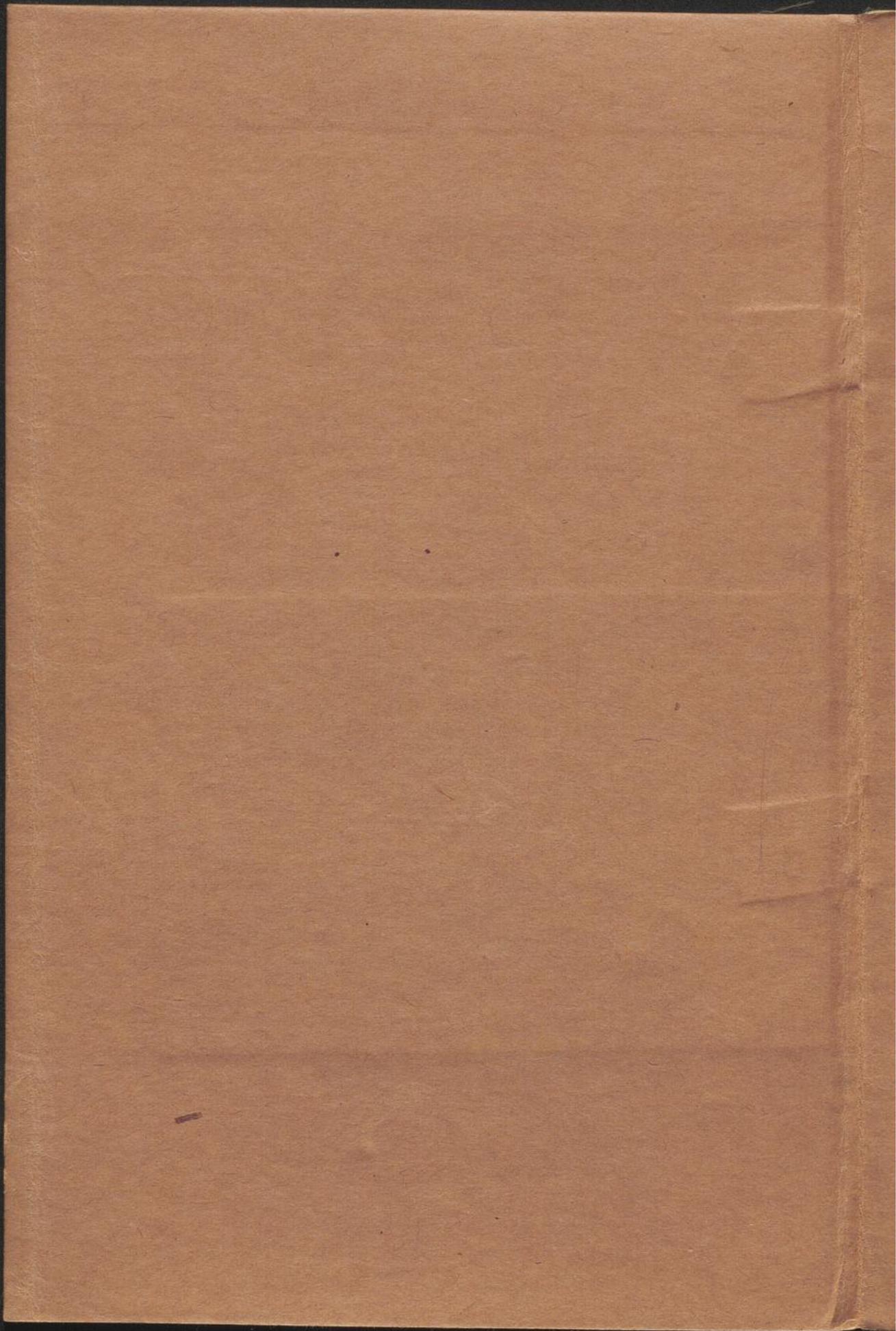
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission

1930

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79061](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79061)

ten



1930



fr.



her
tro
uni
wi
ba
der
jed

sic
,
wi
wi
un
ho
Hi

W
un
Hi
fi
sa
E
M

Caritasblüten

Nr. 1

Januar

1930

Seliges Neujahr!

Ein alter Segensspruch,
Voll Kraft und Innigkeit
Und christlich gläubigem Sinn!

Seliges Neujahr! Jedes Blättchen der Caritasblüten trägt diesen herzlichen Wunsch mit Freuden hinaus in alle Leserkreise! Denn trotzdem unsere Zeiten nichts weniger als rosig sind und in Stadt und Land über die mißliche wirtschaftliche Lage gestöhnt und geklagt wird und die Folgen des Weltkrieges sich unaufhörlich bald in dieser, bald in jener Form zeigen und wie schwere Gewitterwolken über dem deutschen Vaterlande hängen, so kann das neue Jahr doch für jeden Einzelnen ein „Seliges Neujahr“ werden.

Und das wird es, wenn wir an die Güte und Liebe Gottes, die sich hinter den Wolken verbirgt, glauben und auf sie fest vertrauen. „Gott verläßt die Seinen nicht.“ Wir bleiben die Seinen, wenn wir nicht loslassen von einem felsenfesten Vertrauen auf seine Hilfe, wenn wir unsern heiligen Glauben in Wort und Tat kund geben und die Sorge für uns und die Anstrengungen in Gottes weise Vaterhand legen; wenn Gottes- und Nächstenliebe die Triebfeder unserer Handlungen wird.

Gottes Wille überall und in allem! Das ist der Stern der Weisen, den wir nicht aus dem Auge verlieren dürfen. Er führe uns durch das neue Jahr. Wenn wir ihn verlassen, fallen wir in Herodeshände, folgen wir ihm jedoch mit goldener Treue, dann finden wir das Kind von Bethlehem, an dessen Krippe die Engel sangen „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind“, d. h. die eins mit Gottes Willen sind. Dann wird 1930 wahrhaft ein:

Seliges Neujahr!



LAMERS PINXIT.

BK

In der Krippe liegt das Leben,
Und die Liebe und die Gnade,
Die mit ihren Blzweigblättern
Uns bestreut die rauhen Pfade.
O das Kindlein auf dem Strohbett,
Arm an Purpur und Juwelen,
Ohne Zepter, ohne Kronen,
Macht nun frei in Gott die Seelen.
Denn aus des Erbarmers Mitleid
Ranket die Erlösungspflanze,
Die sich über frommen Häuptern
Wölbt zum grünen Segenskranze.

Schwere Kämpfe um den Beruf

Aus Monte Cassino, Rhodesia

Im Dezember 1922 wurden die ersten schwarzen Mädchen als Kandidatinnen aufgenommen. Es war dies eine große Neuigkeit, welche keine kleine Aufregung hervorrief, besonders bei den heidnischen Eltern; der Vater mußte ja durch diesen Schritt seiner Tochter auf die Kauffumme, die er für sie erhalten konnte, verzichten; letztere besteht in 10 bis 15 Stück Rindvieh und oft bis zweihundert Mark Geld. Auf alles dieses verzichten, war ein großes Opfer, oft größer für den Bruder des Mädchens als für den Vater, denn das einzige Vermögen, das der Bursche von seinem Vater erhält, sind einige Ochsen, in den meisten Fällen aber die Lobola der Schwester, wofür er sich nun seinerseits ein Weib nehmen kann.

Nicht selten sind die Mädchen schon verkauft, wenn sie noch sehr jung sind, und es gibt alsdann endlosen Streit, wenn das Mädchen, wenn es erwachsen ist, den für sie erwählten Mann nicht will, sondern einen andern wünscht. So war die Schwierigkeit für einige Kandidatinnen noch viel größer, von ihrem Vater bzw. Bruder die Erlaubnis zu erhalten, sich dem lieben Gott zu weihen.

Besonders große Opfer mußte Florentina bringen und nicht minder ihre Freundin Elisabeth, die bis heute noch keine Erlaubnis erhalten haben. Florentina ist die Tochter von Gaza, einem hohen, breitschulterigen Eingeborenen in einem zwei Stunden von Monte Cassino entfernten Kraal, Korida. Ihr Vater, von edlem Charakter, hatte die Mission lieb; sein ältester Sohn, Hermann, war einer der ersten Schüler auf der Station, und nachdem er 1917 die Schule verließ, erlaubte der Vater seiner Tochter Muboepi, zu deutsch „wo kommt ihr her“, zur Missionschule zu gehen. Muboepi zeigte sich willig und fleißig, und da sie schon zu Hause in der Außenschule gelernt hatte, hatte sie das Glück, Juli 1919 getauft zu werden, wo sie den Namen „Florentina“ erhielt. Von nun an wurde ihr Eifer noch größer. Mehrere Mädchen hatten schon seit längerer Zeit den ernstesten Willen, Schwester zu werden, doch war bis dahin noch nichts ~~geregelt~~ geregelt für ihre Aufnahme. Da nun der Heilige Vater wünschte, daß unter den Eingeborenen eigene Genossenschaften gegründet würden, so wurde von seiten der kirchlichen Obern nach reiflicher Überlegung der Plan gefaßt, in Rhodesia nur für gut gesittete und brave Mädchen eine Kandidatur zu errichten, welche sich auf drei Jahre erstrecken sollte; nach dieser Zeit sollten diese Jungfrauen nach Natal ins Postulat kommen. Als eine der wichtigsten Be-

dingungen galt seitens der Mädchen die Erlaubnis des Vaters oder des Vormundes, bzw. Bruders.

Der Tag für den Anfang der Kandidatur war für den 8. Dezember bestimmt, und schon mehrere Monate vorher bemühten sich die jungen Mädchen, ihre Verwandten günstig zu stimmen. Nach mehr oder weniger Schwierigkeiten erhielten sechs davon die Erlaubnis.

Florentina wäre nur zu gerne auch eine dieser glücklichen Kinder gewesen, und kurz nach der Taufe fragte sie ihren Vater um seine Zustimmung. — Aber da stieß sie sowohl bei ihrem Vater als auch bei ihrem Bruder auf unüberwindliche Hindernisse, hatte doch schon ihr Vater nur seine Frau erhalten mit der Bedingung, daß seine älteste Tochter die Frau des Sohnes seines Schwagers werden müsse. Also bereits vor ihrer Geburt war sie als Heiratsgut für ihre Mutter verkauft. Außerdem hatte der zukünftige Mann vor vielen Jahren einige Stück Vieh für sie bezahlt, welche sich in der Zeit vermehrt hatten und für welche sich ihr Bruder eine Frau genommen; dazu kam der für Florentina bestimmte Bursche und forderte dieselbe als seine Frau.

Gaza befand sich somit selber in einer schwierigen Lage. Versprochen war versprochen; er hatte hohes Heiratsgut angenommen und dazu wieder verloren durch die Heirat seines Sohnes. Ochsen hatte er keine zum Zurückerhalten, noch weniger Geld. Seine Tochter, auf die er bis jetzt so stolz gewesen war, sollte nun sein Unglück und Verderben sein. Durch Güte und Strenge, ja Prügel, versuchte er nun, Florentina von ihrem Vorhaben abzubringen. Das arme Mädchen war absolut nicht mehr sicher auf der Mission, und so wurde beschlossen, sie nach Chishawasha, 70 Kilometer von hier, zu einer Jesuiten-Mission zu schicken.

Als nun Gaza wiederkam, war seine Tochter verschwunden, und nachdem der erste Zorn vorüber war, hätte er nur gern gewußt, wo sie sei, doch es wurde ihm nicht verraten. Andererseits wurde ihm versichert, Florentina würde sorgen, daß er die Ochsen, welche für sie bezahlt seien, zurückhalte, er solle nur Geduld haben. Selbstverständlich war der für Florentina bestimmte Mann sehr wenig damit einverstanden, und er wollte sein Vieh sofort haben. Zum Glück war er auch ein Christ und ließ sich noch ein Wort sagen.

Nach weniger Zeit erfuhren Gaza und sein Sohn den Aufenthaltsort von Florentina, doch aus Furcht vor den Jesuiten ließen sie dieselbe in Ruhe. Nachdem Florentina nun bald ein Jahr in Chishawasha gewesen war, wurde sie ernstlich krank. Keine Medizin half, man schickte sie zum Native-Hospital in Salisburg, und auch da blieb die Besserung aus.

Natürlich hieß es bei den Eingeborenen, sie ist behert, und nur ihr Vater kann sie kurieren. Wie weit die Sache stichhaltig war, weiß ich nicht. Kurz und gut, ihr Vater besuchte sie und brachte ihr eine Medizin, und nach einiger Zeit wurde sie zum Staunen aller wieder gesund. Nun verlangte Gaza aber, daß seine Tochter heimkomme, er erlaube ihr, in Monte Cassino zu bleiben. Januar 1925 kam Florentina zurück, nachdem sie mehr als zwei Jahre fort gewesen und genügend Zeit gehabt hatte, sich über ihren Beruf zu prüfen. Wie wehmütig schaute sie ihre glücklichen Freundinnen an, welche nun schon lange in die Kandidatur aufgenommen waren. Florentina wäre vielleicht heute noch nicht Kandidatin, hätte nicht ein edler Wohltäter ihr Geld geschenkt, wofür sie Vieh, welches sehr billig war, zur Zeit kaufen konnte. Sobald das Vieh ausgesucht war, wurde ihr Vater benachrichtigt, der nun endlich, wenn auch mit schwerem Herzen, seine Zustimmung gab. Nachdem nun die Sache soweit geordnet war, wurde die Aufnahme nicht mehr aufgeschoben. Am 10. Mai 1925 erhielt Florentina das weiße Kopfstuch und einen Kragen, welches sie als Kandidatin kennzeichnete.

Nicht so glücklich wie Florentina, welche durch einen edlen Wohltäter gerettet wurde, ist Elisabeth. Dieselbe wurde 1922 getauft. Eine Verwandte von ihr wurde am 8. Dezember 1922 als Kandidatin aufgenommen. Auch bei Elisabeth stellte sich schon um diese Zeit der Wunsch ein, sich dem lieben Gott zu schenken, doch verwahrte sie einstweilen noch ihr Herzensgeheimnis. Ihren Angehörigen war es zwar nicht sehr lieb, daß sie mehrere Jahre auf der Station blieb, doch eine weitere Ahnung schienen sie nicht zu haben. Als nun ihre Freundin Florentia im Mai 1925 als Kandidatin aufgenommen wurde, dachte Elisabeth allen Ernstes daran, nun auch um diese Erlaubnis zu bitten. Selbstverständlich gab es wieder großen Aufstand. Zwei ihrer Brüder kamen und wollten sie heimlich holen, doch sie war fest. Schon als Kind verkauft, handelte es sich darum, die Ochsen zurückzuzahlen. Falls die verlangte Zahl Ochsen gegeben würde, gäbe der Vater die Erlaubnis.

Auf der Mission konnte sich Elisabeth kein Geld verdienen, um Ochsen zu kaufen, somit suchten wir ihr eine Stelle. Leider war es unmöglich, daß sie aushalten konnte. Der Lohn war gut, die Arbeit viel, und doch hätte sie opferfreudig durchgehalten, wenn sie genügend zu essen erhalten hätte. Aber da gab es nur einmal im Tag die ordentliche Mahlzeit, und als sie nach sechs Wochen zur Station kam, war sie schon sehr abgemagert. Nichtsdestoweniger blieb sie doch vier Monate, bis ihre Kräfte versagten, dann kam sie zur Mission zurück. Mit Freuden würde sie sich einen andern Dienst gesucht haben, doch bis jetzt hatte sich noch nichts geboten.

Möge die kleine heilige Theresia doch auch ihr einen Wohltäter finden, der ihr hilft, ihr Ziel zu erreichen.

Die Charakterfestigkeit solcher Mädchen zeigt sicherlich, daß sie es ernst nehmen, und das läßt uns erhoffen, daß sie in der Zukunft treu aushalten werden, um so später ihren Landsleuten als Mutter und Vorbild zu dienen und viel an ihrer Bekehrung mitzuwirken.

K

Ein pflichttreuer Katechet

Aus dem Tagebuch einer Missionschwester

An einer Waldesecke im Uru hatte seit Jahren ein Katechet seinen Schulplatz in Gottes freier Natur. Es war ein schattiges Plätzchen mit Gebüsch und Zäunen. Von Berg und Tal schlängelten sich schmale Fußpfade dorthin; Hunderte von Heidenkindern kamen in den Schultagen hier zusammen. Eines Morgens, als der Katechet gerade wieder emsig seines Amtes waltete, kam plötzlich ein Europäer, der Aufseher eines griechischen Ansiedlers, daher und fesselte, ohne ein Wort zu sprechen, den Lehrer. Im Nu waren auch die Kinder nach allen Richtungen auseinandergeflogen, gleich Bienen, welche von ihrer Königin gedrängt werden. Der Katechet aber blieb unter einem Baum angebunden und schmachete vor Durst und Hunger. Gegen Abend kamen gute Freunde und erbaten bei dem gewaltigen Europäer die Gunst, dem Gefangenen eine Erquickung geben zu dürfen; darauf bekam der Lehrer auch wieder seine Freiheit, jedoch unter der Bedingung, in Zukunft die Kinder am frühesten Morgen auf das Feld zur Arbeit statt zur Schule zu schicken. Der Katechet setzte dann den Missionsobern von diesem Ereignis in Kenntnis, denn Uru war damals noch unbesezt. Die Sache wurde der Regierung vorgelegt und die Mission trug den Sieg davon. Später erzählte mir der wackere Katechet, er habe sich bei der schmählichen Behandlung den Heiland an der Geißelsäule vorgestellt, weswegen er auch alles so geduldig hinnehmen konnte. Das ist eines der vielen Beispiele, was unsere tapferen Katecheten manchmal für den heiligen Glauben zu leiden verstehen.





Einige kleine Schüler von 4, 5 und 6 Jahren vom Kindergarten in Mount Frere

Missionsarbeit in Mount Frere

Sm Februar 1928 wurde hier in der Transkei eine neue kleine Missionsstation gegründet. Zwei unserer Schwestern und mehrere eingeborene Kandidatinnen machten den Anfang; der nicht ganz leicht war. Ein neuer Volksstamm, eine neue Sprache, und dazu 22 fremde Sekten, die sich alle der Heiden-seelen bemächtigen wollten! Die älteste derselben soll schon über 200 Jahre hier an der Arbeit sein. Die Eingeborenen selbst haben schon mehrere Kirchen zu Ehren der Heiligen des Alten Bundes gegründet, die ein Gemisch von Christentum und Heidentum in sich schließen. Vor einiger Zeit wurde ein solcher Gründer verhaftet, weil er die Täuflinge im Fluß zu lange unter Wasser hielt und dabei mehrere ertränkte, in der guten Absicht, den Neugetauften das Glück des Himmels zu verschaffen. Öfter habe ich schon gehört, daß man unsere Kirche die Mutterkirche nennt und die andern deren Kinder. Auf unseren Missionsausgängen werden wir fast überall gern gesehen, besonders von den Kranken, deren wir uns selbstverständlich mit besonderer Liebe annehmen. Wir haben auch schon mehreren das Glück der heiligen Taufe vor dem Hinscheiden verschaffen können. So konnte ich vor kurzem sogar einem Kranken Kosa-Chief das Taufwasser über das Haupt gießen, was nicht sehr häufig vorkommt wegen der drei großen Hindernisse: Vielweiberei, Trunksucht und Aberglauben. Schon nach zwei Tagen starb er eines sehr erbaulichen Todes und forderte noch vor seinem Hin-

scheiden die Anwesenden zum Gebete auf. Er hatte nur noch „eine“ Frau, welcher der Todesengel ebenfalls bereits ein Zeichen auf die Stirne gemacht hat. Hoffentlich wird ihr Ehegatte ihr dieselbe Gnade von Gott erbitten.

Einen weiter entfernten Chies haben wir ebenfalls besucht. Dieser nennt 80 Frauen sein eigen und noch weitere 50, die ihm von verstorbenen Männern zugefallen sind. Es ist also kein Wunder, wenn ein solcher Mensch absolut kein Verständnis zeigt für etwas Höheres. Die wichtigste Frage ist: Wie können wir hier eine Schule errichten? Zu unserm großen Bedauern haben wir noch wenig günstige Aussicht dafür, weil es uns an Mitteln und an einem geeigneten Platze fehlt, doch wir hoffen zuversichtlich, daß diese Hindernisse bald überwunden werden können.

Einige Eingeborene, welche schon von uns auf die heilige Taufe vorbereitet wurden, sind auch bereits getauft, einige andere Heiden haben sich schon wieder dafür gemeldet. Eine halbweiße Frau kommt zum Unterricht und bereitet sich mit ihren Kindern zum Übertritte vor. Mehrere weiße Kinder kommen an bestimmten Tagen nachmittags zum Konvent und erhalten Religionsunterricht. Für die Kleinen eröffneten wir voriges Jahr einen Kindergarten. Wenn man auch viel Geduld mit den vier-, fünf- und sechsjährigen Kleinen zu üben hat, so erlebt man doch noch viele Freuden mit ihnen. Manche von ihnen, die kaum etwas vom lieben Gott gehört hatten, kommen jetzt öfter zu mir und erzählen mir, wie sie ihr Morgen- und Abendgebet verrichtet haben, und nicht selten bringen sie ihre Pfennige, die sie für Süßigkeiten erhalten hatten, und werfen sie in das Opferkästchen für das Jesulein. Auch Blumen werden gebracht, und lezthm reichte mir eines sogar eine Handvoll Unkraut, in der guten Meinung, es seien Blumen, die auf den Altar gestellt werden können. Ein kleines Mädchen, das nichts zu bringen hatte, kam nachher ganz schüchtern zu mir mit einem Stückchen Brot von ihrem Frühstück und bat mich, dieses dem Jesulein zu geben. Selten kommt es vor, daß eines dem andern einen Schimpfnamen gibt; der liebe Heiland wird gewiß seine Freude an diesen kleinen Seelen haben. Wenn die Kinder auch später wieder wenig vom lieben Gott hören sollten, so kann man doch hoffen, daß das Gute, das jetzt in ihre Herzen gepflanzt wird, später noch reifen wird. Möge der liebe Gott auch fürderhin unsere Arbeiten segnen und das Blut Christi an vielen Seelen fruchtbar machen.

B

Aus dem Missionsleben

Driefontein, Rhodesia

Die Liebe, welche in unserer kleinen Ordensfamilie alles erleichtert, macht unbewußt ihren Einfluß auch geltend bei unseren Kindern, bei denen doch von Natur stumpfsinnige Selbstsucht alles Höhere und Edlere wie mit der Wurzel ausgerottet zu haben schien. Sie sind jetzt mit Gottes Gnade so weit, — vor einigen Monaten fingen sie an — daß sie sich freiwillig anbieten, Sonntags und in der freien Zeit notwendige, für ihren Geschmack höchst unangenehme Arbeiten, wie Geschirr spülen, Bewässern unseres großen Gartens, was wegen Fehlens einer Pumpe sehr mühsam ist, zu übernehmen. Noch vor einem halben Jahre hätte ich das kaum für möglich gehalten, so sehr mußten wir sie zu derartigem treiben, fast zwingen. Gott sei tausendmal Lob und Dank dafür! Die hochw. Väter und alle, die mit den Mädchen näher in Berührung kommen, darunter ein junger, sehr religiös denkender Mann, der unsere elektrische Anlage fertiggestellt hat, können sich nicht genug wundern über den Arbeitsgeist und die Munterkeit unserer Mädchen, was sie bei jeder Gelegenheit unverhohlen aussprechen. Unser Vater Superior ist so zufrieden mit ihnen, daß er vor hat, nach und nach die Milchwirtschaft und alles, was damit zusammenhängt, Röhre melken usw., auf unsere Mädchen zu übertragen. Für unsere Tätigkeit würde das selbstverständlich einen großen Vorteil bedeuten. Früher Sr. Epiphana und jetzt Sr. Theresiana, beide litten z. B. sehr unter dem Umstand, daß meistens mehr als die Hälfte der Knaben während der Schulzeit abwesend waren und daß es fast an der Tagesordnung war, daß immer wieder Buben, manche schon nach wenigen Monaten, sich mit den von der Mission gestellten Kleidern aus dem Staube machten. So war an ein erfolgreiches Arbeiten in der Schule nicht zu denken. Woher kommt das? Unsere Jungens bekommen von ihren Eltern fast keine Kleidung gestellt; zudem müssen sie sich den sogenannten „Lobola“, die Heiratsaussteuer für ein Mädchen (oft bis zu dem Betrage von 15 Ochsen oder 15 Pfd. Sterling), selbst verdienen und auch zugleich hohe Steuern zahlen. Kein Wunder daher, wenn die meisten eine der sich zahlreich anbietenden Gelegenheiten zum Geldverdienen in großen Städten oder bei Farmern ergreifen. Man kann's ihnen darum nicht verdenken, wenn sie die Missionschule nur zu dem Zweck besuchen, um ein wenig Lesen und Schreiben zu lernen und möglichst bald getauft zu werden. Sie sind gewöhnlich eifrig im Katechismuslernen, und die Taufe darf man bei ihnen auch nicht zu lange hinauschieben, sonst halten sie nicht aus und bleiben eben Heiden, wie uns das Beispiel so mancher schon gezeigt hat.

Einen guten Burschen haben wir hier, Paul, der mit Begeisterung von seiner fernen Heimat in Ostafrika spricht, wo es schon viele einheimische Priester und Schwestern und Brüder gebe. Er selbst will Bruder werden, und wir trauen es ihm auch zu. Er hat etwas Festes, Gediegenes in seinem Charakter und ist so dienstfertig, daß ihn jedermann gern hat. Schwester Oberin hat eine große Stütze an ihm in der Krankenpflege bei den Knaben, die er mit bewunderungswürdiger Aufopferung bei Tag, und wenn nötig, auch bei Nacht, übernimmt. Kurze Zeit vor Ostern wurde Vinzenz, ein Küchenjunge des hochw. V. Superior, schwer krank. Er war erst beim hochw. V. Quinn in Hama, etliche Meilen von Heilig Kreuz entfernt, das auch Driefontein unterstellt ist. Eines Tages kam er zu unserm V. Superior und bot sich treuherzig an, ihm dienen zu wollen, V. Superior nahm ihn an, nachdem dieser H. V. Qu. um Erlaubnis gebeten hatte, und Vinzenz gab dann — leider nur so kurze Zeit, etwas über ein Jahr — das leuchtende Beispiel eines musterhaften Dieners, wie man sie selten hierzulande findet. Man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er seine Arbeit mit ganzer Seele tat, nicht als Lohndiener, sondern in treuer Anhänglichkeit an die Mission und den H. V. Superior, der bezeugt, daß er nie Ursache zu ernstlicher Klage bei ihm gefunden habe. Immer sah man ihn zu jeder Dienstleistung aufgelegt, mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen, selbst bei den schwersten Aufträgen, die ihm sehr schwer geworden sein müssen, da er von zarter Körperbeschaffenheit war und eine schwache Lunge hatte. Schließlich war er gezwungen, sich krank zu melden. Als sein Zustand anfangs bedenklich zu werden schien, ließ ihn V. Superior zum Konvent herüberbringen, wo er dann im Nähzimmer die denkbar beste Pflege genoß. V. Superior wollte ihn um jeden Preis retten, und Sr. Oberin bot alles auf; vergebens — die Blume war voll entfaltet und reif für den Himmel. Seine sich immer gleich bleibende Geduld, ja Heiterkeit, war höchst erbaulich. Fragte man ihn nach seinem Befinden, so sagte er lächelnd mit rührender Einfalt: „Udinocuda ku dcuga“ — „ich gehe in den Himmel“. Oft sah man ihn die Lippen im Gebet bewegen; als er das vor Schwäche nicht mehr konnte, horchte er begierig auf das, was die liebe Sr. Oberin ihm vorbetete. Hochw. V. Superior besuchte ihn oft, und der Kranke schien daran großen Trost zu finden. In den letzten Tagen, nachdem er zuvor wiederholt mit größter Andacht die heiligen Sterbesakramente empfangen hatte, verlor er das äußere Bewußtsein. Selbst in diesem Zustande war sein Anblick höchst erbaulich. Während der letzten Tage litt er furchtbar an Atemnot. Die Atemzüge gingen so schwer und sägend. Trotzdem war er ein Bild stiller, leidender Geduld, nichts Gewalttames in seinen Zügen, und hier und da sah er mit ent-

jetztem Blick zur Decke, als sehe er Jenseitsgestalten und kämpfte gegen sie an, „Ibva“, d. h. „weiche von mir“, worauf ihn einige Tropfen Weihwasser wieder beruhigten. Kurz vor seinem Tode, gegen Mitternacht, verklärten sich seine Züge. Mit sanftem Lächeln schaute er zum Himmel und hauchte dann, fast unbemerkt, ohne jeden Kampf, seine Seele aus. Alle Schwestern und seine nächsten Angehörigen, Mutter und älterer Bruder, hatten um ihn herum kniend seit 8 Uhr abends die Sterbegebete gebetet bis etwa gegen 11 Uhr, und wir alle konnten nicht genug staunen über das Betragen der Mutter und des Bruders. Diese hatten sich schon seit mehreren Tagen abge-



Eine lustige Gesellschaft, die allen Lesern und Leserinnen ein „Glückseliges neues Jahr“ aus Afrika zuruft!

wechselt in der Pflege des Kranken, und wahrlich, eine gute Krankenschwester daheim hätte nicht aufmerksamer, liebevoller und selbstvergessender sein können, so daß sie nach dem Tode des Vinzenz ganz erschöpft waren. Was aber noch viel bewunderungswürdiger ist, das war die ruhige Fassung der beiden. Wenn ich sage, daß die Mutter noch eine Heidin ist, und daß diese sich nach den heidnischen Bräuchen ganz unsinnig bei solchen Fällen geberden müssen — alle alten Frauen werden erst vor ihrem Tode getauft, weil man sagt, daß sie ihres Alters wegen unfähig sind zum Lernen und Empfang der Sakramente — so wird man kaum das folgende verstehen können. Das Gesicht der Mutter war unverändert, all die Tage und Nächte hindurch immer gleich mitleidend, sorgend, duldend, aber keine Spur von irgendwelchen gewaltsamen Gemütsre-

gungen, wie man sie bei heidnischen Weibern viel mehr als bei Männern in dämonischer Weise hervortreten sieht. Wenn sie Zeichen der Angst bei ihrem Kinde bemerkte, sagte sie ihm mit großer Ruhe und Andacht die heiligsten Namen vor, und wenn man sie fragte nach seinem Befinden, sagte sie nur: „A no cuda ku denga“ — „er geht in den Himmel“. Sie schien ganz ergeben, ja freudig darüber, daß ihr Kind in den Himmel gehen sollte. Als der Atem stockte, sagte sie ganz still und einfach: „Wa cuda“ — „er ist gegangen“ und blieb unbeweglich mit demselben Ausdruck stiller Ergebung neben der Leiche knien, nachdem sie ihm die Augen zugeedrückt hatte. Wir waren sprachlos vor Staunen, denn die Heiden halten es für Herzlosigkeit, wenn man beim Tode Angehöriger nicht jammert und lamentiert. Als wir dann, nachdem Gabriel, der Bruder des Verstorbenen, die Leiche gewaschen hatte, ihm weiße Kleider anzogen und schön auf das Paradebett hinlegten und mit Blumen schmückten, da folgte sie jeder unserer Bewegungen mit höchstem Interesse und sichtlicher Freude, uns dankend, daß wir ihrem Kinde solche Ehre erwiesen. Vinzenz lag aber auch da wie ein schlafender Engel. Der Ausdruck seines Gesichtes war überirdisch schön, und nie war bisher ein Eingeborener so schön aufgebahrt worden. Andern Morgens früh wurde die Leiche in die Kirche gebracht und dort aufgedeckt während der ganzen heiligen Messe ausgestellt. Wir alle waren zu Tränen gerührt, und ich kann sagen, daß ich nie ein so schönes Begräbnis gesehen habe. Unter den Klängen der Orgel „Anima Christi“ setzte sich der Zug in Bewegung; die Leiche war immer noch aufgedeckt, und wie ein Magnet zog mich das stille Antlitz des Toten an; ich mußte ihn betrachten, bis die ersten Schaufeln Erde ihn zudeckten. — Die Eingeborenen werden nicht in einen Sarg gelegt, sondern nur in eine Decke geschlagen. — B. Superior beteuerte uns, daß er noch am selben Tage eine unerklärliche Freude verspürt, ungeachtet seines tiefen Schmerzes über den Verlust des so seltenen Knaben. Er persönlich sei fest überzeugt, daß wir an Vinzenz jetzt schon einen Fürsprecher im Himmel hätten. Welchen Eindruck das Geschehnis auf unsere Kinder gemacht haben muß, zeigt u. a. die Tatsache, daß mehrere von ihnen Vinzenz im Traum sahen mit weißen Gewändern und Blumen, und wie er sie zum Gehorsam ermahnte.

Schw. M. Vera.

3



Krankenpflege in Uru, Ost-Afrika

Stimmen aus dem Elendstal

Soch auf eines Berges Höhe, am Fuße des mit ewigem Schnee bedeckten Kilimandjaro, ganz dicht an einem Urwalde angelegt, befindet sich die kleine arme Missionsstation Uru der Väter vom Hl. Geiste. Schlicht und einfach ist zwar das kleine, nette Schwesternhäuschen, aber doch von festen Steinen mit schattiger Veranda gebaut, während das Herrenhäuschen, noch ein Holzhaus mit zwei kleinen Türmchen und winzigen Zimmerchen, in unmittelbarer Nähe des Kirchleins steht, 40 Fuß tiefer als unser Häuschen und in einer Entfernung von 550 Schritten. Ganz stille und in tiefer Einsamkeit wohnen wir da, im traulichen Herz-Jesu-Garten von Uru.

Seit mehreren Monaten habe ich die Freude, hier zu sein und bemuttere ein paar junge Schwesterchen, welche mir mit kindlicher, dankbarer Liebe ergeben sind. Scherzweise wird jetzt die alte Afrika-Tante, die schon längst über 40 Jahre in Afrika ist, die „kleine Priorin von Uru“ genannt und gern besucht von weiß und schwarz; Uru liegt nämlich nur zwei Autostunden entfernt von Moshi, der Bahnstation.

Uru ist dem göttlichen Herzen Jesu geweiht, und da dem Wadschaggavolke schon vom Anfange an der Weg zum Herzen Jesu gezeigt worden war, so konnten sie ihn trotz allem Wirrwarr, welchen Krieg und Völkerhaß ins Land gebracht, und

welcher durch die Ausweisung der Missionare, Brüder und Schwestern entstanden, doch nicht gänzlich verlieren.

„Gottes Wege — lichte Bahnen durch des Glaubens hellen Stern,

Durch der Liebe Feuerflammen in dem Herzen uns'res Herrn!“

Aus dunkler Nacht hat sie das göttliche Herz Jesu wieder zum Lichte gebracht, und das Volk eilt herbei zu der reichen Segensquelle, die aus diesem milden Heilandsherzen fließt, und verlangt nach Christenlehre und Taufe. Ein Herz und Geist erhebendes Bild ist es, besonders an Sonn- und Festtagen, wenn die Kirchenglocken läuten und das schwarze Volk, alt und jung, groß und klein, in ihre meist weißen oder hellen bunten Kleider und Tücher gehüllt, freudigen Herzens zur Kirche eilen.

Eine herrliche Aussicht bietet der im Silberglanz leuchtende Schneeberg im Rücken der Kirche; er liegt so nahe vor uns, daß man ihn fast zu greifen meint; dann rechts und links Berge und der mächtige Urwald, überall herum liegen gefällte Baumriesen, und was das staunenswerteste ist und fremdartig erscheint, zahlreiche blühende Rosenbüsche bilden in nächster Nähe der Kirche eine ganze Allee. Von da aus sieht man hinunter in das sich weitende Tal, in die wilde Steppe. Aus diesem Steppenmeer erheben sich hie und da Berginseln; dort liegt die Bahnstation Moshi mit den weißen Mauern und silberschimmernden Blechdächern.

Die Kirchenglocken läuten, das alte, primitive Gotteshaus füllt sich mit Christen und Katechumenen, dicht gedrängt steht das friedliche Bergvolk beisammen und lauscht andächtig dem Worte Gottes. Nicht so glücklich sind die armen Steppenbewohner, die meist noch wilden Massai stämme, ein Nomaden-Hirtenvolk. Aber am unglücklichsten sind wohl die armen Ausfägigen, deren Ansiedelung in einem Ausfägigenheim, nahe bei Uru, sich befindet. Wohl klingen die Glocken hinunter zu ihnen „ins Elendstal“. Viele von ihnen sind schon Christen, aber sie sind ja „unrein“, geächtet, sie dürfen nicht unter den Gesunden erscheinen. An dem für sie streng abgeordneten Platz, reserviert für Ausfägige, müssen sie wohnen, in ihren alten, zerfallenen Hütten, wie die Toten unter Toten. Wie sollten es diese ärmsten aller Armen, die Unglücklichen auch wagen, sich unter die Glücklichen, Gesunden zu mischen? Wie könnten sie diese schrecklichen, verstümmelten Hände erheben oder ihre unnatürlich schrill gellende Stimme ertönen und ihr entstelltes Antlitz sehen lassen? — Müßten diese glücklichen Menschen nicht entsetzt vor ihnen zurückweichen und vor Ekel die Augen von ihrer Gestalt wenden? „Die Ausfägigen! Die Ausfägigen!“, würden sie vor Schrecken ausrufen und sie anzeigen, daß sich die Toten unter die Lebenden mischen. „Un-

rein, unrein!" O ja, sie wußten es, daß sie das sind. Und zum Glück war und ist das schwarze Wadschaggavolk nicht so hart wie einst die Juden, welche, sobald solch ein Ausfägiger sich zu nahe heranwagte, sofort ausriefen: „Steinigt sie! Die von Gott Verfluchten, tötet sie!“ Heiden wie Christen sind aber hier nicht grausam gegen die Ausfägigen, sie fürchten wohl dieselben, meiden die nahe Berührung und den Umgang mit ihnen, aber sie fluchen ihnen nicht, im Gegenteile, sie betrachten dieselben als von Gott Gezeichnete, und hüten sich, ihnen Böses zu tun, um nicht aus Strafe ebenfalls von Gott gezeichnet zu werden. Wenn Frauen und Mädchen den Ausfägigen begegnen, wollen sie ihnen ihr Mitgefühl bezeugen, indem sie ihr Haupt mit einem Tuche verhüllen und in lautes Weinen und Wehklagen ausbrechen. Solches Gebaren tröstet aber die armen Ausfägigen keineswegs, sondern gibt ihnen aufs neue zu erkennen, wie schreckenerregend und noch dazu unheilbar ihre Krankheit ist. Instinktiv suchen sich diese Armsten selber zu verbergen, suchen die Einsamkeit, die dunkelsten Ecken, die Wildnis auf.

„Stimmen aus dem Elendstal!“ Ja, in der Tat traurige Stimmen und Wehmutsklagen möchte ich diese Mitteilung über das zur katholischen Mission Uru gehörende Ausfägigenheim nennen und den freundlichen, gefühlvollen Lesern einige der Unglücklichen vorführen in Wort und Bild.

Ich war schon mehrere Monate in der kleinen, traulichen Station Uru, im Herz-Jesu-Rosengarten, wie ich unser armes Kirchlein, das ich durch einige Malereien etwas zu verschönern suchte und das stets mit Rosenschmuck, in Weiß, Rosa Gelb und Purpur geziert ist, zu nennen pflege, aber ich konnte mich lange nicht entschließen, das Elendstal zu besuchen. Schon ehe ich diese Unglücklichen zu sehen bekam, krampfte sich mein Herz vor Mitleid zusammen. Wenn unsere gute Sr. Siena von diesem beschwerlichen Wege nach dem Elendstal, das sie mehr als eine Stunde durch die heiße Steppe, bergauf, bergab führte, nach Hause kam, war sie still und ernst, fast schwermütig ob des Elendes, das sie dort gesehen, ob des Jammers und der verzweifelnden Ausbrüche und des finstern Hinbrütens, das sie schaute und dem sie mit bestem Willen doch machtlos gegenüberstand. Auch der Pater Missionar erzählte mir, wie wehe ihm oft zumute ist, wenn er, auf Apostelpfaden wandernd, seinen Weg zu diesen Unglücklichen nimmt, wenn sie jammern und klagen über Hunger, Hilfslosigkeit, langwieriges Siechtum, ohne jedoch besondere Schmerzen zu fühlen, über Verlassenheit, quälende Langweile. Wohl ist die Regierung bemüht gewesen, für sie zu sorgen; sie hat den Ausfägigen den großen auch fruchtbaren Platz angewiesen, hat sogar gestattet, daß sie nach Wunsch mit ihrer eigenen Familie dort zusammen sein dürfen, im Falle einige ihrer Mitglieder eben aus Liebe bereit sind, sich

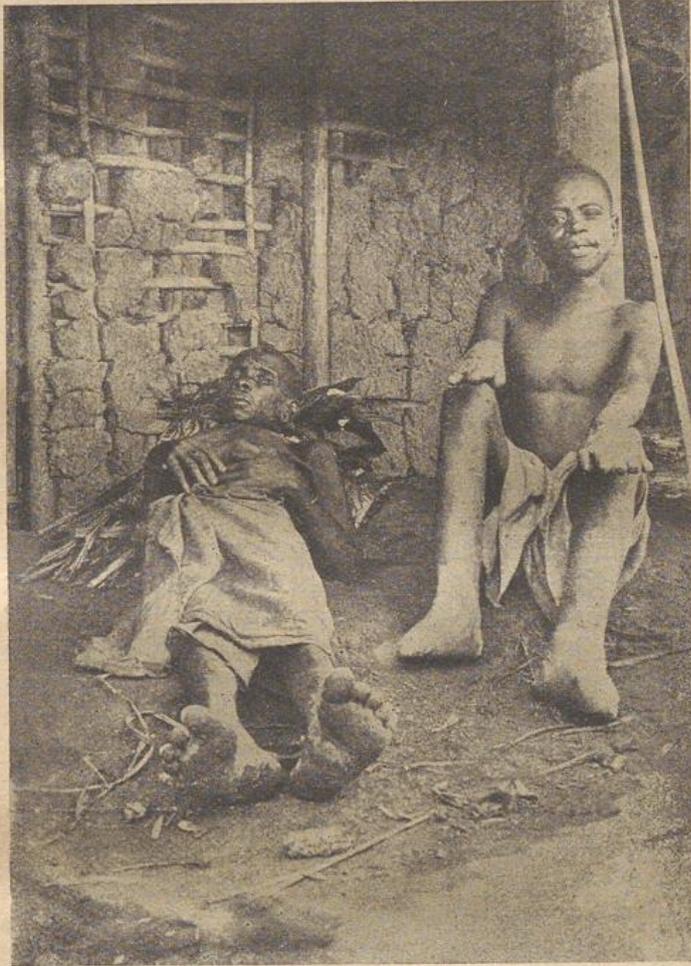
für sie zu opfern. Ihre alten zerfallenen Hütten wurden ausgebessert und jedem sein Feld für Mais und Bananen angewiesen, welches sie sich nach Möglichkeit bebauen und besorgen können. Wöchentlich einmal kommt der Arzt, um nachzusehen und ihnen Linderung zu verschaffen. Eine offene, lustige Hütte ist ziemlich abseits von ihnen an der Grenze für den Arzt gerichtet. Zu ihm müssen sich die Kranken begeben; er hat in der



Schwester Siena auf dem Wege zu den Ausfägigen
Im Hintergrunde
Schwesternhäuschen von Uru, das andere die neue Küche

letzten Zeit sogar mit Einspritzungen versucht, die furchtbare Krankheit aufzuhalten. Wöchentlich einmal kommt auch der Pater Missionar und bringt Abwechslung in das eintönige Leben der langsam Dahinsterbenden. Er führt sie zu Gott und lehrt sie die Tröstungen der heiligen Religion kennen. Er kommt zu ihnen bis vor die Türe zu ihrer Hütte, um stehend bei ihnen zu unterrichten, zu predigen, zu trösten und zu ermuntern. Stellenweise kommt auch ein protestantischer Pastor, um

seine Schäflein zu besuchen. Die Regierung hat das Ausfäzigenheim jedoch der katholischen Mission übergeben, und so kommt auch die Kranken- und Schulschwester von Uru, dieselben von Zeit zu Zeit zu besuchen. Außerdem ist ein guter Christ, mit Namen Ignaz, ein intelligenter Mann, welcher selbst eine sehr traurige Leidenszeit hinter sich hat, damit betraut, unmittelbar, ganz nahe dem Ausfäzigenheim wohnend, die Kranken



Ganz in Gottes Willen ergeben

täglich zu überwachen, daß keiner ohne die heilige Taufe und Tröstung der heiligen Religion ins Jenseits gehe. Ignaz hat sich selber zu diesem heroischen Liebeswerke angeboten und bekommt von der Regierung dafür eine kleine Entschädigung; er ist ein edler Charakter, und gegenwärtig wird er sogar für Krankendienste extra noch besser ausgebildet auf Wunsch der Regierung, des Paters Missionar und des guten, menschenfreundlichen Arztes.

Soviel im allgemeinen über unser „Ausfägigenheim“. Jetzt will ich versuchen, die Leser und Leserinnen mit mehreren der Unglücklichen näher bekannt zu machen, nachdem ich selber in Begleitung der Krankenschwester es wagte, die Unglücklichen zu besuchen. Mehrere Platten hatte ich mir in die Kassetten gelegt, um Bilder zu machen, die das Elend besser veranschaulichen, aber schon nach der zweiten Aufnahme zitterte die Hand, Tränen verdunkelten meinen Blick, ich war mir überhaupt nicht mehr sicher, ob die Aufnahmen etwas geworden sind, so tief hatte mich der Anblick der Unglücklichen ergriffen, und doch, es waren keineswegs die Schlechtesten, Kränksten, die in ihrem namenlosen Elende vor mir standen.

Schon die Ankunft, der Ort, die Gegend für die Ausfägigen, reserviert und streng abgeschlossen, hat etwas Ergreifendes für sich. Welch ein Unterschied war es, aus dem Reiche der glücklichen, gesunden, im Genuße des Lebens schwelgenden Menschenkinder in den Ort des Todes, der lebendig Begrabenen einzutreten!

Der Weg von der Missionsstation Uru, immer bergab, führt durch wohlgepflegte Alleen mächtiger Bäume, an großen Kaffeepflanzungen vorbei, teils weiß und duftend blühend, teils schon mit korallenroten Beeren behangen, in glänzendem Blättergrün. Heitere, glückliche Menschen sieht man darin arbeiten, hört fröhliches Lachen und zuweilen den monotonen Gesang der Neger. Vögel, Wildenten fliegen vom Wege auf; dann kommt man durch schöne Bananenhaine, deren grünseidene schimmernde Blätter sanft im Winde rauschen und unter welchen versteckt die Hütten der Eingeborenen stehen. Man hört das kindliche Lachen und Geplauder der schwarzen Kleinen, welche zum Teile vor den Hütten oder auf der Straße spielen und jedem Auto vorbeifahrender Europäer nachlaufen oder ihr freundliches „Jambo“ (sei gegrüßt) zuschreien. Muntere Ziegen meckern, einige Rinder, kleiner wie in Europa, sind friedlich am Grasfen, Vöglein zwitschern in den Zweigen und flattern herum in ihrem bunten, wundervollen Gefieder, ihren hochroten Köpfchen und gelben Schnäbelchen und dabei nicht selten geschmückt mit einer langen, grünen und roten Federschleppe als Schwanz. Ganze Herden graugrüner Papageien fliegen uns kreischend über die Köpfe. Bunte Spechte hacken und hämmern an den Baumstämmen. Überall fröhliches Leben, fleißiges Arbeiten, denn im ganzen genommen sind die Wadschaggas ein fleißiges, strebames Volk. Junge, kräftige Frauen tragen mächtige Lasten Gras auf ihrem Haupte. Männer in ihre langen, weißen Causa's gehüllt, stehen oder sitzen am Wege in Gruppen beisammen, „Shauri“, Ratsversammlung haltend, denn sie sind überall die Herren der Schöpfung.

Jetzt kommt eine Biegung des breiten, schönen Weges. Ver-

rammelt, mit Baumstämmen, Steinblöcken, wildem, stacheligem Kaktusgesträuch und hohen Dornhecken eingezäunt, gleichsam von den Lebenden abgetrennt, beginnt das traurige Reich des Todes. Stille, totenstill ist's hier. Kein Ton, kein Laut eines menschlichen Wesens, kein ordentlicher Fußpfad mehr, sondern verwildert, ungepflegt. Dornbüsche, woran man mit den Kleidern hängen bleibt, Gräben und Löcher zum Überschreiten, Steine mitten im Wege und wucherndes Buschwerk. Dann etwas weiter hinein wieder ein großer, breiter Graben, wie absichtlich als Grenze gemacht. Jetzt beginnt das Aussäzigenheim, — wenn das ein „Heim“ zu nennen ist. —

Wir stehen vor der ersten Hütte. Stille! Alles ist still. Aber die Sonne scheint doch so golden, der Himmel ist so blau, und mächtige, uralte Bäume ragen hoch über die niederen Hütten, eine blühende Bananepflanzung ist im Hintergrunde. Nichts rührt sich. Halt, da raschelt es zu unseren Füßen, durch die Farnkrautblätter windet sich ein grünseidenschimmerndes Schlanglein und streckt erzürnt das zischende Zünglein heraus, dann verschwindet es rasch unter einem Steingeröll. Jetzt endlich sehen wir hinter der Hütte versteckt ein paar arme Aussäzige kauern. Auf den freundlichen Ruf der Krankenschwester, deren sanfte Stimme ihnen wohl bekannt ist, wagen sich die Unglücklichen hervor. Bald erscheint auch der Aufseher.

Kein Wort sprechen sie. — Stumpfsinn, Mutlosigkeit steht auf den aufgedunsenen, geschwollenen Gesichtern, die Augen glanzlos, eingefallen wie bei Totenmasken und, ach, Füße und Hände verstümmelt. Ein alter Mann mit einem Stocke gehend, weil das linke Bein bis zum Knie gekrümmt ist und bald ganz abfaulen wird, war noch am heitersten und nahte sich gerufen herbei. Seit zehn Jahren ist der Arme schon da mit Weib und Kind, beide dem Aussäze ebenfalls verfallen. Als er vor mehr als zehn Jahren von der Regierung gezwungen wurde, das Aussäzigenheim zu beziehen, war das Weib noch gesund; sie wollte und konnte ihn nicht verlassen und teilte freiwillig sein trauriges Los. Welch' schönes Vorbild ehelicher Liebe und Treue! Am bedauernswertesten ist das Kind am Arme dieser Mutter, welches ebenfalls auf dem aufgedunsenen Köpfschen schon Spuren der schrecklichen Krankheit trägt. Seit zwei Jahren ist er ein eifriger Katechumene, mit ihm auch sein Weib; sie finden ihren Trost in der Hoffnung auf die himmlische Heimat, wo es keinen Schmerz, kein Leid mehr geben wird; er ist heiter und ergeben in den „Willen Gottes“, „Amri na Mungu“, wie die Eingeborenen so schön sagen, auch oft beim größten und schwersten Unglück.

Ein noch junges Mädchen, Protestantin, ganz abgezehrt, mit dünnen, schlotternden Beinen, mit dem Antlitz einer alten Frau, mit schon geringelten, unnatürlichen gräulichen, steifen Haaren,

ist das Gegenteil von diesem Ergebenen. Das Mädchen hatte einst bessere Tage gesehen und schöne Kleider getragen; und nun muß sie hier einsam, weggerissen von den Ihrigen, ihre Lebensstage so freudlos verbringen. Sie nennt sich „Hagar“, die in die Wüste Verstoßene. Ist sie nicht viel ärmer, als diese war? Niemals lacht sie, niemals spricht sie, nur zuweilen im Übermaß ihres Schmerzes schreit sie schrill auf oder versucht gar zu entfliehen; doch die Arme kommt nicht weit, die schwachen Beine tragen sie nicht, und der Aufseher führt sie wieder in die Hütte, in ihr Gefängnis zurück. Hagar ist bis jetzt der katholischen Religion noch unzugänglich; sie denkt an ihren Religionsunterricht und sagt, sie sei verloren, eine Geächtete, sie sei mehr als Hagar, die von Abraham Verstoßene, sie sei von Gott selbst verstoßen hier in diese Wüste geführt, eine Tote unter den Toten, und sie warte, daß bald ein „Simba“ (Löwe) in diese wilde Einsamkeit sich verlaufen wird, es gibt ja deren genug in der Steppe, der wird sie dann von der Pein erlösen. — Das sind Stimmen, traurige Stimmen aus dem Elendstal! —

Da ist eine andere Frau, die Witwe Magdalena mit ihrem Töchterlein, ein hübsches Kind von 6 bis 7 Jahren. Sie hat keine Zehen, keine Finger mehr, und doch humpelt sie noch in ihr Feld, arbeitet mit den Handflächen, mühsam die Hacke mit ein paar Knöcheln der abgefaulten Finger haltend; sie arbeitet für ihr Kind, ihren einzigen Trost, ihr Alles, damit es doch genug süße Bananen, saftiges Zuckerrohr und Mais zu essen habe. Armes Weib; doch sie hat noch etwas zu lieben, für jemand zu sorgen, ihr Kind, das schöne Mägdelein, das sich so gerne eng an die treue Mutter schmiegt. Bis jetzt ist das Kind noch gesund. Der Arzt wollte es ihr nehmen, da weinte und schrie sie, ja sie brüllte wie eine Wahnsinnige, und Matefo, d. h. Schmerzenskind, wollte sich nicht von ihr reißen lassen. Ich hörte, daß man ihr die Kleine doch eines Tages nehmen werde, bevor sie angesteckt wird. Die kleine Matefo soll zu uns nach Uru kommen, aber unsere Hauskinder und deren Eltern fürchten sich davor. Was wird die arme Magdalena dann tun, wenn sie ihres Kindes beraubt wird? —

Eine alte Frau, wenigstens sieht sie so aus, steht am Ende der Gruppe. Nur mürrisch und gezwungen kam sie näher. Mamka heißt sie und ist schrecklich anzuschauen; sie hat keine Nase mehr, und die Lippen und Wangen sind angefressen. Doppelt unglücklich ist Mamka, denn sie kann sich nicht in ihr Schicksal ergeben und ist schon mehrmals aus dem Aussäzigenheim geflohen. Sie wurde immer gewaltsam zurückgebracht mit den Ihrigen, denn sie ist eine verstoßene Frau aus einem noch stockheidnischen Kraal; dort sah man sie als

20

eine zur Strafe von den Vorfahren Gezeichnete an und wandte sich mit Abscheu von ihr ab.

Da sind zwei Brüder, wo der jüngere, David, den älteren, weil er aussätzig ist, nicht verlassen wollte und das schreckliche Los freiwillig mit ihm teilt. Er holt das Wasser, kocht, ackert und pflanzt und hilft und pflegt den Bruder — ein rührendes Bild getreuer Bruderliebe. —

Im großen ganzen helfen sich die armen Aussätzigigen gut untereinander; sie führen, stützen, pflegen einander und arbeiten, so gut sie noch können, mit einer Hand, oder wenigstens mit den Handflächen, ohne Finger. Die Bearbeitung ihrer kleinen Felder ist noch eine Abwechslung für sie und eine gute Einrichtung; sie bekommen ja noch etwas beigesteuert, damit sie leben können. Sr. Richardis in Uru erzählte mir, daß ihr einer der Aussätzigigen bei ihrem Besuche im Elendstal seine Hände zeigte und bat, man möge ihm doch jetzt die bereits langsam abfaulenden Finger abschneiden, damit er auch so gut noch arbeiten könne wie diejenigen, welche bereits nur mehr die innere Handfläche zum Arbeiten benützen.

Für die ganz Elenden, ich habe dieselben nicht mehr näher in Augenschein genommen, kocht der gute Ignaz, der Aufseher, und holt Wasser und was sie eben bedürfen.

Etwas weiter abseits sind noch einige gut instandgehaltene Hütten. Diese haben eine eigene Geschichte, eine wehmützig traurige, aber auch tröstliche, herzerhebende.

Da wohnt eine protestantische Familie, einst reich und angesehen; der Mann hatte sogar eine schöne Anstellung bei der Regierung. Er und seine Frau können lesen und schreiben; sie haben sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchterchen, und besitzen noch ihre Ziegen und viel Hausgeräte. Der Mann nennt sich und vergleicht sich mit Vorliebe mit dem frommen Dulder Job, und in der Tat, er ist es auch, nur mit dem Unterschiede, daß sein geliebtes Weib ihn nicht ausspottet, wie Jobs Weib getan, sondern, nachdem ihn das schreckliche Unglück, „aussätzig“ zu werden, befallen, aus freien Stücken mit ihm ging, und alle Kinder folgten ihr. Treue Gatten- und Kinderliebe machen den Unglücklichen glücklich. Wie ein Heiliger ist er, ganz ergeben; es ist ja aller „Amri ya Mungu“, der Wille Gottes, und der sei gepriesen in alle Ewigkeit! — Der edle Dulder leidet keine Not, denn er ist reich, hat auch schöne Felder, und unermüdlich sorgen die Seinen für ihn. Die Kinder sind klugerweise etwas separat in einer Hütte, brav und wohlgezogen, sie lesen fleißig die Bibel und schöpfen ihren Trost in der Religion ihres Vaters, welcher aber letzte Zeit durch die häufigen Besuche des seeleneifrigen Missionars und Superiors von Uru, Pater Johanni Todorowsky, immer mehr zum katholischen Glauben hinneigt.

An mondhellen Abenden, wenn die Sterne am Himmel flimmern und wie Engelsaugen auf die traumselige Erde herniederschauen, da ertönen aus dieser Hütte im Glendstale nicht selten Psalmengesänge, so linde und wehmütig, so flehend, daß die Leute über der Grenze des Aussäzigenheimes dieselben hören und tief ergriffen lauschen.

„Gedenke ich Deiner auf meinem Lager, so sinne ich noch am Morgen über Dich, denn Du bist mein Helfer. Und im Schatten Deiner Flügel will ich jubeln, Dir hängt meine Seele an; Deine Rechte hält mich aufrecht.“ (Psf. 62.)

Oder der fromme Dulder Job stimmt mit seiner nun allerdings schon schrill und unnatürlich gewordenen Stimme seinen Lieblings- und Trostgesang an: „Singet dem Herrn ein neues Lied: denn er tut Wunder!“ Ja, er tut sie; er tut Wunder der Ergebenheit in seinen heiligen Willen an diesem seinem treuen Diener Job, einem Unglücklichen, der sich dennoch im Herrn, seinem Gott — glücklich fühlt.

Nicht nur friedvoll, nein, auch freudvoll sind seine Züge.

Außer diesem glücklichen Aussäzigen, obwohl seiner Zehen und Finger beraubt, ist auch noch eine alte Frau mit silberweißen Haaren unter den armen Aussäzigen, ebenfalls ganz geduldig und gottergeben mit allem zufrieden und stets dankbaren Herzens für alles, was ihr Liebes getan wird. Anga heißt diese weiße, alte Frau, d. h. Licht, — sie ist zwar noch nicht getauft, aber es ist bereits Licht geworden in ihrer Seele, und sie wird bald getauft werden. Immer zufrieden, nie klagt dieses alte Mütterchen, das beständig vor der Hütte in der warmen Sonne liegt und zum Himmel aufschaut. Die edle Gattin des frommen Job kommt auch zu ihr und gibt ihr Speise und Trank; sie kann nicht mehr allein essen.

Angas Gedanken und Blicke sind nur mehr auf den Himmel gerichtet, auf das heiligste Herz Jesu, dessen Medaille sie trägt, zu dem sie betet, auf das sie hofft und vertraut. Wie ein Himmelslicht in dunkler Nacht ist der armen Alten die Aussicht auf ihre baldige heilige Taufe, auf die Genesung ihrer Seele; sie freut sich, bald ein Kind Gottes und rein, ganz rein vom Aussatz der Sünde zu werden. Wie gut sie alles versteht; wie glücklich lächelnd sie ausah! — Mit diesem letzten, tröstlichen Bilde schieden wir aus dem Aussäzigenheim im Glendstal und kehrten wieder heim.

Immer bergauf, bis wir vor dem trauten alten Kirchlein in Uru standen. Die Zypressen- und Rosen-Allee duftete uns von weitem entgegen. Ins Kirchlein eingetroffen, knieten wir nieder vor den Stufen des Altares. Mild und barmherzig blickte die Herz-Jesu-Statue auf uns hernieder, und mit dankerfülltem Herzen stiegen unsere Gebete als Dank für seinen

Schutz und seine Gnade und die Gesundheit, denn wahrlich, dies ist der größte Schatz, zum Herrn empor.

Noch lange sah ich im Geiste die Unglücklichen vor mir und besonders die gute, arme, alte Anga, von welcher mir die Schwester Siena soviel Liebes zu erzählen wußte, wie sie so geduldig und ergeben sei, und das göttliche Herz Jesu so sehr liebe und so leicht kurze Gebetlein auswendig bete, welche sie der gute Ignaz lehrte. Anga ist so recht ein Himmelslicht in dunkler Nacht auch für die andern geworden.

„Und wenn die Augen brechen,
Entflieht der Erde Schein,
Wird sie noch sterbend sprechen:
Herz Jesu, ich bin dein!“

Im ganzen wohnen 27 Familien im Aussäzigenheim, wovon immer einige Gesunde oder auch Bessere darunter sind. Die Toten werden auch daselbst begraben; gewöhnlich sterben sie rasch und leicht, meist Schlaganfall. Die Elendesten sind ganz schreckliche Gestalten, gleichen einem förmlichen Skelett, wenn das Fleisch teilweise schon ganz abgefaut ist, aber zum Glück dauert es dann, auch bei den ärgsten, nicht mehr lange. Sie werden dann auch schon mehr oder weniger geisteschwach und wie geistesabwesend; sie verbergen sich meist in der dunkelsten Ecke der Hütte und gehen nie ans Tageslicht. Der Aufseher erzählte, daß ihn einer dieser schlimmsten Aussäzigen flehentlich bat, er möge doch die Hütte über ihm zusammenbrechen, auf daß sie ihn erschlage und sie sein Grab würde.

Das sind traurige Stimmen aus dem Elendstal, düstere Bilder, und es ist gewiß ein gutes, ein hochedles Werk, diesen Unglücklichen soviel als nur immer möglich Erleichterung zu verschaffen. Welche Freude haben sie, wenn man ihnen schöne, glänzende Medaillen oder gar Rosenkränze bringt, oder wieder frische Lappen für ihre Wunden. Männer und Burschen haben die größte Freude, wenn man ihnen Tabak schenkt; Frauen sind glücklich mit einer Handvoll Salz oder einem Stück Seife.

O, wie dankbar waren sie in Uru, besonders die gute Sr. Siena, für ihre lieben Kranken, als sie vor längerer Zeit weiches Verbandszeug und Wäschestücke durch die Güte der St.=P.=Claver=Sodalität erhalten hatte.

Gott segne alle lieben Wohltäter, welche uns helfen wollen, die todtraurige Lage dieser Unglücklichsten zu erleichtern, und von Zeit zu Zeit ihr Scherflein dazu beizutragen, damit wir imstande sind, ihnen diese Freude bei jeweiligen Besuchen machen zu können. Das walte Gott!

Schw. M. Engelberta.

3

Lustige Ecke

Schla u. „Büblein, wem gehörst Du?“ — „Meinem Vater g'hör ich!“ — „Und wie heißt denn Dein Vater?“ — „Der heißt so wie ich!“ — „Wie ruft man Dich zum Essen, Du kleiner Sapperlo!“ — „Da ruft man mich gar nicht, da komm ich schon so!“

Eine aufregende Szene. Ein Maurer Bäckl trägt auf seinem Buckel einen Pickel mit einem Pack; hinterher geht der Bummler Bockl mit seinem Bockl (Hund). Auf einmal packt der Bockl vom Bäckl dem Bäckl sein Pack und reißt es samt dem Pickel vom Buckel!

Lehrer: „So, jetzt spricht jedes einen Satz, und dann setzen wir denselben in die Befehlsform.“ — Michel: „Der Ochse zieht den Wagen!“ — Lehrer: „Nun, und die Befehlsform von diesem Satz?“ — Antwort: „Hüh!“

Eingegangene Spenden

Aus Nachen gesammelt von den Schulkindern Mark 7,—

Für Heidenkinder: Geldern in einem besonderen Anliegen Mk. 21,—, Jakobus Herfel Mk. 21.—, Adelheid, Braunschweig Mk. 21,—, Maria, Niedersfeld Mk. 42.—, Maria und Joseph, Hellefeld Mk. 21.—, Maria, Gelsenkirchen der lieben Mutter Gottes und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu zum Dank für Erhörung in einem Anliegen Mk. 21.—, Theresia.

Für die Mission: Düsseldorf Mk. 5.—

Für die Missionschule: von den Schulkindern in Saas-Balen (Schweiz) Mk. 1,94.

Almosen: Wattenscheid Mk. 2,50; Wattenscheid Mk. 2,50.

Allen unsern lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt's Gott! Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi! Mit diesem Segenswunsch schließt dreimal täglich unser Gebet für dieselben.

Rätsel

13, 14, 16, 21, 1, 10, 11, 7 Überlegung.

3, 18, 23, 24, 9, 5, 6 Frauenname.

19, 2, 4, 20, 17 Spiel.

18, 15, 12, 22 Fabrikat der Vögel

1—24 ergibt einen Segenswunsch.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer

Versteck-Rätsel

— Arm ist jeder, der nicht an Gott glaubt. Miß ist eine englische Dame. Das „morgen“ ist nicht in deiner Gewalt. Engel sind Gottes Boten. Das Alter muß man ehren. Bet' und arbeit.

Almosengeben armet nicht!

Wort-Rätsel

1. Chicago, Spiritist, Fantasie, Blücher, Faltenwurf: Caritasblüten.
2. Ahre, Agent, Ansbert, Buche, Ahrgau: Regensburg.

Caritasblüten

Nr. 2

Februar

1930

Täglicher Entschluß

Um Lose will ich werben,
Aus denen Heil gedeiht,
Das blüht, und nicht wird sterben,
Gleich Blumen dieser Zeit!

Im Frühling sich behalmen
Frischgrün die Hügelreih'n,
Doch Stürme bald zermalmen,
Was stand im Jugendschein!

Wie liegt einmal zernichtet,
Was hier die Zeit gesehn,
Auch wächst kein Trost, der lichtet
Das Grau'n der Leidensweh'n!

Die Ehre schnell verrostet,
In der die Welt vergnügt,
Und früh ist ausgekostet
Ihr Kelch, der Freuden lügt!

Des Rechttuns Immortelle
Allein ist dauernd Gut,
Das, hehr und morgenhelle,
Im Schirme Gottes ruht!

Der Stolz mit kühnsten Mauern
Sich Prunkpaläste baut,
Wo doch, in ödem Trauern,
Man einst Ruinen schaut.

O, wohl mir, daß sie schlugen
Die Wünsche himmelwärts,
Und nur zum Heiland trugen
Auf immer dieses Herz!

Das Heil, von Ihm empfangen,
Betaut Sein Segen mild,
Und blüht, dort aufgegangen,
Ein ew'ges Frühlingbild!





Die Saat ist reif zur Ernte, doch der Schnitter sind nur wenige

Cala, Tembuland, Südafrika

Wor einigen Tagen kam ein Mädchen von Um-tihloni, einem Gebiete, wo wir bis jetzt noch nie hingekommen waren, und wünschte eine Schwester zu einem Krankenbesuche dortselbst. Weil es schon Abend war und draußen ein furchtbarer Sturm wehte, und der Regen in Strömen herniederfiel, bat ich das Mädchen, bei uns zu übernachten und uns am nächsten Morgen den Weg zur Kranken zu zeigen. — Ich muß hier bemerken, daß hier zuweilen heftige Orkane wüten, so daß es nicht selten vorkommt, daß ganze Häuser im Nu hinweggerissen werden. — Zu unserm Erstaunen hatte sich gegen Morgen alles Gewölk verzogen und die liebe, goldene Sonne beleuchtete in strahlender Schönheit das azurblaue Firmament. Wie freuten wir uns und dankten dem lieben Gott von ganzem Herzen für diese glückliche Änderung des Wetters und glaubten, er hätte das der Kranken zulieb getan.

Eine feierliche Stimmung bemächtigte sich unser, als wir uns, meine schwarze Mitschwester Serafika und ich, bei Tagesanbruch mit dem Mädchen zum Aufbruch rüsteten. Dazu war das Fest „Mariä Namen“; unsere himmlische Mutter hatte also Namenstag. Unter ihrem Schutze traten wir unsere Reise an. Eine frohe Ahnung ließ uns erwarten, an diesem Tage noch etwas für den Himmel zu erreichen.

Wir hatten einen steinigen und steilen Berg zu erklimmen; der Aufstieg war schwierig. Infolge des starken Regens war der Boden sehr schlüpfrig; wir konnten uns nur mühsam fortbewegen. Aber für Jesus und für die Seelen ist einer Missionschwester nichts zu viel. Frohen Mutes setzten wir unsere Reise

fort, bis wir nach etwa zwei Stunden den Gipfel des steilen Berges erreicht hatten. Wir waren nun auf halbem Wege angelangt. Nun hieß es, auf der andern Seite bergab laufen; wir rutschten mehr als wir gingen. Der Fußpfad war sehr schmal, und konnte nur eine hinter der andern gehen. Die Gegend war wildromantisch. Rechts und links, hinter und vor uns erhoben sich majestätische Berge, durchfurcht von wilden Schluchten, welche mit Gestrüpp überwuchert waren und fast einen grauenhaften Anblick boten. Dazwischen plätscherte hin und wieder ein munteres Bächlein und rollte zeitweilig mit Getöse über den Abhang eines Felsvorsprunges, um dann nach kurzer Strecke seine Reise ruhig und friedlich fortzusetzen. Unsere Augen konnten sich nicht genug weiden an der herrlichen, vor uns ausgebreiteten Landschaft. — Wie sehr mag sich erst unser Herz erfreuen, wenn es den Urheber alles Geschaffenen von Angesicht zu Angesicht schauen darf! —

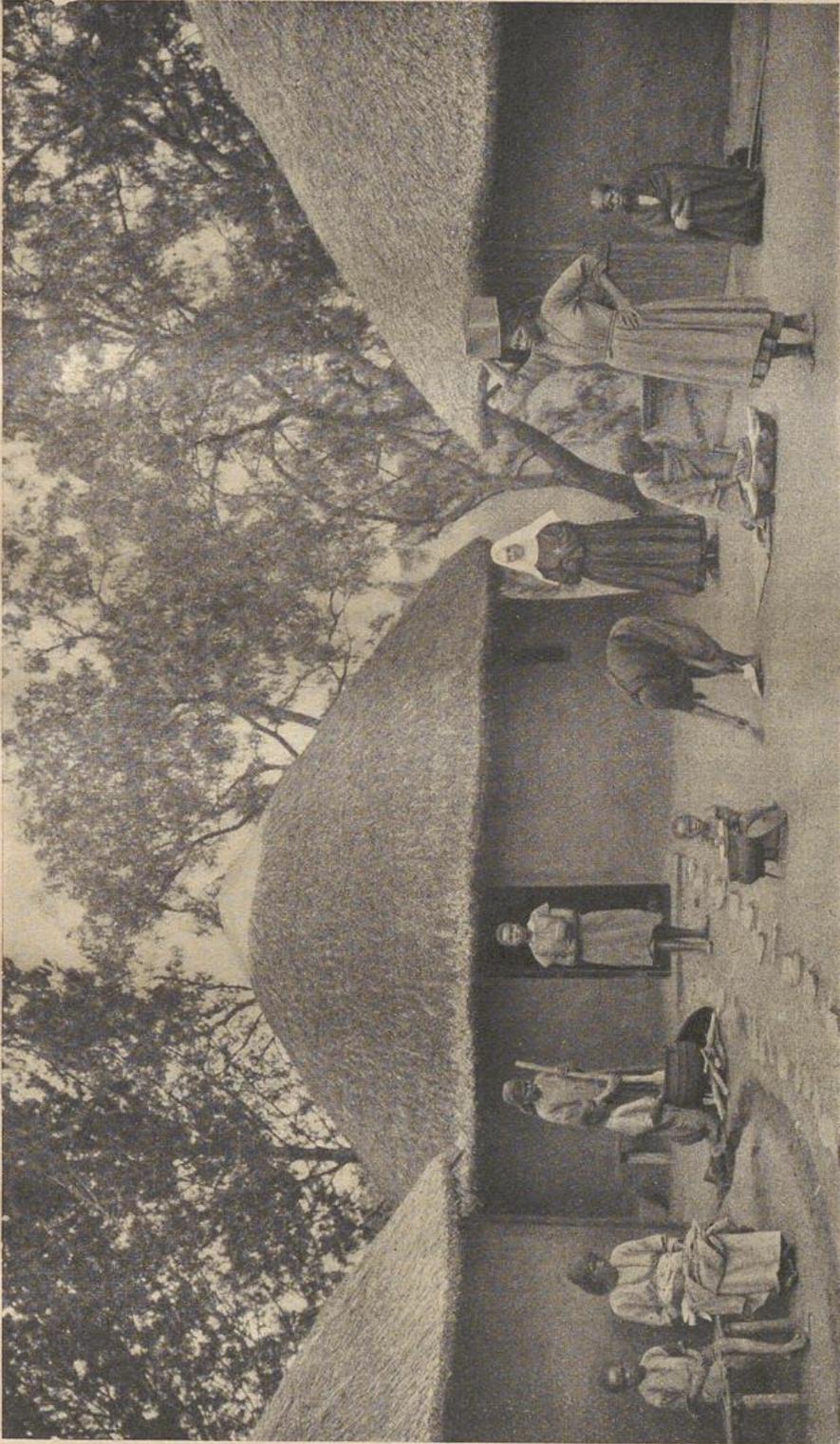
Nach einer Wanderung von ungefähr vier Stunden kam unser Ziel in Sicht. Ganz unten im Tale lagen die Hütten zerstreut umher; von allen Seiten waren sie von Bergen, gleich einer Festung, eingeschlossen. Um jede Hütte waren einige Felder, auf welchen die Männer eifrig am Pflügen waren. Am Abhange eines uns in entgegengesetzter Richtung liegenden Berges graste eine muntere Schar junger Ziegen und ließ ihr helles Blöken zu uns herüberklingen. Das ganze Bild machte einen friedlichen Eindruck. Nur noch wenige Schritte, und unser Ziel war erreicht. Einige Frauen, welche uns erblickten, kamen uns freudig entgegen und geleiteten uns zur Hütte der Kranken. Selbe unterschied sich durch ihre besondere Armut von den übrigen.

Als wir die Hütte betreten hatten, brauchte es eine geraume Weile, bis unsere Augen sich an das Dunkel des Innern gewöhnten, und wir die Gegenstände unterscheiden konnten. Dort in einer Ecke erblickten wir einen Haufen Lumpen; nach näherer Untersuchung fanden wir unter denselben unsere Kranke. Selbe war ein etwa neunjähriges Mädchen, zu einem Skelette abgemagert. Die gefürchtete „Schwindsucht“ hatte hier ihr Opfer gefunden; an ein Auskommen war nicht mehr zu denken. Seine Mutter war im nahen Felde und wurde herbeigeholt. Sie zeigte sich über unser Kommen sehr erfreut und lud uns freundlich zum Sigen ein. In schonender Weise teilte ich ihr den Zustand ihres Kindes mit und gab ihr für dasselbe lindernde Medizin; sie war gefaßt und dankte uns. Nach einem Befragen, ob ihr Kind getauft sei, antwortete sie mit einem „Nein“. Ich bat sie, es taufen zu lassen, und erklärte ihr die Notwendigkeit der heiligen Taufe. — Da ich die Imbus Sprache noch nicht zur Genüge beherrschte, so verdolmetschte mir Schwester Serafika alles. Diese hat ein besonderes Geschick dafür, da sie ihre

Landsleute kennt und weiß, wie man sie fassen kann. — Die Frau begriff gut, was wir ihr sagten; sie zeigte jedoch Bedenken, weil, wie sie behauptete, sie nicht allein darüber entscheiden könne, da sie Gastfreundschaft in dieser Hütte genieße, und deshalb nur die Hauseigentümerin die Zusage geben könne. Sie versicherte aber, daß es ihr eigener Wunsch sei, daß das Kind getauft würde, und erzählte uns, daß ihr Mann sie verlassen habe und sich nicht um sie bekümmere. Nun seien sie heimatlos und genießen hier das Gnadenbrot.

Während wir unser Bedauern darüber äußerten, betrat die Hauseigentümerin, die noch Heidin war und etwas angetrunken zu sein schien, die Hütte und zeigte sich nicht wenig erstaunt, Fremde in ihrem Kraal zu sehen. Die Mutter machte ihr die Ursache unseres Besuches klar und erzählte von unserm Vorhaben, daß wir nämlich Kanatsana, ihrem Töchterchen, einen Paß zum Eintritt in den Himmel geben wollten. Auf diese Weise erklärte sie ihr die heilige Taufe. Jene war sofort einverstanden und wurde nicht fertig, sich über uns zu verwundern und Bücklinge vor uns zu machen.

Wir schickten uns denn an, die Nottaufe zu spenden. Ehe wir dazu kamen, füllte sich die Hütte mit Männern, jungen, stämmigen Burschen und einigen Frauen, alle wohlhänftig gekleidet, nach europäischer Art. Wir wunderten uns, was das wohl zu bedeuten hätte. Doch mein Entschluß stand fest, daß ich das Kind taufen würde, mag da kommen, was da will und wenn ich es mit meinem Leben bezahlen sollte. Im stillen freute ich mich schon auf das Martyrium und erweckte einen Akt der vollkommenen Reue. — Meine liebe Mitschwester war mit demselben Gedanken beseelt, wie sie mir auf dem Heimweg gestand, sie hatte einen heldenmütigen Entschluß gefaßt. Sie sagte: „Schwester, sie hätten Dich zuerst getötet, weil Du eine Europäerin bist, darum nahm ich mir vor, sobald sie Hand an Dich legen wollen, werde ich mich über Dich werfen und so Dich schützen.“ — Welche edle Denkungsart eines Naturkindes! Umsonst schauten wir nach den Kronen aus, die uns von ferne zu winken schienen. Der liebe Gott hatte etwas anderes vorbereitet. Mutig und entschlossen blickten wir den Männern ins Antlitz. Alle saßen schweigend auf dem Boden kauend um uns herum. Nach einer Weile erhob sich einer der Männer, — es schien der Häuptling gewesen zu sein —, und begrüßte uns aufs freundlichste im Namen aller und hieß uns freundlichst willkommen. Er erzählte, daß er uns, die Jungfrauen des Himmels, schon von ferne habe kommen sehen und habe deshalb seine Leute zusammengerufen, um uns zu begrüßen. Unfertwegen ließen sie die Pflüge im Stich; sie hätten sich gedacht, daß etwas Besonderes hier vorgehen müsse, deshalb seien sie herbeigeeilt, demselben beizuwohnen. „Wir wissen,“



Stilleben auf der Missionsstation - Süd-Afrika

so beteuerte er, „wo immer die Amakosazana (Schwestern) hinkommen, da hinterlassen sie Segen, weil ihr Ursprung im Himmel ist. Heil und Segen ist heute über unsere Heimat gekommen.“ Er sagte, daß sie alle verschiedenen Sekten angehören und die meisten aus ihnen getauft seien. Jedoch hat ihnen jemand gesagt, ihre Kirchen seien nicht richtig, es gäbe nur eine wahre Kirche, und zwar jene, denen die Amakosazana angehören. „Nicht Neugierde hat uns zu Euch hergetrieben, sondern der Drang, von Euch, Ihr Töchter Gottes, Näheres über die wahre Kirche Gottes zu hören.“

Wie ging unser Herz auf bei diesen Worten! Freudig dankten wir dem lieben Gott im stillen für diese wunderbare Fügung des Himmels. Selbst das ungebildete Naturvolk empfindet, daß die Lehre außerhalb der heiligen katholischen Kirche eine tote Religion ist und das nach Gott verlangende Herz nicht befriedigen kann.

Voll Bewunderung über das Gehörte dankten wir ihnen in schlichten Worten und erklärten uns bereit, öfters zu ihnen zu kommen und auch den hochwürdigen Pater Missionar zu ihnen zu senden, damit ihnen das wahre Evangelium verkündigt werde, falls sie es wünschten. Freudig stimmten sie alle ein. Sie baten uns zunächst, mit ihnen beten zu wollen und den Segen Gottes auf sie herabzurufen. — Wir waren tief ergriffen. — Das war das Werk unserer lieben, himmlischen Mutter, die uns an diesem ihrem Festtage dahingeführt. „Verherrliche deinen Sohn in diesen Herzen und laß sein kostbares Blut an allen fruchtbar werden!“ Diese Bitte entrang sich im stillen unseren Herzen. Das dünkte uns wertvoller als die Krone des Martyriums.

Wir knieten dankerfüllt nieder. Alle, ohne Ausnahme folgten unserm Beispiele. Zunächst beteten wir das Glaubensbekenntnis und drei Vaterunser und Ave Maria; alle versuchten mitzubeten. Sodann sangen wir zu Ehren der Himmelskönigin und ihr zum Danke ein Lied nach unserer deutschen Melodie und Text „Wunderschön Prächtige“. Uns zitterten die Stimmen vor freudiger Erregung bei all dem Erlebten. Auch den Gesang versuchten die Männer mit tiefem Baß unter Gesumme zu begleiten.

Wie mag sich die Mutter Gottes über diese guten, einfältigen Menschen gefreut haben!

Nach dieser kleinen Andachtsübung schritten wir zur heiligen Taufe. Zunächst bereiteten wir die Kleine ein wenig darauf vor. Sie zeigte ein inniges Verlangen, zum lieben Gott in den schönen Himmel zu kommen. Die Männer und die Frauen knieten ebenfalls und falteten andächtig die Hände. Eine heilige, weihervolle Stimmung schien alle zu beherrschen. Mit angehaltenem Atem beobachteten sie jede meiner Bewegungen.

Und als das geweihte Wasser über die Stirne geflossen und die Worte: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ verklungen waren, antworteten alle wie aus einer Kehle mit kräftigen Stimmen: „Amen.“ Das Kind erhielt den schönen Namen „Maria“. Nachher beteten wir noch ein Dankgebet. Sodann erklärten wir den Anwesenden, daß wir gerade diesen Namen gewählt haben, weil heute das schöne Namensfest unserer lieben Himmelsmutter sei, und wir versuchten, ihnen die Würde der Gottesmutter klarzumachen. Sie meinten aber einstimmig, der Name „Maria“ sei „zu“ erhaben, als daß er einem sterblichen Menschen gegeben werden sollte. Immer und aufs neue beglückwünschten sie die Mutter des Kindes wegen des Glückes, das heute ihrem Töchterchen und dem ganzen Hause zuteil wurde. Sie wurden nicht fertig, uns zu bewundern und uns zu danken. Wir versicherten ihnen, daß wir auch sterbliche Menschen, gleich ihnen und nur Werkzeuge in der Hand Gottes seien und deshalb ihm allein, der uns zu ihnen gesandt, Lob und Dank gebühre. „Kommt auch in mein Haus,“ so erscholl es aus jedem Munde, „damit der Segen Gottes über uns komme.“ — Das konnten wir für heute nicht versprechen, denn es war höchste Zeit zum Aufbruch, wollten wir vor Abend noch zu Hause sein.

Wir verteilten unter alle noch einige Apfelsinen und gaben der Kranken unsern Imbiß, der uns von Schwester M. Claudia vor unserm Weggange in treuer Fürsorge zugesteckt wurde. Dann machten wir uns auf den Heimweg, dem lieben Gott und unserer himmlischen Mutter von neuem dankend. Die ganze Versammlung begleitete uns noch eine gute Strecke den Berg hinan und verabschiedete sich dann in höflichster Weise, uns abermals bittend, bald wieder zu ihnen zu kommen.

Als wir den Berg hinaufkletterten, blies uns der Wind, der inzwischen wieder heftig wütete, in unsanfter Weise ins Gesicht, so daß wir kaum voranschreiten konnten. Selbst der Wind wollte, daß wir bei den nach Gerechtigkeit hungernden Seelen bleiben sollten. Wie gerne hätten wir uns bei ihnen niedergelassen und Hütten gebaut, um das Samenkörnlein Gottes in dieses fruchtbare Erdreich einzusenken! Doch andere Pflichten harrten noch unser. Dieses Werk der Himmelskönigin aufs neue empfehlend, eilten wir, nicht achtend der Müdigkeit, frohgemut unserm lieben Klösterchen zu. Noch ehe der Abend hereinbrach, waren wir wohlgeborgen wieder bei unsern lieben Schwestern und Schutzbefohlenen.

Die Saat ist reif zur Ernte, doch der Schnitter sind wenige! Hätten wir mehr Kräfte, wie Vieles und Großes könnte in diesem großen Gebiete, wo fast ausschließlich nur Ungläubige sind, geschaffen werden! Sende Arbeiter in deinen Weinberg! Wir sind nur drei europäische und drei eingeborene Schwestern,

um den einen Missionar in der Mission zu unterstützen. Schwester Coletta besorgt in diesem Jahre die Haushaltungsschule und hätte notwendigerweise auch noch eine Hilfe nötig. Wir andern besorgen Schule, Haus und Garten, und mir steht noch neben der Schule die Krankenpflege zu. Wie vielen Armen und Kranken kann nicht geholfen werden, weil wir zu wenig Kräfte sind. Wie wehe tut das einer Missionschwester, die leidende Menschheit zu sehen und nicht helfen zu können.

Ihr lieben jungen Mädchen unseres teuren deutschen Vaterlandes, hört auf den Ruf des Heilandes, der heute in bittender Weise an eure Herzen klingt: „Komm auch du in meinen Weinberg!“ Laßt ihn nicht im Winde verhallen. Die Saat ist reif zur Ernte, doch der Schnitter sind nur wenige! Siehe, so viele nach Gerechtigkeit hungernde Seelen strecken ihre Arme hilfesuchend nach euch aus. Wollt ihr sie auf dem Wege verschmachten lassen? So kommt denn und folgt eurem Heilande in mutiger Selbstverleugnung als Missionschwestern nach. Verschiebet es nicht auf morgen, denn ihr wißt nicht, ob es noch ein „Morgen“ gibt. Bedenket, wer einer einzigen Seele das Leben schenkt, dessen eigene Seele ist gerettet! Mögen die Eltern ihre Kinder nicht vom Missionsberuf zurückhalten, sondern sich freuen, wenn der Herr eines der ihrigen eines solchen unschätzbaren Berufes für würdig hält.

3

Aus der Schule

Einer Schülerin wurde das biblische Bild von der Vertreibung der ersten Eltern gezeigt. Die Schwester fragte sie dann, ob sie sich noch etwas von der Erzählung gemerkt habe. Das Kind begann: „Der Himmelsvater hat sie fortgejagt, sie haben nicht gefolgt und haben die Äpfel aufgeessen.“

*

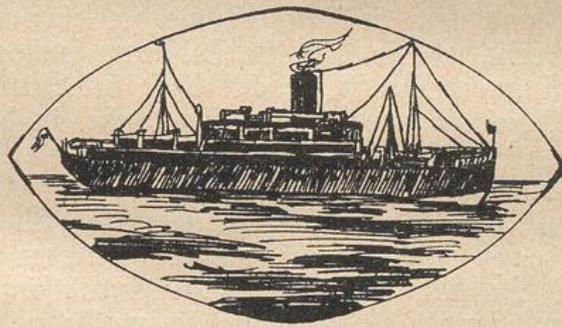
In einer Schule unterrichtet der Priester im Religionsunterricht über „Almosengeben“ und führte unter anderem das reiche Almosen des Pharisäers und das Scherflein der armen Witwe als Beispiel und zur Erläuterung an. Auf seine Frage, wieviel das Scherflein wohl betragen habe, gab eine kleine Schülerin zur Antwort: „Mk. 12,42.“ Über die seltsame Antwort befragt, erklärte sie: „Im Katechismus steht ‚Das Scherflein der armen Witwe, Mark. 12,42 (Markus: 12. Kapitel, 42. Vers).“

3



Schw. M. Hilda Caspar, Schw. M. Ludgarda Nahrgang, Schw. M. Rosalie Friedrichs,
Schw. M. Albertine Foltyn, Schw. M. Verona Batt

Wieder eine Ausreise ins ferne Heidenland! Am 28. Januar schifften sich diese jungen Heldinnen in Rotterdam auf dem deutschen Dampfer „Assukuma“ ein, um in Süd-Afrika ihr Leben dem Werk der Seelenrettung zu weihen.



Das Morgenrot der Freiheit für unsere rhodesianischen Mädchen

Driefontain, Rhodesia

Die Zulu und Matabele überragen unsere armen Mashona und Makaranga sehr an Latkraft und Unternehmungsggeist; daher auch die Tatsache, daß unseren armen Mädchen die Sonne der Freiheit so spät aufgeht; daher so viele unglückliche, entzweite Ehen. Das Mädchen konnte nicht frei wählen, wie es bei den Zulu und Matabele und wohl bei manchen anderen Stämmen längst schon Brauch ist.

Einige Jahre vor unserer Ankunft hier in Driefontain sollte ein christliches Paar getraut werden. Der Bräutigam, Philippo, ein zwar gutmütiger, aber fauler Mensch, war schon längst in der Kirche und wartete vergebens auf die Braut, Julia, ein hübsches, sauberes, fleißiges Mädchel. Sie hatte sich versteckt, weil das Widerstreben ihres Herzens gar zu groß war. Endlich war sie gefunden, und willenslos ließ sie sich hinführen zum Traualtar; sie mußte sich ins Unvermeidliche fügen. Die Ehejahre wurden Wehejahre, wie sie geahnt. Nach wenigen Jahren schon ließ sie der Mann im Elend sitzen; jetzt fristet sie mit ihren vier Kindern ein kümmerliches Dasein.

Vor wenigen Monaten kam wieder ein Brautwerber. Er hatte jahrelang in einer der berühmtesten Industriestädte Südafrikas, in Johannesburg, gearbeitet. Das Mädchen, Eva, kannte ihn kaum und hatte nur das eine oder andere Mal einen Brief von ihm erhalten. Dessen ungeachtet sollte jetzt sofort ohne jeden Aufschub die Hochzeit sein. Wenige Wochen zuvor sagte sie zu uns: „Mein Mann“, — so nennen unsere Mädchen den Buben, an den sie verkauft sind schon vor der Hochzeit — „wird bald kommen, und dann muß ich heiraten.“ Gut, dachten wir, du bist ja alt und verständig genug dazu; so bist du versorgt; und nur beiläufig fragte sie einmal die liebe Schwester Oberin, ob sie den Buben denn auch möge. Als sie mit der Antwort zögerte, machte diese ihr Mut, indem sie ihr andeutete, frei zu sprechen, was sie denke, in dieser Sache könne sie kein Mensch zwingen. Da atmete sie sichtlich erleichtert auf und gestand das Gegenteil.

Bald darauf kam Timotheus, so heißt der Bube; er war seiner Sache ganz sicher, an Widerstand hätte er im Traum nicht gedacht. Da kann man sich seine Enttäuschung denken, als sie ihm ruhig und fest bedeutete, sie wollte nicht heiraten. Es gelang ihm ziemlich, seine Wut zu verbergen — hat sich übrigens nobler, wie vielleicht jeder andere in seiner Lage getan haben würde, benommen. Bald schickte er aber eine Ver-

wandte mit dem Auftrag, Eva zu überreden. Als diese nichts ausrichtete, fürchtete sie Timotheus' Rache.

Es ist eine der barbarischsten Sitten hier, daß in solchen Fällen der heiratslustige Mann die Mutter des Mädchens oder sonst eine weibliche Person, die Verwandte desselben, zu uns schickt mit dem Auftrage, das Mädchen zurückzubringen. Kommt die Betreffende unverrichteter Sache wieder heim, so wird sie so lange mit Schlägen bearbeitet, bis sie sich wieder auf den Weg macht. Daher kommt es, daß manche dieser Weiber immer wiederkommen, und daß sie, durch die bittere Not erfinderisch gemacht, es wirklich fertig bringen, die Mädchen umzustimmen. Wenn ihnen aber das nicht gelingt, können sie sich daheim nicht wieder blicken lassen und müssen bei den Tieren der Wildnis ein kümmerliches Dasein fristen. Da ist es begreiflich, daß auch des Timotheus Verwandte, von ihm ausgeschickt, um die Eva zurückzuholen, mit dem Mut der Verzweiflung zu Werke ging. — Wie es bei den abergläubischen Schwarzen allgemein Sitte ist, daß sie bei einem Mißgeschick, das sie befällt, irgendeine Person für den Urheber desselben ansehen —, so auch hier. Als sie bei Eva nichts ausrichten konnte, stürzte sie sich in blinder Wut auf Emma, eine Freundin Evas, die mit geschwollenem Gesicht und blutenden Ohren davonlief und so außer sich geriet, daß wir sie nur mit größter Mühe beruhigen konnten. Eva hat ein weiches fühlendes Herz; sie litt sichtlich unter diesem Drucke, daß sie selbst Veranlassung zu solch grausamer Behandlung gab. Doch ließ sie sich nicht, wie so viele andere, durch das natürliche Mitleid überwinden und blieb fest. Momentan wird sie in Ruhe gelassen; doch macht sie sich auf neue, heftigere Kämpfe gefaßt. Sollte Timotheus wirklich von ihr ablassen wollen, wie wird sich ihr Bruder, der nach dem Tode ihres Vaters ihr Vormund wurde, zu der Sache stellen? Die alten heidnischen Gebräuche sind noch oft so tief eingefleischt, daß selbst gute Christen sich ihren Anforderungen kaum erwehren können. Es ist z. B. ein altes Gesetz, daß die Frau nach dem Tode ihres Mannes ohne weiteres einem von dessen Brüdern als Weib zufällt.

Als Peter, ein guter Katechist, starb, wollte sein Bruder, der noch Heide war, von diesem Rechte Gebrauch machen. Sie weigerte sich als gute Christin, hatte aber samt ihren Kindern die Heimat verlassen, weil er sie sonst sicher umgebracht hätte. Wo hätte sie sich hinwenden sollen, wenn die Schwestern sie nicht aufgenommen hätten?

Nun aber zurück zu unserer Eva. Ist sie die erste Vorkämpferin der Freiheit unter den Makarangamädchen? Nein, die erste, die es wagte, jede Heirat entschieden zu verweigern, ist Helena. Und ihre Tat war etwas so Neues, so Unerhörtes,

daß selbst unsere besten Christen mit Unwillen und Abscheu davon sprachen. Und sie hatten nicht ganz Unrecht, denn wenn Helena auch etwas an sich für die hiesigen Begriffe Heldenhaftes durchgesetzt hat, so hat sie doch zur Erreichung ihres Zieles schlechte Mittel gebraucht. Warum? Aus Schwäche! Unsere armen Makarangas sind nämlich durchwegs Hasenherzen (moyo we mbudzi), Ziegenherzen, so nennen sie das in ihrer Sprache. Was hat denn Helena getan? Sie hielt ihre Buben, deren sie nicht weniger als drei hatte — sie gilt als eine kleine Schönheit, nicht pechschwarz, groß und schlank gewachsen — hin, weil sie nicht den Mut hatte, ihr Vorhaben, Schwester werden zu wollen, zu verraten, bis der Tag der Heirat festgesetzt wurde. Dann weigerte sie sich, vertröstete aber ihren Vater, der die Ochsen zu bekommen hatte, damit, einen andern Buben suchen zu wollen, was sie auch tat und den sie ebenso anführte. Natürlich verwiesen wir ihr ein solches Verfahren sehr und sparten auch nicht mit Strafen, stellten auch die Echtheit ihres Vorhabens auf lange und harte Proben, die sie bis jetzt gut bestand, weshalb wir hoffen dürfen, daß unser Herrgott ihre Feigheit und Falschheit nicht allzu schwer anrechnen werde.

Vor wenigen Wochen meldete sich eine andere, daß sie Schwester werden möchte. Jetzt, wo der Anfang gemacht ist, sind die andern mutiger, berufen sich merkwürdigerweise auch auf die Pionierin. So nannte Emma ihrem Vater nicht ihr Vorhaben, sondern sagte, sie wolle tun wie Helena. Beide Eltern waren außer sich vor Enttäuschung und Wut. Sie scheint sich wenig daraus zu machen. Helena hat's ja auch getan. Wir sagen immer: „Die Schwarzen sind wie die Affen;“ 's ist buchstäblich wahr, aber was Gutes ist doch daran. Ein skeptischer Beobachter würde freilich sagen: „Daß sich jetzt eine nach der andern meldet, das ist doch reine Afferei; ich gebe keinen Heller dafür.“ Doch, denke ich; freilich werden wir die Leutchen gründlich prüfen müssen, und da wird sich schon viel Spreu zwischen dem Weizen zeigen. Aber daß man darum die ganze Sache verwerfen muß, glaube ich nicht. Sucht sich nicht der Heiland mit Vorliebe die Verachteten und Geringssten aus, besonders heutzutage bei der aufgeblasenen europäischen Kultur, und knüpfte er nicht auch gerne seine Gnadenwirkungen an unsere natürliche Beschaffenheit an, sollte sie auch fehlerhaft sein?

Eine von diesen „Affchen“, ein kleines Ding von etwa zwölf Jahren, muß ich noch näher bekannt machen. Makanditsa kam zum ersten Male vor etwa vier Jahren mit ihrer Großmutter, einer echten Heidin, auf unsere Mission. Sie war damals etwa acht Jahre und hätte darum schon längst zur Schule kommen müssen. Als wir ihr das bedeuteten, da stampfte sie heftig

mit dem Fuße und rief in zorniger Erregung wohl ein duzendmal hintereinander: „A udi di“, ich mag nicht, so daß wir allen Ernstes dachten, die Alte hätte das Kind, was gar nicht selten vorkommt, behegt. Wir ließen sie also laufen, da wir dachten, es sei Hopfen und Malz an ihr verloren. Nach etwa einem halben Jahre starb die Großmutter, und zu unserm grenzenlosen Staunen kam bald darauf Makanditsa, die sich in der Zwischenzeit weit fort von hier in der Wildnis, wo viele Stockheiden wohnen, aufgehalten hatte, ganz aus eigenem Antrieb auf die Mission und in die Schule. Sie wohnte bei ihrem älteren christlichen Bruder in einem Christendorfe in der Nähe. Wer aber beschreibt unser Erstaunen, als sie schon nach wenigen Wochen wieder aus eigenem Antrieb zu uns kam und uns bat, sie als boarder aufzunehmen. Wir trauten ihr natürlich nicht und dachten, das sei nur eine Flause, sie werde schon bald durchbrennen. Aber nein, sie blieb, und eines schönen Tages, kurz vor einem Feste, an welchem eine Partie Kinder die heilige Taufe empfangen sollten, sagte uns der hochwürdige Pater Superior: „Da ist ein Kind, das ist mir durch sein musterhaftes Betragen und seine Klugheit recht aufgefallen. Ich denke, es sollte auch mit getauft werden. Wie lange hat es gelernt?“ Wir waren sprachlos und sagten: „Kaum ein halbes Jahr.“ — Die andern müssen mindestens zwei Jahre hier bei uns gelernt haben. — Der hochwürdige Pater Superior sagte: „Macht nichts, sie wird bei der nächsten Gelegenheit getauft.“ Er hatte sich nicht getäuscht. Das Kind entsprach dem Vertrauen, das ihm entgegengebracht wurde, und ungefähr ein Jahr später kommt es eines Abends ganz verschämt mit seiner Schreibtafel zu mir. — Wenn sie etwas haben, das sie nicht persönlich sagen können, schreiben sie es auf ihre Tafel. — Was stand darauf? „Ich möchte Schwester werden.“ Im ersten Moment lachte ich hell auf, als ich das Häufchen Elend — es ist außergewöhnlich zart gebaut — vor mir sah. Dann aber dachte ich, wer weiß, sucht sich Gott nicht mit Vorliebe die Kleinen und Schwachen aus. Ich sagte ihr also, recht eifrig zu beten und brav zu sein, dann werde der Herrgott schon alles recht machen. Ich glaube fast, die kleine Theresine nimmt ihr Namenskind, das sie fleißig verehrt, in die Schule, wie könnte es sonst nach jedem kleinen Fehler, den es gemacht hat, freiwillig zu mir kommen, ihn eingestehen und um eine Buße bitten. Der Geist Gottes weht, wo er will.

D helfet beten, daß Gott noch viele solcher Seelchen unter den armen Schwarzen entdecken möge; dann dürfen wir hoffen, daß Gottes Ernte reich sein wird.

Inzwischen hatten wir Exerzitien, außergewöhnlich packende, gehalten von einem Jesuitenpater, der im Rufe steht, schon viele Seelen bekehrt zu haben. Die lieben Schwestern von Holy Croß

nahmen auch teil daran, und so hatten wir willkommene Gelegenheit zum Austausch unserer Gedanken. Mit Begeisterung sprachen die lieben Schwestern von ihren Ausgängen in die Außenschulen, und ich war sehr froh, eine derselben auf einem solchen Ausgang vor Beginn der Exerzitien begleiten zu dürfen. Da konnte ich dann mit eigenen Augen sehen, wie die Missionschwester tatsächlich wirkt als Botin Gottes, die Freude und Frieden bringt in die düstern Wohnungen der Heiden, wohin noch bis vor kurzem kein Strahl der göttlichen Sonne gedrungen ist. Zuerst laufen natürlich die Kleinen herbei, die Bübchen nackt, die Mädchen mit ein paar Fezen bekleidet; aber aus aller Augen strahlt ein wahres Meer von Freude und kindlichem Zutrauen. Die Schwester fragt nach den Kleinen, die alt genug sind zum Schulbesuch. Eifrig strecken sie die Fingerchen auf, während die Augen groß schauen auf das geheimnisvolle Ding, das die Schwester jetzt aus der Tasche zieht, Notizbuch und Bleistift. Jetzt werden ihre Namen eingetragen. Das wirkt wie ein Bann. Sollte auch später die Liebe zur Freiheit sie versuchen, von der Schule fern zu bleiben, sie können nicht dem Drange folgen, die Schwester hat ja ihre Namen ins Schulbuch eingeschrieben. Zu meinem Erstaunen kommen auch die Alten, Männlein und Weiblein, mit freundlicher Miene und Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ „Ja,“ sagt liebe Schwester Dagoberta, „die Leutchen sehen allmählich ein, daß wir doch nur das Beste ihrer Kinder wollen, und daß die Mädchen sich einfach nicht mehr zwingen lassen wollen. Da geben sie gutwillig nach.“ Manche kommen sogar jeden Sonntag zur Mission, um Unterricht zu empfangen, und da wissen die Schwestern Virginia und Ephiphana rührende Stückchen zu erzählen von ihrer Einfalt und Wißbegierde und ihrem guten Willen. Ein Ding ist es, das sie hindert, die heilige Taufe nicht bis zur Todesstunde aufzuschieben, sie können die Frauen nicht lassen. Nun, die allermeisten werden doch vor dem Tode getauft, und das junge Volk bricht sich langsam aber sicher Bahn durch den Wall heidnischer Vorurteile, der sie von der Wahrheit trennte.

2

Den klaren Geist, den offenen Sinn,
Ein rein, empfänglich Herz,
Die schöne drei erringst du dir
Nicht ohne Kampf und Schmerz.

G. Hammer.

Mama Kuria

Ein Mann mit wildem Aussehen und struppigem Bart kam eines Morgens zu mir und sprach: „Kannst Du nicht Deinen Wagen schicken, um meine Frau zu holen, denn sie ist krank und kann nicht mehr gehen?“ „O, gerne“, sagte ich, „will ich das tun, und Du kannst mitfahren, Du bist ja müde.“ Bei diesem Anerbieten kam ein ganz kleines Lächeln über seine Züge. Nach einer Stunde hatten wir die kranke Frau hier.

Die Beine waren ganz krumm; sie war kaum fähig, sich zu rühren. Ihr Gesicht war aber ebenso finster, ich möchte sagen, teuflisch, wie das ihres Mannes, der als einer der ersten Teufelsdiener in der ganzen Gegend galt. Ich reinigte ihre Wunden und fragte sie: „Mama Kuria, warum bist Du nicht eher gekommen?“ Sie antwortete mir: „Ich hoffte immer besser zu werden; zweimal in der Woche wurde dem Teufel zu Ehren für meine Gesundheit ein Gomma gespielt, und man hat viel geopfert, denn mein Mann ist der Anführer dieser Spieler. Als wir nun sahen, daß ich nicht besser wurde, wollte ich zu Dir.“

Nun war es mir klar, warum die Gesichter so finster waren.

Es hieß, den Himmel bestürmen für die Rettung dieser Seele, die ganz dem Satan verschrieben war.

Nach ungefähr zwei Monaten besserte sich ihr Zustand. Von Religion durfte ich kein Wort sagen. Auf einmal gewahrte ich, daß die Besserung wieder zurückging und an eine Genesung nicht mehr zu denken war. Ich versuchte es, sie zu fragen, ob sie nicht lieber ein Kind Gottes werden möchte. Die einzigste Antwort war: „Schwester, verliere die Zeit nicht bei mir; meine Religion ist fest wie eine steinerne Säule und Du vermagst nicht daran zu rütteln.“ Das war jedesmal die Antwort, welche ich erhielt, wenn ich auch nur leise dieses Thema berührte. Außerdem sagte sie: „Mein Mann will es durchaus nicht haben, daß ich ein Kind Gottes werde.“ So nahte langsam der Sensenmann, und alle Hoffnung auf Bekehrung schien verloren.

Jeden Donnerstag haben wir in unserer kleinen Kapelle eine heilige Messe; da wurde unsere Kranke ganz besonders der Barmherzigkeit Gottes empfohlen. Ich bat den Priester, welcher die Messe las, einmal mit dieser mohammedanischen Frau zu sprechen. Er gab sich alle Mühe, erhielt aber immer die gleiche Antwort wie ich. Zuletzt sagte er zu mir: „Schwester, ich will jetzt gehen und will für diese Frau beten, denn sie ist so hart wie eine Marmorsäule.“ Der Missionar ging nach Hause, und ohne Zweifel betete er viel und innig für diese Seele.

Ich versuchte es tagsüber noch öfter, bei ihr anzuklopfen, aber immer vergebens. Es wurde Abend, und für mich nahte die Zeit, nach Hause zu gehen. Schweren Herzens trennte ich mich von Mama Kuria, auf deren Gesicht schon der Todesschatten lag. Noch war es nicht zu spät; sie lebte noch, und auf die Barmherzigkeit Gottes vertrauend, sagte ich zu den Christen: „Betet doch viel, denn in einigen Stunden wird sie nicht mehr sein. Möge ihr der liebe Gott doch noch die Gnade der heiligen Taufe geben.“ Als ich am andern Morgen wieder nach Walezo kam, meldete man mir sofort, daß Mama Kuria gestorben und getauft ist. Nun erkundigte ich mich über den Hergang dieses wunderbaren Ereignisses. Unsere Ursula erzählte mir, daß sie kurz vor ihrem Tode gerufen hätte: „Ich will getauft werden!“ Sie nahm ihre Wasserflasche und sagte: „Hier ist Wasser, taufe mich schnell, ich sterbe.“ Nach einigen kurzen Gebeten verschied sie.

Solche Bekehrungen, die Freude einer Missionschwester, helfen über manche Schwierigkeiten und Opfer hinweg. Möchten doch alle Christen für die Bekehrung der Heiden täglich beten.

Kamisi, ein Islams-Lehrer

Er wurde von der Regierung zu uns ins Armenhaus gebracht und sein Zustand war derartig, daß nur noch wenig Lebenstage für ihn zu zählen waren. Ich erkundigte mich freundlich und teilnahmsvoll nach seinem Befinden, fragte ihn nach seinem Namen und brachte ihm einige Apfelsinen; aber er war für alle Teilnahme stumm, sein Mund blieb geschlossen, seine großen Augen schauten mich grimmig an, ich sah, daß alle meine Versuche, ihn zum Sprechen zu bringen, vergebens waren. Doch ließ er mir nachher durch andere seinen Namen sagen. Wie immer, so wurde auch seine Seele dem heiligen Vater Joseph dringend anbefohlen, auf dessen Fürbitte wir hier in Walezo schon so manche wunderbare Bekehrungen hatten. Am folgenden Tag besuchte ich ihn wieder und fragte ihn, was er denn gerne essen möchte. Nun öffnete er seinen Mund und sagte: „Du bist ein Lehrer in Deiner Religion, und ich bin einer in meiner Religion, und jeder wird wissen, was er zu tun hat.“ Darauf folgte wieder hartnäckiges Schweigen für den ganzen Tag. Er zog die Decke weit über den Kopf, um zu erkennen zu geben, daß er mit niemand sprechen will. Unter den Mohammedanern aber herrschte große Freude, daß Kamisi so treu seinem Koran ist. Hie und da hörte man leise murmeln: „O, diesen kann die Schwester nicht umstimmen, der weiß, was er zu tun hat; er gibt einfach keine Antwort. Ja, so muß man es machen, das ist ein guter Lehrer.“

Meine einzige Hilfe war das Gebet. So vergingen mehrere

Tage. Als ich meiner Gewohnheit gemäß wieder zu den Kranken kam, rief er mich selbst an und sagte: „Schwester, schau doch meinen Leib an, er ist jetzt voller Wasser; ich muß sterben.“ „Ja,“ erwiderte ich, „lieber Freund, Du mußt bald sterben. Für Deinen Leib ist keine Hilfe mehr, Sorge darum doch wenigstens für Deine Seele.“ Zu meinem größten Erstaunen bekam ich zur Antwort: „Ja, was soll ich denn tun, sage es mir, ich will es jetzt anhören.“ Nun erklärte ich ihm die notwendigsten Glaubenswahrheiten; er hatte keine Wider-



Weihnachtsarbeit aus dem Sonnenheim Neuenbeken (Haushaltungsschule)
 Holzwagen mit Marzipan überzogen
 Faß, Koffer und Kisten aus Chokoladenteig mit Marzipanverzierungen
 Der Weg und Meilenstein sind auch essbar

rede, sondern flüsterte nur: „Ich will mir die Sache bis morgen überlegen.“

Am andern Tag raffte unser mohammedanischer Lehrer alle seine Kräfte zusammen, saß aufrecht im Bett und rief mit lauter Stimme, so daß alle im Zimmer es hören konnten: „Ich liebe den Mohammed nicht mehr, ich will getauft werden, damit ich zum lieben Gott in den Himmel komme!“ Er faltete seine Hände, bereute seine Sünden und neigte sein Haupt, um die heilige Taufe zu empfangen. Es war ein rührender Anblick. Dann sagte er: „Ich danke Dir, ich bin so glücklich. Nach zwei Tagen war seine Seele im Jenseits.“

Allerlei aus der Mission

Aus Natal

Ein kleines Kind, das aus einem heidnischen Kraal stammte und vor seinem Tode die Nottaufe erhalten hatte, wurde zum Begräbnis gebracht. Es war, wie es bei den Heiden Sitte ist, in armselige Tücher gehüllt. Die Männer waren noch nicht fertig, das kleine Grab auszufrauen, als die noch junge heidnische Mutter herbeieilte und das Kind mit einem ganz neuen Hemdchen bekleiden wollte. Die Schwester sagte ihr: „Mutter, laß es gut sein, zum Begraben ist ein Kind genug bedeckt; gib dieses Hemdchen doch Deinem andern Kinde, das Du zu Hause hast.“ Darauf antwortete die arme Frau ganz treuherzig: „Nein, Inkosazana, ich möchte es diesem Kinde anziehen, damit auch mein Kind ein schönes Hemdchen hat, wenn einst die Christenkinder alle auferstehen.“

*

Schöner Zug der Nächstenliebe

Aus dem Herz-Jesu-Sanatorium in Tzopo

In Tzopo sind sehr wenig Katholiken; dennoch haben die Andersgläubigen sehr viel Teilnahme für dieselben.

Ein junger, verheirateter Mann war schwer krank. Die Andersgläubigen ließen aber bei uns den Priester mit dem Allerheiligsten im Auto holen, so oft der Kranke es wünschte. Nach seinem Tode bekam die arme Witwe von der einen Familie ein schwarzes Kleid, von der andern neue Schuhe, von einer dritten einen schwarzen Trauerschleier; man kaufte ihm auch noch einen Sarg für 30 Pfund Sterling. Die Teilnahme beim Begräbnis war großartig. Der katholische Priester, welcher die Beerdigung vornahm, betete lateinisch und englisch, damit die Umstehenden alles verstehen konnten; unsere Kinder sangen schöne englische Lieder. Das gefiel den Andersgläubigen, und sie beschloßen, eine Kollekte zu veranstalten, damit die katholische Witwe mit dem Kinde in ihre Heimat nach Irland zurückreisen könne.

Durch diese Werke der Barmherzigkeit erlangen manche der Andersgläubigen die Gnade, in den Schoß der wahren Kirche zurückzukehren.

*

Aus Mariannhill

Während der Oktoberferien hielten unsere Schwestern Schule; dreimal am Abend veranstalteten wir Konzerte. Auch die auswärtigen Lehrer waren eingeladen. Mehrere Mütter, die nicht so weit entfernt waren, kamen mit ihren kleinen Kindern auf dem Rücken. Dieses junge Völkchen war aber mäuschenstill bei dem Konzert. In den meisten Fällen haben die Mütter keine Vertretung zu Hause für die Versorgung ihrer Kinder. So kommt es denn auch, daß sie die Kleinen mit in den

Beichtstuhl und auch zur Kommunionbank mitnehmen. Es ist keine Seltenheit, wenn bei der heiligen Messe zur Zeit der heiligen Wandlung, wo ringsum feierliche Stille herrscht, das gesunde, kräftige Stimmchen eines Baby sich vernehmen läßt. Ich kann mir nicht denken, daß der liebe Heiland das übel nimmt.

*

Aus Himmelberg

Vor den Gewittern haben die Eingeborenen einen heilsamen Schrecken. Die Kinder, mögen sie noch so wild und übermütig sein, sobald ein Gewitter im Anzug ist, sind sie die bravsten der ganzen Welt. Unaufgefordert beten sie 2—3 Rosenkränze, selbst mitten in der Nacht.

Es war ein schwüler Nachmittag, als die Kinder zur Arbeit gingen. Einem Mädchen wurde eine Arbeit zugewiesen, welche ihm wenig behagte, und unwillkürlich ließ es seinen Unwillen darüber los. Gegen Abend kam ein Gewitter. Ich kam in die Schule und bemerkte in einer Ecke eine kleine Gestalt betend und weinend; ich ging darauf zu und fragte, was das sei. Das Mädchen antwortete: „Ich habe heute mittag gemurrt, und nun ist der liebe Gott über mich erzürnt und gibt seinem Mißfallen durch den Donner Ausdruck. Ich werde sicher nicht mehr murren. Möge mich der Herr diesmal nach verschonen.“ Es bedurfte keiner Mahnung mehr meinerseits, und das Mädchen ist wirklich bestrebt, seinen Vorsatz zu halten. Schw. Canuta.

*

Drei Mädchen im Alter von 11, 13 und 15 Jahren baten eines Tages um Aufnahme in die Schule. Bisher hatten sie eine protestantische Schule besucht. Die Eltern suchten die Kinder mehrere Wochen und erfuhren schließlich ihren Aufenthalt. Sie versuchten es, die Kinder wieder heimzuholen; diese aber blieben standhaft. Vor Gericht gestellt, verteidigten sie ihre Sache so tapfer, daß sie auf der Station bleiben durften. Auch die Eltern gaben es schließlich zu. Die Mutter besuchte die Kinder öfters und versäumte nicht, als Predigerin einer Sekte, die Kinder zu ihrem Glauben zurückzubringen, aber umsonst. Sie waren nun bereits zwei Jahre in der Schule und äußerten den Wunsch, getauft zu werden; besonders bat das älteste der Mädchen sehr dringend darum. Auf die Vorstellungen, daß sie und ihre Eltern einer andern Sekte angehören, und daß ihr harte Zukunftsproben bezüglich ihres Glaubens bevorstehen, erwiderte Esther, die Älteste, tapfer: „Ich habe alles erwogen und bin mir dessen bewußt; auch bin ich schon erwachsen und kann darum über meinen Glauben selbst entscheiden.“ Bei der nächsten Tauffeierlichkeit wurde Esther auf den Namen „Anastasia“ getauft; sie war nun glücklich und ist ein gutes Kind geblieben. Die beiden jüngeren Schwestern ließen sich jedoch von der Mutter

verlocken und kehrten wieder nach Hause zurück. Wohl kam die Mutter öfter, Anastasia zu sehen; sie blieb aber weit von der Kirche entfernt und wollte nicht einmal mit einem neugierigen Blick hineinschauen, um, wie sie sagte, nicht von dem Zauber erfaßt zu werden. Aber die Barmherzigkeit Gottes ereilte sie, obwohl sie ihr ängstlich auswich. Ihr Mann hatte sie nämlich verstoßen, sich ein anderes Weib genommen und die Kinder ihr entfremdet. In diesem Elend suchte sie Unterkunft auf der Missionsstation und erhielt sie auch. Sie ist eine eifrige Kirchenbesucherin und verlangt nach dem Glücke ihrer Tochter.

*

Wie Chaka zur Königswürde gelangte

Nandi, die Mutter Chakas, war ein Liebling von Senzangakona. Als uneheliches Kind durfte Chaka nach dem Zulu-Gesetz nicht im Königskraal verbleiben und hatte auch kein Recht auf die Königswürde. Die Mutter floh mit ihrem Liebling zu ihren Verwandten. Dieser Liebling Chaka hatte kriegerisches Blut in seinen Adern. Schon als Knabe konnte er bei Hochzeiten und Fechtpartien ganz kaltblütig junge Bur-schen töten. In diesem Alter ging er zum Heere des Dingiswago über. Senzangakona hörte von Chakas Kriegslust und fürchtete für seine eigenen Söhne. Er überlegte mit großer List einen Plan, dessen Gelingen seine Furcht unnötig machen würde.

Er schickte zwei seiner treuesten Räte zu Chaka, welche diesem die Botschaft bringen sollten, daß Senzangakona ihm eine große Herde Vieh zukommen ließe, damit er ein eigenes Heim gründe und für mehrere Frauen den Kaufpreis bezahlen könne. Seine eigentliche Absicht war aber, Chaka dadurch nur zu locken und ihn aus dem Leben zu schaffen.

Die beiden Männer übernachteten auf dem Wege im Kraal eines andern schwarzen Rats Herrn. Dieser wußte genau, daß Chaka getötet werden solle, um den andern Kindern die Herrschaft zu sichern. Er wollte nun den beiden Männern im Dunkel der Nacht das Geheimnis anvertrauen, beachtete aber nicht, daß das alte Weiblein, das in einem Schlupfwinkel in demselben Kraal lag, alles mit anhören würde. Er teilte den beiden Männern in langen, breiten Worten und mit geheimnisvoller Stimme mit, daß Senzangakona diese List gebrauchte, um Chaka in seine Gewalt zu bekommen und ihn für immer verschwinden zu lassen.

Am andern Morgen begaben sich die beiden Botschafter zu Chaka und meldeten ihm, er möge kommen und seines Vaters letzten Willen vernehmen. Die alte Frau jedoch wartete am Wege auf Chaka; sie wollte ihn um jeden Preis retten. Als er nun vorbei kam, rief sie mit prophetischer Stimme: „Wer ist dieser Mensch, der Königsblut in seinen Adern hat?“

Chaka erwiderte: „Ja, ich bin ein Königssohn!“ Nun bat das Weiblein, er möge ihr Schnupstabak geben, um Gelegenheit zu haben, ihn zu retten. Chaka war anfangs ärgerlich und verweigerte es. Als sie ihm aber entgegnete: „Gib mir nur eine Prise; so Du es nicht tust, wirst Du morgen um diese Zeit meine Bitte verstehen“, genügten Chaka diese Worte, um



Drei Hungerige

zu erkennen, daß die einfache Bitte um Schnupstabak einen tiefen Grund habe. Er blieb stehen und bot ihr bereitwilligst eine Prise an, während er die beiden Männer voraus schickte mit den Worten, daß er bald nachfolge. Nun enthüllte das alte Mütterlein die ganze Verschwörung gegen ihn. Chaka kehrte sofort um, nicht zum Kraal der Mutter, sondern zum mächtigen Mtetwa=Chief. Als die beiden Männer ihn nicht mehr sahen, berichteten sie Senzangakona, Chaka sei entflohen.

Inzwischen machte Dingiswago, der Chief der Mtetwas

Chaka zum Induna und nach vielen tapferen Taten zum General. Chaka blieb bei Dingiswago bis zum Tode seines Vaters, dann gab er vor, er wolle heim gehen und seines Vaters Tod betrauern; ein starkes Heer sollte ihn begleiten. Er machte nun seinen Plan zurecht, um den richtigen Nachfolger seines Vaters zu töten. Auf dem Wege dorthin zwang er alle, sich seiner Armee anzuschließen, und als er zu Senzangakonas Kraal kam, hatte er bereits mehrere starke Regimenter. Er umzingelte den Königskraal und sandte Boten mit dem Befehl, der neue Chief möchte herauskommen. Dieser sah keinen Ausweg zu entfliehen und war in wenigen Minuten das Opfer der List und Grausamkeit Chakas. Nun sandte Chaka nach allen Seiten Boten mit der Meldung, er sei der Nachfolger seines Vaters Senzangakona, und drohte allen, die ihm nicht folgen würden.

Zur selben Zeit kämpften zwei Stämme miteinander, die Mtetwas unter Dingiswago und die Ndwandez unter Zwide. Da Chaka die besten Krieger bei sich hatte und nicht so schnell mit seinen Armeen zu Dingiswago kommen konnte, fiel der letztere unter dem Speer seiner Feinde. Die traurige Nachricht kam zu Chaka; er verlor aber keine Zeit mit der Totenklage, sondern machte sich auf, um die starken Heere wieder an sich zu ziehen und sie samt der Mtetwas unter seine Herrschaft zu bringen. Er rief seine Krieger zusammen, eilte dann zu dem geschlagenen Heere der Mtetwas, teilte dieselben in zwei Armeen und stellte sie an zwei verschiedenen Plätzen auf. Die eine Armee mußte den Kriegsgefang der Mtetwas singen, die andern den der Zulus; letzterer war dem Kriegsgefang der Ndwandez gleich. So kamen diese auf die Meinung, dort eine Armee von Zwides Kriegern zu finden und wollten sich mit denselben wieder vereinen, aber Chaka ließ sie umringen und tötete alle Krieger seines Stammes. Nun schickte er zu Zwides Kraal und ließ alle Knaben des Zwides ums Leben bringen; dann ließ er sich zum König der beiden Stämme ausrufen. Auch die Kinder seines früheren Herrn Dingiswago wurden getötet, damit ihm keiner die Regierung streitig machen könne.

Bei dieser Gelegenheit sammelte er ein Heer von über 100 000 Kriegern und kein einziger Stamm in Südafrika war so mächtig wie er. In Zeit von drei Jahren hatte er sich 30 Stämme unterworfen.

Schw. Amata.

*

Der Zulukönig Mpande starb 1872. Eine seiner Töchter lebte noch zur Zeit des Weltkrieges; sie war alt und unverheiratet. Ein Missionar kam oft in die Nähe des Kraals und hatte dort eine kleine Christengemeinde gesammelt. Auch Mpandes Tochter hörte ihm oft aufmerksam zu, wenn er den Reli-

gionsunterricht erteilte und ließ sich dann unter die Katechumenen aufnehmen. Kurz vor dem Kriege sollten einige wenige Glückliche die heilige Taufe empfangen, und bei dieser Gelegenheit sagte der Missionar zu ihr: „Wenn Du später dieses Glück haben wirst, was willst Du dann für einen Namen wählen?“ Sie erwiderte: „Königskinder haben immer und überall etwas Höheres und Besseres, und der höchste Name schickt sich für ein Königskind.“ „Nun,“ sagte der Missionar, „Maria ist der schönste und höchste Name; hieß doch so die Mutter des himmlischen Königs.“ „Nein, er ist nicht hoch genug.“ „Aber ich weiß keinen höheren, da mußt Du schon selber wählen; sicher hast Du schon einen schönen gefunden.“ Nun sagte die Heidin ganz majestätisch: „Als Königskind muß ich den andern meines Stammes etwas voraus haben, und mein Name muß ‚Sehova‘ sein.“

Da brach der große Weltkrieg aus; der Missionar wurde abberufen, und die Königstochter wartete auf dessen Wiederkehr. Sie wußte, daß der Heilige Vater die Missionare ins Heidenland nach Afrika geschickt hatte, und so komponierte sie sich ein Lied zurecht, das sie sich selbst zum Troste immer wieder sang. Es lautete: „Heiliger Vater, wir haben gewartet und gewartet und sind alt darüber geworden.“ (Sabhaka, saze saguga Papa wetu.)

Wohl mochte sie 80 Jahre alt sein, als sie sich einen andern Wohnort aufsuchte, weit entfernt von den Missionaren; dort ist sie schließlich doch noch ohne Taufe gestorben.



Gebetserhörang

Der kleinen hl. Theresia Dank für Erhörang in einem Anliegen.

J. G. M.

Dank der lieben, kleinen hl. Theresia für Erhörang bei zwei schweren Krankheitsfällen unter unseren Kindern. Veröffentlichung war versprochen.

Schw. M. Arsenia C. P. S.

Innigen Dank der lieben Gottesmutter von Einsiedeln und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für die glückliche Hilfe in einer Familienangelegenheit. (Veröffentlichung war versprochen.)

Von einer eingeborenen Frau.

Christliche Frauen erzählen von der mächtigen Hilfe der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu.

Es war vor mehreren Jahren, als auch die Christen in St. Cathrin ihre Namen als Bittgesuch einsandten. Bei diesem Anlaß meinte eine junge Frau, Christina Lutuli mit Namen, o wie gerne möchte ich sie als Heilige begrüßen, wenn sie mir in meinem großen Anliegen helfen würde. Über ein Jahr gebar sie ein gesundes Töchterlein, das sie zum Danke Theresia nannte.

Eine andere, sehr fromme Frau, Alexia geb. Zondo mit Namen, suchte bereits sechs Jahre Hilfe bei mehreren Ärzten, aber ohne allen Erfolg, alle ihre Kinder kamen tot zur Welt. In ihrer Not wandte sie sich an die kleine, heilige Theresia vom Kinde Jesu; und sie gebar ein gesundes Töchterlein, dem die beglückte Mutter ebenfalls den Namen Theresia gab.

Thomas Ngenbe hat um einen Knaben und auch er erhielt den ersehnten Stammhalter.

Ja die liebe, kleine, heilige Theresia ist sich ihres Amtes als Missions-Patronin bewußt.

(Von einer Missionschwester aus der Marianhiller Mission.)

Eingegangene Spenden

Für Heidenkind: Sevinghausen Mk. 21.—, Aloijus; Rheine Mk. 21.—, Anna Maria; Heiligenstadt Mk. 21.—, Elisabeth; Mannheim Mk. 21.—, Robert; Silvingen Mk. 21.—, Barbara; Bachten Mk. 21.—; Hövelhoff Mk. 21.—; Brotdorf Mk. 21.—, Maria; Neuenbeken Mk. 21.—, Christian; Hannover-Rücklingen Mk. 21.—, Katharina; Horrem Mk. 21.—, Maria Theresia; Frixdorf Mk. 21.—, Ferdinand; N. N. Mk. 21.—, Benigna Rita; Bedburg Mk. 21.—; Dülken Mk. 21.—, Robert; N. N. Mk. 21.—, Maria; Neidingen in einem besonderen Anliegen Mk. 20.—, Maria Theresia; Neidingen um Erhörung einer Bitte Mk. 20.—, Hermann Joseph; Tauberbischofsheim D. 5.—; Pfarzgemeinde Ruppichteroth für drei Heidenkinder: Severinus Karl Borromäus, Klara Theresia Mk. 65.—; vier Heidenkinder aus Boisheim: Bertha, Johannes, Maria, Elisabeth Erika, zwei Heidenkinder aus Ruppichteroth; Joseph, Anton.

Für die Mission: Neidingen, gesammelt von mehreren Wohltätern für die Heidenkinder Mk. 15.—; Bremen Mk. 3.—; B. H. Mk. 20; Merzhausen Mk. 4.—; Markelsheim Mk. 7.50; Bochum-Weitmar Mk. 7.50; Mülheim-Styrum Mk. 2.—; Bielefeld Mk. 10.—; Münchenreuth Mk. 6.50.

Für Missionszwecke: Bonn Mk. 7.50; Bochum Mk. 3.—.

Almosen: Rheine Mk. 10.—; Würzburg Mk. 7.—; Bergheim Mk. 2.50; Gronsbardort Mk. 5.—; Büchold Mk. 7.50; Hannover-Rücklingen Mk. 1.50; Aschberg Mk. 5.—.

Für arme Missionschülerinnen: Paderborn Mk. 3.—.

Bittet den Herrn, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende, denn die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige; dieser Wunsch äußerte einst der liebe Heiland seinen Jüngern gegenüber und in ihnen auch uns; wird er darum nicht doppelt jene segnen, die durch ihre Scherflein mithelfen, daß auch ärmere Kinder, die so gerne ihre Kräfte und Talente in den Dienst der Mission stellen wollen, ihr erhabenes Ziel erreichen?

Allen unseren lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt es Gott; es segne und schütze sie das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Rätsel

Aus den nachfolgenden 6 Sprichwörtern:

1. Wie man's treibt, so geht's
2. Eine Hand wäscht die andere.
3. Nach getaner Arbeit ist gut ruh'n
4. Wie gewonnen, so zerronnen
5. Hunger ist der beste Koch
6. Dem Verdienste gebührt der Lohn

Ist je ein Wort auszuscheiden und mit den gefundenen 6 Wörtern ein neues Sprichwort zu bilden. Wie heißt dasselbe?

Auflösung des Rätsels aus voriger Nummer

Erwägung, Therese, Lotto, Nest: Gott segne unsere Wohltäter.

Caritasblüten

Nr. 3

März

1930



Die Sonne neigt zum Westen und winkt zu Rast und Ruh,
Und stille schaut Sankt Joseph dem Jesusknaben zu.
Aus kleinen Holzabfällen macht sich das liebe Kind
Ein Kreuzlein - ach - wofür denn? Und wie es denkt und sinnt!
Sein Vaterherz wird traurig ob solchem Kinderspiel,
Es ahnt mit stillem Bangen das große Lebensziel.
Ans Kreuz wird man ihn schlagen, den heißgeliebten Sohn,
Durchs Kreuz wird er uns bringen des Himmels ew'ge Wohn.

Das Dreikreuzer-Stück des heiligen Joseph

Gin Priester teilt dem Direktor des Propagateur folgendes mit: „Der hochwürdigste Bischof J., welcher bald nach der großen Revolution auf den bischöflichen Stuhl von N. erhoben worden war, bedauerte es sehr, in dieser Stadt kein Ordenshaus zu haben, in welchem junge Mädchen aus vornehmen Familien erzogen werden könnten. In seiner ausgedehnten Diözese hatten sich die Ordensfrauen, welche die Revolution aus ihrem Kloster vertrieben hatte, nicht zerstreut, sondern blieben beieinander und kamen endlich, nachdem sie in mehreren Gegenden umhergeirrt waren, wieder nach Ch. zurück, woraus sie vertrieben worden waren. Der Bischof erbat sich nun von der Oberin einige Nonnen und erhielt sie auch. Bei ihrer Ankunft sagte er zu ihnen: „Ich bin selbst arm und kann auch nichts geben; nehmet Mädchen in Pension, und ihr werdet mit ihnen leben.“

Um in einer Stadt, wo sie niemand außer Gott kannte, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, nahmen sie anfangs arme Mädchen in Pension, welche sie an Vakanztagen öffentlich spazieren führten. Inzwischen wurden, da das Haus keine gesunde Lage hatte, die Lehrerinnen und Mädchen in großer Anzahl krank. Die Schwester Krankenwärterin ging zur Oberin, die zugleich die Ökonomie-Verwalterin war, und bat sie um weniges Geld zum Ankauf einiger Heilmittel für die armen Kranken. „Ach, liebe Schwester,“ antwortete die ehrwürdige Mutter L., „ich bin sehr arm.“ „Meine Mutter, geben Sie mir, was Sie können!“ „Aber, wieviel brauchen Sie?“ „Meine Mutter, da Sie so arm sind, so geben Sie mir zwei Dreikreuzer-Stücke.“ „O, zwei Dreikreuzer-Stücke! ich habe in allem nur zwei, und ganz ohne Geld will ich unser Haus doch nicht lassen.“ „Dann geben Sie mir ein Stück, meine Mutter, und ich will sehen, ob ich nicht ein wenig Lakrizensaft oder etwas anderes für unsere armen Kranken kaufen kann.“

Als sich die Krankenwärterin mit dem Dreikreuzer-Stück entfernt hatte, betrachtete die Oberin wehmütig ihr letztes Stück Geld und sagte bei sich selbst: „Da sitze ich schön in der Klemme mit dieser armseligen Münze an der Spitze einer zahlreichen Familie.“ Plötzlich kommt ihr ein Gedanke, den sie für eine göttliche Eingebung hielt. Blichschnell erhebt sie sich und eilt in die Kapelle, wo eine Statue des heiligen Joseph, beinahe drei Fuß hoch, steht und wirft sich vor diesem Bilde in die Knie. „Mein guter Heiliger!“ ruft sie aus, „Du bist der Verwalter der heiligen Familie gewesen und hast es ihr, obwohl selbst arm, an nichts mangeln lassen. Ich erwähle Dich jetzt zum Verwalter einer andern Familie, und übergebe Dir.

um mein ganzes Vertrauen zu beweisen, meine ganze Geldbörse.“ Hierauf legte sie das Dreikreuzer-Stück in die Hand des neuen heiligen Verwalters und entfernte sich voll Vertrauen. Einige Augenblicke später klopfte man an der Pforte. „Meine Mutter!“ sagte die Pförtnerin, „im Sprechzimmer steht ein Mann, der Sie sprechen will.“ Die Mutter Oberin begibt sich dahin, von einer andern Nonne begleitet. „Sie wissen, meine Damen,“ sprach der Mann, „daß ich für Sie gearbeitet habe.“ „Ja, ich erinnere mich dessen, und wir sind mit Ihrer Arbeit sehr zufrieden.“ „Damals, meine Damen,“ indem er sich fortwährend hinter den Ohren kratzte, „damals — das heißt — nun — was ist es doch?? Damals haben Sie mich zweimal bezahlt; mein Gewissen läßt mir keine Ruhe, und so muß ich Ihnen diese Summe wiedererstaten. Es waren 40 Franks.“ Allerdings eine bedeutende Summe, wenn man nichts mehr hat.

Der neue heilige Verwalter blieb jedoch dabei nicht stehen; bald darauf führt er eine reiche Dame ein, welche ihre Tochter in Pension gibt, darauf eine zweite, dann eine dritte uß. — Endlich im Jahre 1834 sagte die ehrwürdige Mutter zu einem Priester: „Betrachten Sie dieses geräumige Haus, das wir uns erbauen ließen und das uns über 300 000 Franks kostet; es ist ganz bezahlt und das Dreikreuzer-Stück ist noch immer in der Hand des heiligen Joseph.“ Wenn eine angehende Novize beim Auskehren und Abstauben dieses Geldstück findet, so bringt sie es mir: „Meine Mutter, da habe ich dieses Geldstück gefunden.“ „Wo, mein Kind?“ „In der Hand des heiligen Joseph.“ „Gut, das ist sein Platz, lege es nur wieder hin.“

O Mensch, du jammerst und klagst,
Daß allzusehnell entflieht die Zeit.
Gebrauch sie weise, und du machst
Den Augenblick zur Ewigkeit. —

E. Bickmann

Was bei den Eingeborenen die Ochsen gelten

Schw. M. Juliana

Raum kann das heidnische Negerkind lallen, so ist das erste Wort „komo“. Das Hornvieh gilt als etwas Würdevolles, und ein kleiner schwarzer Junge meinte einmal, das gefalle ihm doch am besten, daß in den gemalten Fenstern hinter dem Hochaltar beim Evangelisten auch der Ochse sei. Führt man schwarze Kinder Weihnachten zur Krippe, so ist das erste, was sie beachten: „Guck, da ist der Ochse!“, während die weißen Kinder sofort ausrufen: „Schau die Engel, die Mutter und das Kind!“

Das Bild des Ochsen begleitet den Schwarzen durchs ganze Leben. Wird ein Mädchen geboren, dann denkt der Vater schon an den schönen Gewinn von zehn Ochsen, den er vom Bräutigam des Mädchens erhalten muß. Stirbt ein größeres Mädchen, dann ist große Trauer, weil die Ochsen aus dem Stall verloren gehen. Es wird kein Fest veranstaltet, oder es muß wenigstens ein Ochse zum Festschmaus gegeben werden.

Fragt der junge Heide um seine Braut an, dann muß eine junge Kuh das erste Werbegeschenk sein; will sie heiraten, so müssen zehn Ochsen da sein. Am Hochzeitstag, wenn die Braut kommt, muß sie erst um den Ochsenkraal gehen, und ihr Vater sitzt da, um von da aus den Segen über die Braut zu sprechen. Junge Mädchen gehen dann singend und im Tanzmarsch mit Messer in der Hand zum Ochsenkraal und wählen nach Belieben aus, der von ihrem Wurf getötet werden muß.

Der Kraalbesitzer hält morgens sein erstes Mußestündchen im Ochsenkraal sitzend, da ist sein Ehrenplatz. Frauen dürfen das nicht tun, denn sie sind zu geringen Ranges.

Bei einem Sterbefall wird ein großer Ochse geschlachtet und die Leiche in ein frisches Ochsenfell gewickelt und im Kraal begraben, und zwar nahe beim Eingang, damit der Verstorbene ein Beschützer der Ochsen sei. Sehr oft ist bei Männern eines der größten Hindernisse, Christ zu werden, weil sie sich weigern, die heilige Taufe zu empfangen, und zwar aus Furcht, ihre Leiche komme nicht mehr in den Ochsenkraal. Sind die Eingeborenen aber einmal getauft, dann wollen sie selbst nicht mehr bei den Ochsen begraben sein und bitten, daß sie ja zu den Christen auf den Kirchhof kommen.

Ist bei den Heiden das Trauerjahr abgelaufen, so wird ein Ochse geschlachtet und ein Fest für die Umgebung veranstaltet. Wird eine wichtige Persönlichkeit krank, und muß der Zauberer geholt werden, so ist es selbstverständlich, daß wieder ein Ochse geopfert wird. Kommt ein Wahrsager, dann verlangt er von selbst einen Ochsen für seine Kunst. Wird einem Verstorbenen etwas geopfert, so ist es wieder ein Ochse.

Je mehr Ochsenhädel und Hörner ein Kraalbesitzer über dem Eingang seiner Hütte auf dem Strohdach angebracht hat, desto größeres Ansehen genießt er. Man sieht darin nicht nur ein Ehrenzeichen, sondern betrachtet das als besonderen Schutz für alle.

Nicht selten fragen die Heiden, ob es im Himmel denn auch Ochsen gebe. Regnet es lange Zeit nicht, so meinen sie, die Ochsen hätten im Himmel zuviel getrunken; regnet es viel, dann ist nach ihrer Meinung im Himmel kein Ochse mehr.

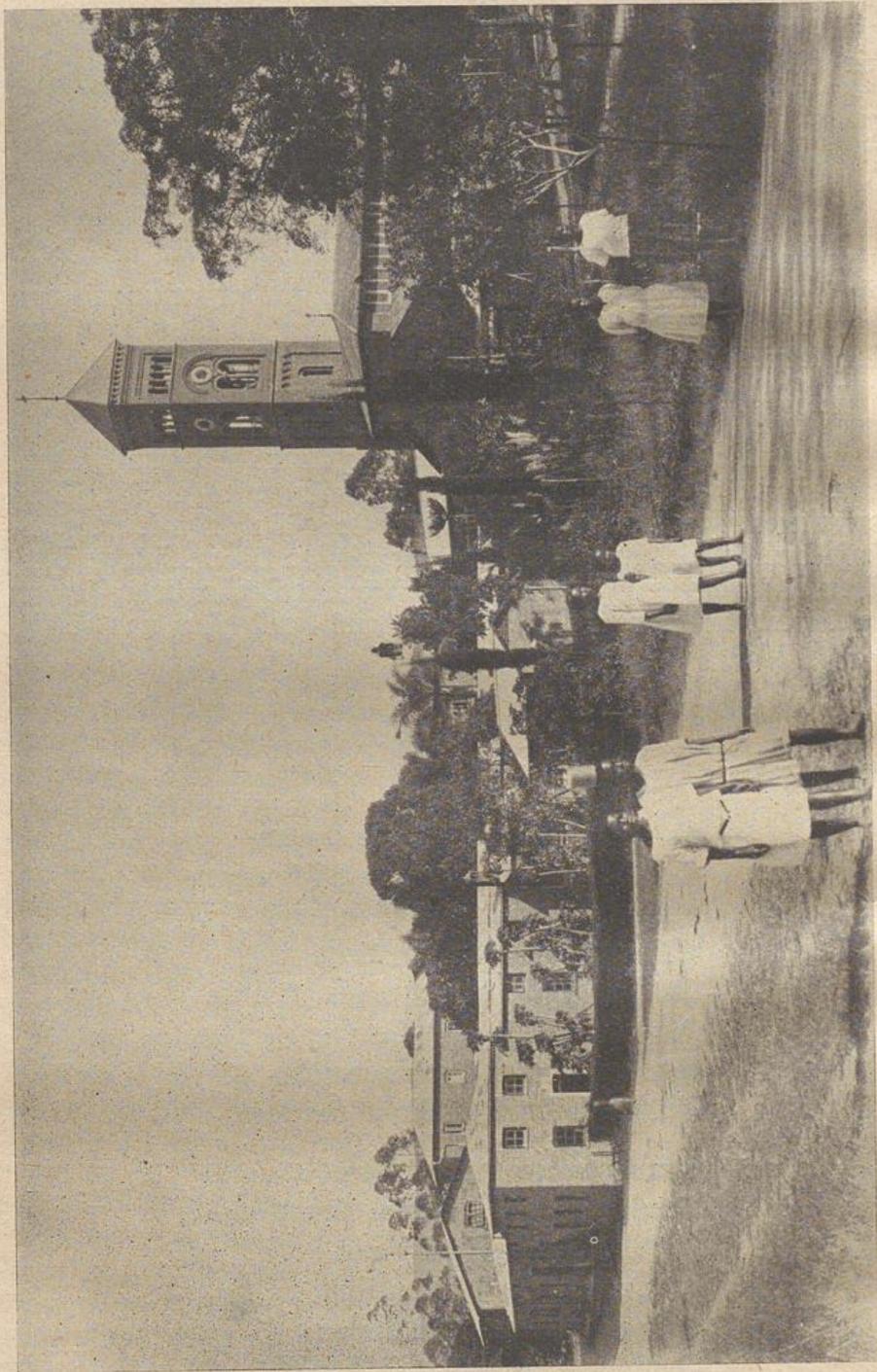
Wird ein neuer König eingesetzt, so werden viele Ochsen geschlachtet und geopfert um Kraft und Glück und um den rechten Geist im Amte. Kommt die Herbsternöte, so darf niemand von den frischen Feldfrüchten essen oder kochen, bis das grausame Ochsenpiel vorbei ist, wobei jedermann verpflichtet ist, zu kommen. Dabei werden drei wilde Stiere von den Männern ohne irgendwelche Waffe getötet. Mit ihren Armen erwürgen sie die Tiere, und alles Fleisch muß mit den Händen zerrissen werden. kein Schnitt darf mit dem Messer gemacht werden. Der Chief untersucht es genau, und nur so wird der König Kraft erlangen in jedem Kriege, und seine Kämpfer werden siegen. Junge Burschen haben große Freude und Geschick, die Ochsen zu dressieren; sie leiten die Tiere weite Strecken nur durch Ruf und Pfiff.



Trost im Leiden

Dankt dem Herrn für alle Leiden,
Dankt auch für den herbsten Schmerz!
Leiden führen uns zu Freuden,
Schmerz veredelt unser Herz.
An des Sommers schwülem Hauche
Reißt die goldne Traube nur;
Nur am rauhen Dornenstrauche
Blüht die schönste Blum' der Flur.

Nur in finstern Nächten strahlet
Herrlich schön der Sterne Pracht,
Und der Regenbogen malet
Sich nur in der Wolken Nacht.
O so nehmet denn die Leiden
Dankebar an aus Gottes Hand!
Sind sie Boten naher Freuden,
Sind des Glückes Unterpand.



Marianshill

Mariannahill und seine Schulen

Sine Fahrt durch den Atlantischen Ozean, vorbei am „Kap der guten Hoffnung“, und wir erreichen an der Ostküste Afrikas die Hafenstadt Durban. Wir sehen hier sozusagen alle Menschenrassen und europäisches Leben und Treiben; Autos, elektrische Wagen sausen durch die Straßen. Nur ein einziges Verkehrsmittel sagt uns, daß wir auf afrikanischem Boden sind. Es ist die sogenannte „Rikscha“, ein kleiner, zweirädriger Wagen mit Platz für zwei Personen. Der Kutscher, ein Neger, trägt auf dem Kopfe den Federschmuck eines Indianerhäuptlings; seine Beine sind mit den buntesten Farben bemalt. Er zieht die Rikscha und läuft flink wie ein Reh daher.

Von Durban aus erreichen wir in zwei Stunden per Bahn die Station Pinetown, und nach einstündiger Wanderung Mariannahill. Noch steht die kleine Blechhütte, welche dem Stifter dieses großen Missionshauses als erste Wohnung diente. Jetzt ein großer Häuserkomplex auf dem Boden, der das erste Samenkorn trug. In zwei großen Schulen werden Hunderte von Negerkindern unterrichtet; die weite Kathedrale ist an Sonntagen bis auf den letzten Platz gefüllt von Christen und Katechumenen. Außer den beiden Klöstern, dem ursprünglichen Mutterhaus der Schwestern sowie der Patres Missionare, zieht sich noch eine Reihe von Gebäuden hin, in welchen die Eingeborenen zu tüchtigen Handwerkern herangebildet werden.

Aus unseren Schulen: In zwei Lehrer- und Lehrerinnenseminaren, wovon sich das eine in Mariannahill befindet und das andere auf der Missionsstation Maria Zell, werden die Eingeborenen unter Leitung der Missionare und Missionschwestern zu christlichen Lehrpersonen herangebildet. Es sind bereits 40 Außenschulen mit eingeborenen Lehrern und Lehrerinnen besetzt.

In den großen Sommerferien, die hier in die Monate Dezember und Januar fallen, wurde jetzt in Mariannahill der achte soziale Lehrerkursus gehalten. Erfreulich waren die Berichte, die die eingeborenen Lehrer und Lehrerinnen über ihre Wirksamkeit in den auswärtigen Schulen und den vielfach bestehenden Kongregationen gaben. Die Zahl der anwesenden eingeborenen Lehrpersonen belief sich auf 170, die nicht nur von Natal, sondern weit her von der Capeprovinz, Zululand, Basutoland und der Transkei kamen. Das Zentrum der südafrikanischen Mission, Mariannahill, hat es sich zur Pflicht gemacht, alljährlich die daselbst ausgebildeten Lehrpersonen zu einem Kursus in den Sommerferien zu sammeln, um ihre Tätigkeit zu fördern und zu festigen. Ihnen schließen sich viele an, die in protestantischen Schulen ihre Ausbildung genossen.

Auch Vertreter der Regierung zeigten durch ihr Erscheinen und durch Vorträge ihr Interesse für die Schule und das soziale Wirken der Eingeborenen. Verschiedene Kongregationen waren durch einige ihrer Lehrschwestern vertreten. In unserm Provinzialhaus stellten sich 34 unserer eigenen Lehrschwestern zum Kursus ein. Manche mußten mehrere Tage reisen, um ihr Ziel zu erreichen. Selbst aus dem fernen portugiesischen Gebiet, in dessen Hauptstadt Lourenco-Marques unsere Schwestern eine Schule für Kinder aller europäischen Nationen leiten, war die Leiterin der Schule erschienen. Eine Anzahl Priester von Missionen nah und fern nahmen teil und brachten gute Nachrichten über den Eifer und die erfreuliche Entwicklung ihrer Missionen.

Der Kursus dauerte volle acht Tage. In früher Morgenstunde wohnten alle Teilnehmer der heiligen Messe bei, welche von den zahlreichen Priestern in der Kathedrale zelebriert wurde. In großen Scharen nahen sich fast alle Eingeborenen täglich dem Tische des Herrn. Nach der heiligen Messe hielt ein Priester eine erhebende Ansprache. Nach dem Frühstück versammelten sich alle in der großen Halle des Lehrerseminars, wo der Direktor desselben, Pater Dr. Bernard Huß, in interessanten Ausführungen über Leben und Sitte der südafrikanischen Volksstämme in vergangenen Zeiten und über deren Aufschwung durch europäische Kulturarbeit die Zuhörer fesselte. Es wurde ferner über Anthropologie, Landwirtschaft und kaufmännische Buchführung, aber auch über die Liturgie der Kirche gesprochen.

Vormittags fanden die wissenschaftlichen Vorträge statt, während Diskussion und Unterweisungen in technischen Arbeiten die Nachmittagsstunden ausfüllten.

Unser Missionsarzt hatte als Thema „Die Tuberkulose“ gewählt, weil diese Krankheit unter den Eingeborenen weit um sich greift. Herr Dr. Murtrie hat Großes geleistet im Dienste der leidenden Menschheit; davon war auch der Heilige Vater in Rom unterrichtet durch den Apostolischen Nuntius, den hochwürdigen Herrn Bischof Hinsley, welcher Afrika im Auftrage des Statthalters Christi bereiste und die kirchlichen Visitationen vornahm. In Anerkennung der segensreichen Tätigkeit unseres Missionsarztes übersandte ihm der Heilige Vater das Ehrenkreuz „Pro Ecclesia et Pontifice“. Unser hochw. Herr Bischof Adalbero Fleischer, der in Begleitung des hochw. apost. Präfekten von Kronstadt, eines Deutschen, öfters anwesend war, überreichte diesen Orden dem allverehrten Herrn Dr. Murtrie, und der laute Beifall aller Anwesenden gab die allgemeine Freude über diese Auszeichnung kund. Auch der hochw. Herr Bischof Delalle von Durban beehrte die Versammlung durch sein Erscheinen und sprach in einem längeren Vortrag über die Pflichten der katholischen Lehrer.



Schulprobe in der Haushaltungsschule Maria-Zell

Nachmittags besuchten die Mitglieder der katholischen afrikanischen Union, die Lehrer und Lehrerinnen, die verschiedenen Werkstätten und Arbeitslokale, um ihre Kenntnisse zu vervollkommen und die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Technik kennenzulernen. Sehr betont wurde der Gedanke: „Zurück zur Handarbeit!“ Man wanderte zur Sattlerei, zur Schusterei, zur Schmiede, zur Schreinerei und Flechtereier. Die Brüder, welche in den einzelnen Arbeitsräumen die Aufsicht führten, waren zur Beantwortung aller Fragen gerne bereit.

Die Lehrerinnen begaben sich in die Abteilungen, welche von den Schwestern geleitet wurden; sie besuchten den Zuschneidekursus, machten Versuche in kleinen Flechtarbeiten, in der Herstellung von Teppichen, gingen in die Stickerei, in den Nähsaal, die Küche oder hörten die Vorträge in der Kranken- und Säuglingspflege an.

Abends folgte der erheiternde Teil: Spiel, Gesang, Reigen. Die Zulus sind Freunde der Musik und treten ohne Scheu auf die Bühne, um ihre selbst gelernten Lieder vorzutragen. Im allgemeinen haben sie ein großes Rednertalent, sprechen frei und offen, was sie denken, mögen noch so hohe Persönlichkeiten anwesend sein.

Für uns Schwestern boten nach dem Kursus mehrere praktische Vorträge in der Klostersgemeinde von unserer Generaloberin, der ehrwürdigen Mutter Paula, eine geistige Erholung und Auffrischung. Wir wurden im Berufsgeist und in der Regeltreue neu bestärkt, um mit Erfolg unter den Eingeborenen wirken zu können.

Ältere, erfahrene Lehrschwestern gaben manche praktische Winke für die Schule. Unsere Vorgesetzten scheuen keine Opfer für unsere weitere Ausbildung; einige unserer Schwestern studieren an der Universität in Mariburg.



Pius IX. als Dieb im eigenen Haus

Als Pius IX. noch Erzbischof in Immola war, wurde ihm von seiner teuren Mutter ein kostbares aus Gold gearbeitetes Service verehrt, und er hielt dieses Geschenk so hoch, daß er dasselbe höchst selten im Jahre gebrauchte. Bei einer außerordentlichen Gelegenheit aber, wo mehrere vornehme Gäste zu Tische geladen waren, befahl der Erzbischof, ihm das Service seiner Mutter vorzulegen. Solches geschah. Die geladenen Gäste fanden sich nach und nach in dem Empfangsalon ein, wo sie vom Erzbischof aufs freundlichste unterhalten wurden. Auf einmal wurde aber derselbe aus dem Salon gerufen, da ihn ein gewisser Herr sprechen wollte. Der Erzbischof ließ niemanden abweisen und gab darum auch diesem Herrn Gehör. Derselbe brachte eine Bitte vor und sagte: „Hochwürdigster Herr Erzbischof! Sie selbst wissen, daß ich vor einigen Jahren noch unter die ersten Bürger in unserer Stadt gezählt wurde, aber durch ein Mißgeschick in dem Handelsgeschäfte so weit zurückkam, daß ich aus Liebe zu meiner Familie, um selbe spärlich ernähren zu können, Handelsdiener werden mußte. Jetzt aber hätte ich Aussichten, wieder in den Besitz meines früheren Vermögens zu gelangen, wenn mir augenblicklich eine gewisse Summe vorgestreckt würde; ich habe schon an mehreren Häusern angeklopft, wurde aber überall abgewiesen; wenn Sie mir nicht helfen, so ist mein Glück für immer dahin.“ Der Erzbischof erwiderte sehr freundlich: „Mein Teurer! Es ist zwar nicht schön, daß ich es sagen muß, aber es ist die Wahrheit: Ich habe in meiner Kasse gegenwärtig keinen Scudi, aber da Sie in so dringender Not sind, so muß geholfen werden.“ Der Erzbischof lief in den menschenleeren Speisesaal und nahm das goldene Service, wickelte dasselbe ein und übergab es dem Manne mit den Worten: „Gehen Sie mit diesem hier auf das Pfandhaus, nehmen Sie einen Pfandschein auf einen Monat, denn ich glaube, während dieser Zeit werde ich alles wieder auslösen können, und Sie werden die nötige Summe erhalten.“ Der Kaufmann verabschiedete sich und vollzog freudig den Befehl des Erzbischofs. Derselbe ging zu seinen Gästen zurück und vergaß gänzlich dieses Vorfalles.

Die gewöhnliche Zeit, zur Tafel zu gehen, war vorüber. Der Erzbischof hatte noch ein wenig Geduld, indem er glaubte, daß die Dienerschaft etwas mehr Zeit für mehrere Gäste brauchte, um die Vorbereitungen zu treffen, als gewöhnlich. Als es aber zu lange dauerte, zog er die Glocke, um von der Dienerschaft zu erfahren, was eine so lange Zögerung bedeuten sollte. Die ganze Dienerschaft erschien, sich zu den Füßen des Erzbischofs werfend, und wie aus einem Munde rufend: „Herr Erzbischof,

ich bin es nicht, ich habe keine so schändliche That begangen, und es ist doch von jemand im Hause geschehen, denn kein fremder Mensch ist dorthin gekommen. — — Der Erzbischof konnte sich den Auftritt nicht erklären. Endlich fragte er, was denn vorgefallen sei. Alle riefen: „Ihr goldenes Service ist gestohlen, und wir werden nicht eher von dem Plaze weichen, bis der Dieb entdeckt sein wird.“ — — Jetzt lachte der Bischof und sprach: „O mein Gott! Dieser Dieb bin ich selbst. Legt nur mein gewöhnliches Service vor und besorgt schnell den Tisch.“ Freudig war nun wieder das ganze Haus, und die Gäste riefen scherzend aus: „Heute zum ersten Male ist es eine Ehrensache geworden, an der Tafel eines Diebes zu speisen.“ — —

Dem Kaufmann glückte sein Unternehmen, und er wurde durch die geliehene Summe ein reicher Mann. Dieser Kaufmann aber vergaß der erzeugten Wohlthat nicht, sondern er wurde ein großer Guttäter der Bedrängten und ein Vater der Armen.

2

Der Wilde beim heiligen Opfer

Sin Missionar war einst mit seiner Begleitung an dem Orte seiner Bestimmung angelangt. Sofort wird am Strande ein Altar gebaut, und es beginnt die Feier des heiligen Opfers. Die ganze Mannschaft kniet in stiller Andacht an den Stufen, während der Priester voll Rührung hier zum ersten Male zelebriert. Ein Häuptling dieser Insel hatte die Landung der Fremdlinge bemerkt und beobachtete aus einem Hinterhalte in neugieriger Spannung, was da geschah. Die Feier macht einen tiefen Eindruck auf ihn, schon nimmt er seine aufrechte Stellung an, um auf das Genaueste jedes Einzelne beachten zu können. Als es aber zur Wandlung gekommen war, verdemütigte sich die ganze Schar in den Staub; das Glöcklein klingt, der Leib des Herrn wird erhoben, man schaut hin, senkt das Auge wieder und schlägt an die Brust. Vor Staunen und Verwunderung kühn geworden, wagt sich der Wilde heran, spannt seinen Bogen ab, legt ihn auf die Stufe und steigt hinauf zur Seite des Priesters und will in den Kelch sehen. Er will wissen, was in aller Welt auf dem Altare vor sich geht, das eine solche Gewalt auf die Anwesenden übt. Indem man ihm das Unschickliche dieser Dreistigkeit durch Zeichen bedeutete, macht man ihm Plaz, und der Sohn der Natur fügt sich in die Reihe der Gläubigen, deren Haltung er nach Möglichkeit nachahmt. Was er hier nur äußerlich, überwältigt von der Kraft des Beispiels, mitmachte, wird er später als Christ mit voller Teilnahme vollbracht haben.

Der Kampf um eine Seele, oder was das Gebet der Kinder vermag

Schw. M. Aquilino

Njaruka war ein finsterner Heide, und finster wie er war auch sein Geschäft. Sein Liebstes war: „Würfel werfen, Opfern und beim „Wawa“-Bier zu sitzen, während seine Weiber und Kinder für ihn arbeiteten.

Schon vor zehn Jahren, als ich hierher kam, war einer seiner Söhne bereits Christ, und ein zweiter war Katechumene. Vor etwa sieben Jahren errichteten wir in der Nähe ihrer Heimat, fünf Stunden von hier, eine Außenschule. Jetzt hatte ich öfters Gelegenheit, den Vater unseres „Florian und Njanatso“ zu sehen, und hoffte, er sei sehr erfreut, daß seine Kinder auch jetzt zu Hause lernen könnten. Dem war aber nicht so. Auf etwaige Fragen gab er kurz und mürrisch zur Antwort: „Ich will kein Christ werden, ich brauche keine Schule hier, die Burschen wollen sich nichts sagen lassen; ich selbst will nie, nie ein Christ werden.“ Vor vier Jahren kam auch ein dritter Sohn zur heiligen Taufe, während der älteste sich mit einem christlichen Mädchen verheiratete. Ein Jahr später heiratete der zweite Sohn, und alle führten ein christliches Familienleben; doch auf ihren Vater machte das keinen Eindruck; sie erhielten von ihm einen verächtlichen Blick oder eine Bemerkung, wenn sie Freitags kein Fleisch essen wollten usw. Dennoch gaben diese die Hoffnung nicht auf und erfüllten treu ihre Pflicht, wie sie der Katechismus gelehrt: „Kinder, welche ihre Eltern wahrhaft lieben, beten viel für sie um die Gnade der heiligen Taufe.“

So war ein Jahr ums andere vergangen. „Njaruka blieb derselbe im Charakter, obwohl seine Haare weiß wurden. Da, im vorigen Jahre fühlt sich Njaruka eines Tages krank. „Ndi no rgwadziwa, ich bin krank“, mit diesen Worten erwiderte er den Morgengruß seiner Kinder. Schon nach wenigen Tagen nahm die Krankheit zu und man fürchtete für sein Leben. Sobald die Krankheit gefährlich wurde, wichen die Kinder Tag und Nacht nicht mehr von seiner Seite. Ein Rosenkranz nach dem andern wurde gebetet. Natürlich erfuhren auch seine heidnischen Verwandten und Freunde von seiner Krankheit und dachten, nun auch ihrerseits ihre Mittel anzuwenden, nämlich zu würfeln, um zu sehen, welcher „Geist“ ihn krank gemacht hatte und welches Opfer er verlange, eine Kuh oder eine Ziege usw. — Denn nur zu gern opfert der Kaffer, da er ja seinen Vorteil dadurch hat, weil er das Fleisch selber verzehrt. — Aber kurz und bündig erklärten die christlichen Söhne: „Er ist

unser Vater, und wir wollen nichts von dem wissen!“ Die heidnischen Verwandten erwirkten aber bei Njaruka die Erlaubnis, eine Kuh zu opfern.

Unverdrossen beteten die Kinder fort, und auch einige andere Christen aus dem Kraal gesellten sich zu ihnen. Öfters fragten sie ihn: „Vater, willst Du nicht in den Himmel kommen, nicht getauft werden?“ Aber ein kurzes „a ndi di, ich will nicht“ war die Antwort. Also beteten wir weiter, sagte mein Erzähler, noch nie im Leben haben wir so gebetet; es schien, als sollte die Hölle ihr Opfer haben. Zwei Tage und Nächte hatten die braven Christen schon ausgehalten. Jetzt kam der dritte Tag. Weder Hunger noch Schlaf achtend, beteten und hofften sie weiter. Njaruka war schon zeitweilig besinnungslos, seine Augen traten aus den Höhlen und glühten wie die eines Löwen; er sah mehr einem Tier oder Teufel, als einem Menschen ähnlich. Seine Söhne erklärten: „Wäre er nicht unser Vater gewesen, wir wären vor Schrecken davongelaufen.“ In seinen klaren Augenblicken wiederholte man die alten Fragen, ob er kein Christ werden wolle; aber nur ein „nein“ war die Antwort. Unter heißen Tränen stiegen die Gebete zum Himmel.

„O Jesus, hilf! Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria!“ Es schien ein Kämpfen und Ringen zwischen Gott und dem Teufel.

Da — Njarukas Augen schließen sich — er wird ruhig — soll er tot sein? — als Heide? — Man hält den eigenen Atem an, horcht und fühlt. Nein —, noch einmal schlägt er die Augen auf und im selben Moment fragt man ihn: „Vater, willst Du nicht als Christ sterben?“ „Ja!“ Welche Freude! Durften sie ihren Ohren trauen? Klar und deutlich sagte er nun: „Taufet mich, ich will in den Himmel kommen.“ Die Ehre hatte unser braver Benedikt, der nun auch hoffentlich mit ihm im Himmel vereint ist. Njaruka oder Joseph, wie er jetzt hieß, war ein neuer Mensch für etwa eine halbe Stunde. Ruhig und gottergeben lag er da, und zum Staunen aller sprach er deutlich und verständlich mit seinen Kindern. Er, der früher nichts von Gott wissen wollte, ermahnte nun seine christlichen Kinder: „Bleibet brav und lebt allein für Euch“; dann verschied er friedlich im Herrn.

Seine Söhne meinten, noch nie haben wir die Macht des Teufels so gesehen, wie da; aber der liebe Gott ist doch stärker und hat unser Gebet erhört.

Nebenbei sei noch bemerkt, daß seine heidnischen Verwandten seit seinem Tode eine viel größere Zuneigung zu uns zeigen wie früher. Mögen Josephs Kinder brav bleiben wie bis jetzt. Die Tochter ist auch schon ein Kind der heiligen Kirche.

5

Wie es unserer Ida erging Schw. Innocentia, Revelaer

Eines meiner Schulkinder war zu Hause wegen schlechter Behandlung weggelaufen. Ich wußte das nicht. Das Mädchen wollte gerne katholisch werden; es war musterhaft im Betragen und zeigte großen Eifer sowohl in der Schule als bei der Arbeit.

Eines Tages kam während der Spielzeit der Kinder ein schwarzer Polizist mit einem Mann auf mich zu. „Schwester,“ rief eines der Mädchen mir zu, „wenn der Mann Dich fragt, wo die Ida ist, dann weißt Du es nicht.“ Sofort begriff ich die Situation und blieb ganz ruhig. Die Männer fragten mich, ob ich wisse, wo die Ida Ndhlovu sei. Ich konnte mit ruhigem Gewissen „nein“ sagen, denn Ida war blitzschnell verschwunden. Darauf sagte der Polizist: „Schwester, die muß bei Dir in der Schule sein, denn sie ist hier gesehen worden.“ Ich rief meine Kinder zusammen und sagte ihm, er möge sich überzeugen, ob die Ida dabei sei. Darauf fragte ich meine Kinder: „Wißt Ihr, wo die Ida ist?“, worauf sie einstimmig verwundert fragten: „Eine Ida? Hier ist keine Ida.“ (Die Schwarzen verraten einander nicht.) Unverrichteter Dinge mußten die Männer wieder abziehen. Zwei Tage hatte ich Ruhe. Ida hielt sich auf der Station versteckt. Absichtlich wollte ich ihr Versteck nicht wissen.

Am dritten Tage kam der Vater der Ida mit einem weißen Polizisten. „Schwester,“ sagte der Pater Missionar, „heute werden Sie leider sagen müssen, wo die Ida ist.“ Doch ich war nicht genötigt, es zu tun, und sagte dem Pater Missionar, ich wisse wirklich nicht, wo sie sei. Er lächelte und ließ mich die Sache allein ausfechten. „Schwester,“ sagte der englische Polizist, „hier muß eine Ida Ndhlovu bei Dir in der Schule sein.“ „Ich bedauere,“ sagte ich, „aber ich habe sie wirklich nicht in der Schule.“ „Aber, sie ist hier gesehen worden“, entgegnete er. „Das mag sein, aber sie ist jetzt nicht hier.“ „Hast Du denn kein Register mit den Namen der Kinder?“ fragte er weiter. „Doch,“ erwiderte ich, „das kannst Du sehen.“ Um letzteres jedoch zu verhüten, fügte ich schnell hinzu: „Dort in dieser Schule unterrichtet meine schwarze Hilfslehrerin, vielleicht findest Du sie dort.“ Nachdem er auch dort vergebens gesucht und auch sonst noch auf der Station ohne Erfolg geforscht hatte, zogen beide wieder ab.

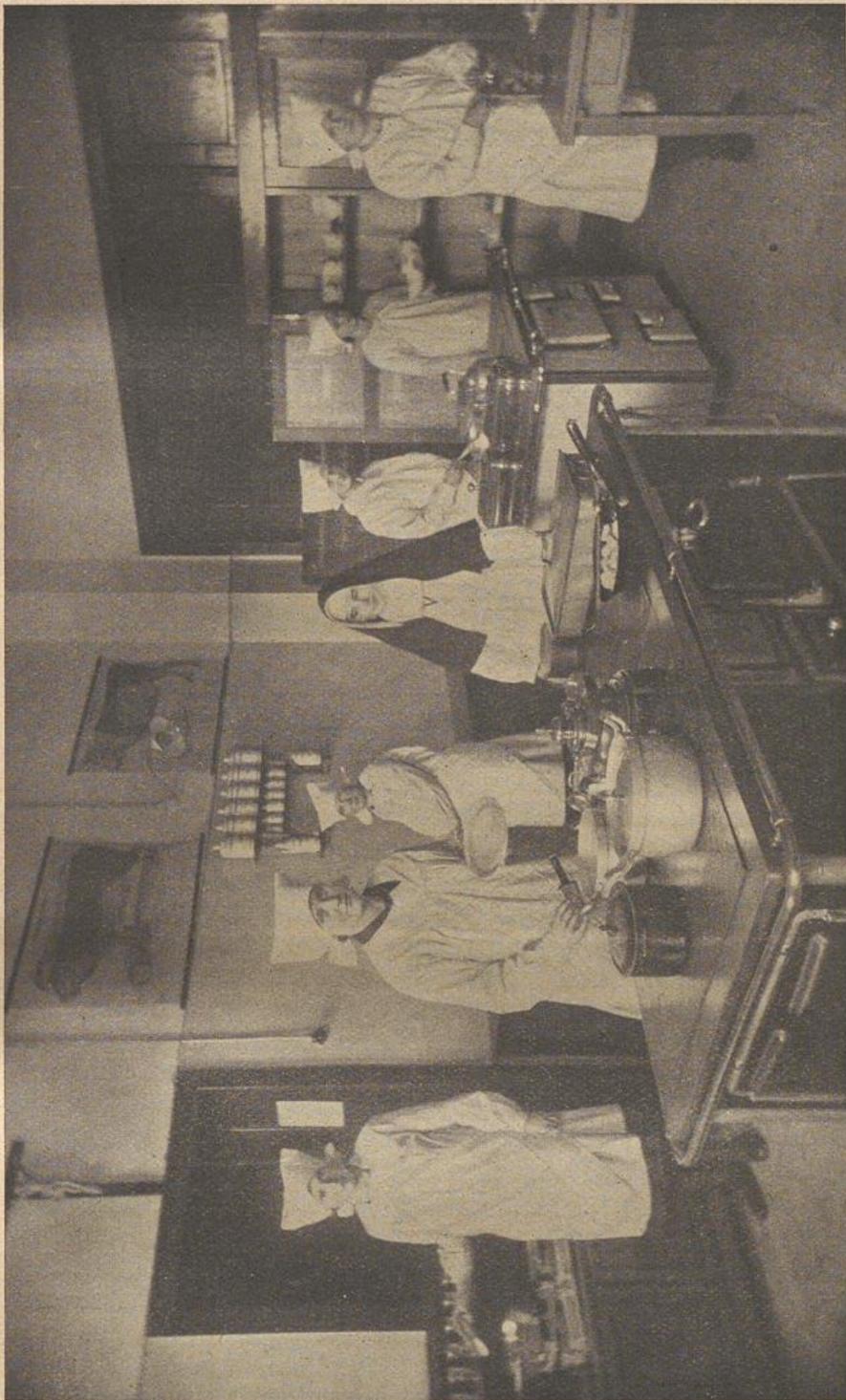
Für unsere Ida gab es nun hier kein Verweilen mehr, und ungern ließen wir das arme Kind gehen. Sie flüchtete sich auf eine unserer Außenstationen St. Katharina; aber auch diesen Aufenthaltort hatte der grausame Vater bald ausespioniert und setzte voll Haß seine Verfolgung fort. „Wenn ich sie finde, werde ich sie töten“, so sprach er schon zu mir, und ich glaube, er wäre imstande gewesen, es zu tun.

Der letzte Zufluchtsort für unsere Ida war nun Citeaug, eine entfernter gelegene Station. Hier sollte sie nun etwas Ruhe haben, doch auch nicht allzulange. Ida lernte morgens fleißig in der Schule und half am Nachmittag der Schwester auf dem Feld. Eines Tages sah sie plötzlich ihren Vater kommen. Was nun tun? Flüchten? Aber wohin in diesem Augenblick. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als hinunter zu schleichen ins Maisfeld. Dort war sie einstweilen geborgen. Bald aber brach die Nacht herein. Es war kalt und regnerisch, und unsere Ida war leicht gekleidet. Die Schwestern waren besorgt um sie, doch man durfte es nicht wagen, sie ins Haus zu bringen. Der Vater hatte sich auf einen nahen Hügel begeben und ging nicht fort. Ida mußte also die Nacht im Maisfeld zubringen. Sobald es aber Morgen war, schickte Sr. V. einen Katecheten, sie heimlich ins Haus zu holen. Dies war nun auch soweit gelungen, und man wies ihr ein sicheres Plätzchen beim Backofen in der Küche an. Hier hatte Ida sich nun bald erwärmt und fühlte sich ganz wohl. Einen Tag hielt sie sich dort versteckt, und schon wieder kam der Vater und behauptete, gesehen zu haben, wie man sein Kind ins Haus geführt habe. Man führte ihn in die Küche; er sah sie aber nicht.

Um jedoch Ruhe zu haben, sann Sr. D. auf einen andern Plan. Sie schrieb einen Brief an den Magistrat und bat, das Kind in Schutz zu nehmen, da der Vater es unmenschlich behandelt habe und nun drohe, es zu töten. Der Vater der Ida wurde gerufen. Es stellte sich heraus, daß er bei einem Farmer Schulden habe, und die solle Ida verdienen.

Ida wurde nun per Auto zu dem Farmer gebracht. Dem Vater aber wurde streng verboten, dem Kinde fernerhin nachzustellen. Ida arbeitete nun fleißig und hofft in Bälde auf unsere Station zurückzukehren und ein Kind der katholischen Kirche zu werden.

Du täuschest dich selbst, wenn du ohne Leiden und Beschwerden in den Himmel zu kommen wähnst; der Himmel ist das Reich für die Geprüften, Bedrängten, Verachteten. Wie willst du unter so vielen tapferen Soldaten und mächtigen Anführern einen Platz einnehmen können, wenn du dich in der Schlacht fürchtestest und feige zeigtest. P. B. Alvarez



Haushaltungsschule in Neuenbeken, II. Gruppe, Schülerinnen beim Kochen

Lnweit unserer Station war ein ziemlich reicher Kraalbesitzer mit drei Frauen. Meine Pflicht rief mich zuweilen dorthin; dann stellte er mir gerne einen schönen, großen Kraal zur Verfügung, damit ich mit den Leuten bete und vom lieben Gott etwas erzählen könne. Alle seine Frauen und Kinder kamen dann herbei und noch eine Menge anderer Zuhörer, Heiden und Protestanten. Beim Abschied luden mich alle ein, bald wiederzukommen. Als ich nun fragte: „Wer geht denn mit mir zur Schule?“, nahm ein kleines Bublein sein Stöckchen, zog sein bunt besetztes Hemdchen an und ging freudig mit. In der Schule war es recht eifrig und konnte bald den Lehrer der anderen Kleinen machen. In den Ferien troddelte es heim, erzählte den andern Heidenknaben alles Schöne, was es in der Schule gelernt.

Im Nachbarkraal war ein Kranker. Unser kleines Bublein erzählte ihm soviel vom lieben Gott, lehrte ihn beten, so daß er nach einigen Wochen nach der heiligen Taufe verlangte, die ihm seiner schweren Krankheit halber auch erteilt wurde. Nun wurde auch Mahleka, das erste Weib des großen Kraalbesizers, krank. Der Mann brachte sie zu einem heidnischen Zauber-Doktor; doch dieser konnte keine Besserung verschaffen, und so ging die kranke Frau zu ihren Eltern, welche eine Stunde von unserer Station entfernt wohnten. In ihrer Not wiederholte sie oft die Gebete, welche sie bei meinem Besuch gelernt hatte. In ihrer Nähe befanden sich einige Christen, die uns von der Erkrankung Mahlekas Mitteilung machten. Ich besuchte sie in Begleitung unserer Krankenschwester. Es ging bergauf, bergab, durch langes Gras und Gestrüpp; wir mußten auch einen Fluß durchwaten, aber das kühle Wasser tat uns wohl bei der brennenden Sonne im hiesigen Sommermonat Dezember. Endlich erreichten wir unser Ziel. Mahleka lag draußen vor dem Kraal im Schatten eines Pfirsichbaumes, umringt von einer Menge Frauen. Bei unserer Ankunft öffneten sie ihre matten Augen; schon hörte sie nicht mehr und hatte auch zwei Tage nichts mehr gesprochen, aber alle Frauen erzählten uns, wie sehr sich Mahleka nach der heiligen Taufe sehne. Wir beteten mit den Anwesenden, und eine der Frauen ersuchte uns, es Mahleka doch zu sagen; daß sie jetzt getauft würde, worauf sie uns freundlich anblickte. Ich erteilte ihr die Nottaufe und gab ihr den Namen „Xaveria, Maria“. Dann machten wir uns auf den Heimweg. Am folgenden Tage brachte ein Bote schon die Nachricht, daß Xaveria bald nach unserer Rückkehr sehr schön gestorben sei.

*

In der Nähe von Maria Trost wohnt der Dhlamini-Stamm unter seinem Häuptling Ndibaniso. Es geht die Rede, daß vor vielen Jahren der Häuptling Gileni keine männlichen Nachkommen am Leben hielt. Man hatte Verdacht auf ein anderes Weib, die Wahrsagerin war, als schaffte sie die Knaben weg, um ihren Sohn, Ndibaniso, als Häuptling aufzudringen. Zuletzt nun ließ Gileni den Befehl geben, daß der Sohn irgendeines seiner anderen Weiber Chief werden solle. Nun aber erhielt das Großweib noch einen Knaben und versteckte ihn sofort bei ihren Angehörigen, so daß dieser am Leben blieb. Gileni starb bald darauf. Sein Bruder Simiti regierte für den kleinen Ndibaniso. Als letzterer großjährig war, nahm er sich mehrere Frauen und war somit fähig zur Regierung. Schnell kam es zu einer kleinen Spaltung, denn ein Teil des Volkes hielt zu seinem alten Häuptling Simiti. Nun verbreitete sich das Gerücht, daß der richtige Nachfolger Gilenis, der letztgeborene Sohn „Shibangu“ noch am Leben sei und somit noch Chief werden müsse. Davon wollten jedoch Ndibaniso und sein Anhang nichts wissen.

Auf einer Hochzeit kam es zu kleinen Zwistigkeiten. Die Frauen riefen gleich ihre abwesenden Männer zum Kampf herbei. Die auf unserm Boden wohnen, brachten ihre Frauen und Kinder zu uns; Hausgerät wurde im Wald versteckt. Doch am folgenden Morgen war alles wieder ruhig. Einige Tage nachher ging Ndibaniso an unserer Station vorbei. Er holte sich einen sehr berühmten Zauberer, der sein Volk für den Kampf bereit machen sollte. Es mußte ein Ochs geschlachtet werden. Der alte Zauberer goß aus allen seinen Fläschlein und Hörnchen einen Zaubertrank, rieb damit das Fleisch ein, und jeder mußte davon essen. Es hieß, sich die Speere schleifen und sich auf den Kampf vorbereiten, die Geister seien mit ihnen, und sie werden somit Sieger werden. In der folgenden Woche war Simiti abwesend. Manche wollten wissen, daß er zur englischen Regierung sei, um die Anstellung des Skibunga als rechtmäßiger Chief zu erbitten. Seine Frauen hatten zu seiner Rückkehr ein großes Biergelage veranstaltet, wozu alle Anhänger Simitis eingeladen waren. Es war an einem Dienstag-Nachmittag, als er zurückkam. Schnell verbreitete sich das Gerücht, Simiti bringe schriftlich die Ernennung des Skibangu als Chief. Aber Ndibaniso gab das Kampfsignal, und noch in derselben Nacht begann der Krieg. Simiti flüchtete noch in der Nacht und kam am folgenden Morgen zu uns, um Schutz zu suchen. Das Volk kämpfte weiter, die Anhänger Simitis, unter der Führung eines Indunas. Ndibaniso zog selber seinen Scharen voraus. Schon hatten sie auf beiden Seiten Tote und Verwundete. Simiti versteckte sich mit zwei seiner Räte in einem kleinen Zimmerchen in unserer Tagesschule; hoffte er

doch, Ndibaniso werde sich wohl hüten, mit seinem Volke auf die Farm eines Weißen zu kommen, um zu kämpfen. Da die Tagesschule etwas abseits liegt, schlief er nachts in meiner Schule. Schon am ersten Abend sah man viele Kraale in Brand gesteckt. Die Leute auf unserem Boden verbargen ihre Sachen in den Wäldern und kamen wieder zu uns. Andere zogen in das Kaufhaus oder in die Wälder und mußten dann ihre Kraale mit Inhalt den Flammen preisgegeben. Eine Menge Polizeidiener, schwarze und weiße, waren zur Stelle, konnten aber den Kampf nicht zu Ende bringen. Man sah von unserer Station aus, wie sie von Kraal zu Kraal zogen und jedesmal eine Rauchwolke hinter sich zurückließen. Stets kamen getreue Boten zu Simiti, aber er war nicht mehr lange bei uns sicher. Hatte doch sein Enkel Ndibaniso geschworen, er werde nicht eher ruhen, bis er ihm den Kopf entzweigeschlagen und sein Blut getrunken habe. Man fürchtete einen nächtlichen Überfall der Station, aber die Streiter wagten sich nicht in unsere Nähe. Ein Bruder kam gerade mit unserm Ochsenwagen und ein paar Fuhrleuten von der Bahnstation. Gott war mit ihnen, denn auf einmal zogen die Leute einer anderen Gegend zu, und sie konnten ruhig weiterfahren. Nicht so gut ging es einem anderen Manne, der nach seiner Viehherde schaute; er wurde einfach wie ein Stück Vieh niedergestochen. Auf beiden Seiten waren Tote und Verwundete. Endlich am Freitagmittag kam die Polizei, holte Simiti aus seinem Versteck und brachte ihn und seinen Anhang nach Tzopo zum Gericht. Einige Tage später holten sie Ndibaniso und sein Volk. Zuerst wurde jeder für das Tragen eines Affagais (Lanze) mit L. 5.— bestraft; einige hatten deren drei oder mehrere, mußten somit auch mehr bezahlen. Später wurde dann Gericht gehalten. Simiti und Ndibaniso hatten wenig zu zahlen, jedoch deren Räte mußten einige bis zu L. 50.— geben.

Gegenwärtig ist Ndibaniso noch Chief. Shibunga wartet aber auch noch und möchte noch Chief werden. Ndibaniso, Protestant, war der Mission sehr abgeneigt und suchte die Tagesschulen in seiner Nähe zu verderben. Schon einige Male hat er den Missionar bei der Regierung angezeigt, daß dieser Schule halte, doch vergebens. In einem Kraal kann man privat unterrichten, nur kein Schulhaus bauen. In der letzten Zeit war Ndibaniso etwas milder; leider kann er keine Christin heiraten, da er schon fünf Weiber hat und mit einer Protestantin gerichtlich getraut ist.

K

Der Landmann wird nicht getadelt, weil die Ernte nicht ergiebig war, wohl aber, wenn er sein Feld nicht genügend bearbeitet hat.

Franz von Sales.

Kinder haben Schutzengel

Aus Himmelsberg von Schw. M. Canuta

Unsere Station liegt auf einem Berg. Wenn es im Winter mehrere Monate nicht regnet, haben wir kein Wasser; jeder Eimer voll muß im Tal geholt werden. Diese Entbehrung macht sich am meisten geltend, wenn Feuer ausbricht. Unsere Schulknaben haben zu ihrem Aufenthalte einen mit Stroh bedeckten Kraal. Nun war es sehr kalt und windig, und unsere Jungens machten sich deshalb ein kleines Feuer. Da läutete es zur Abendschule, und im größten Schuleifer verließen die Jungens den Kraal, ließen die Türe unbedacht offen stehen, so daß der Wind gewaltig durch die Öffnung blies, und das Strohdach vom Feuer ergriffen wurde. Ein Knabe hatte etwas vergessen, kehrte zurück und sah die große Gefahr. Es war kein Tropfen Wasser zur Hand. Wie von einem unsichtbaren Geist inspiriert, lief der Junge zur nahen Kirche, wo die Weihwasserbütte gefüllt stand, und löschte damit die brennende Hütte. Dadurch hatte er großen Schaden verhütet, denn bei dem starken Wind wäre es unausbleiblich geblieben, daß alle Hütten vom Feuer erfaßt würden.

*

Bei einem Ochsengepann muß gewöhnlich ein Knabe die Ochsen führen. Das ist ein schwerer Posten, besonders, wenn es eine Drehung gibt, und der Treiber mit der Peitsche und unter Schreien die Ochsen noch dazu antreibt. Es war Pflügezeit, und die Arbeiter waren auf dem Felde am Eggen. Der kleine Führer stolperte und fiel zu Boden, und das ganze Ochsengepann trampelte über den Knaben. Der Treiber, welcher die eiserne Egge führte, gewahrte endlich die Gefahr und schleuderte die Egge mit aller Wucht zur Seite im sicheren Glauben, daß er den Knaben als Leiche finden werde. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er den Knaben vom Boden aufhob und ihn lebend fand; einige Hautabschürfungen an der Stirne und Schläfe und an der Wange, das war alles. Mit großer Erregung brachte ihn der Treiber nach Hause und dankte dem Schutzengel dieses Kindes. Für alle war das ein großer Ansporn, den treuen himmlischen Begleiter noch mehr zu verehren. Der Junge wurde bald wieder geheilt und mußte anfangs noch das Gelächter seiner Mitschüler ertragen, da er im Gesicht auf einer Seite weiß und auf der andern Seite schwarz ausah, bis sich nämlich eine neue schwarze Haut auf der abgeschürften Seite wieder gebildet hatte.

3

Heiteres

„Der beste Koch“

Aber, liebe Frau," sagte der General von N. zu seiner Gemahlin, „es ist just meine Mode nicht, Dein Essen zu tadeln, besonders, wenn Gäste dabei sind, auch war Deine Suppe gut und der Braten nicht schlecht; aber das Gemüse, ich meinte, das hätte besser sein können! Ich habe einmal in Amerika Kartoffeln gegessen; in meinem Leben hat mir nichts so köstlich geschmeckt. Die hatte der alte Peter gekocht, dem man's gar nicht ansieht, daß er ein solcher Küchenmeister ist." — Die Frau Generalin war eine verständige Frau und hatte ein treffliches Gemüt. Auch lernte sie noch im Alter gerne etwas Nützliches. „Wenn der alte Peter solch ein Meisterstück der Kochkunst fertig brachte, lieber Mann," entgegnete sie, „so denke ich es auch noch zu tun. Es kommt darauf an, daß er mich es lehrt.“ „Wie, Du wolltest von dem alten Peter noch etwas lernen?“ fragte lächelnd der General. „Nun, er soll gleich erscheinen und Dich's lehren!“

Er befahl dem Bedienten, den alten Peter zu rufen, der mit dem hessischen General den Krieg in Amerika mitgemacht hatte. Keine fünf Minuten später stand der alte Peter vor allen Gästen und vor seiner Herrschaft. Er war ein treuer Diener seines Herrn gewesen, hatte Sauer und Süß mit ihm durchgemacht, und wurde nun als Invalide im Hause gut gehalten. „Peter," ruft der General, „weißt Du noch, wie Du damals so gute Kartoffeln kochtest, als wir nach der Schlacht am Feuer saßen in dem gewaltigen Walde?“ — Peter schmunzelte und sagte: „Wohl weiß ich's noch, Euer Erzellenz!“ — „Nun sag einmal," fuhr der General fort, „wie Du die damals kochtest. Ich möchte noch einmal solche Kartoffeln essen.“

Jetzt schmunzelte Peter nicht mehr. Er schüttelte ängstlich mit dem Kopfe, und kein Wort wollte aus seinem Munde. Er wußte nicht, wohin er vor Verlegenheit seine Augen wenden sollte. — „Willst Du wohl sprechen, alter Kauz?“ befahl lachend der General. „Heraus damit, denn solch ein köstliches Kochrezept darf nicht mit Dir zu Grabe gehen.“ — „Wenn's denn sein muß," sprach endlich Peter, „so will ich reden; aber halten Euer Erzellenz zu Gnaden, wenn es nicht so ausfällt, wie Sie denken. Wir hatten, wie sich Euer Erzellenz erinnern werden, damals in acht Tagen nichts Warmes und auch sonst nicht viel gegessen, und das Fleisch war uns auch nicht zwischen den Zähnen stecken geblieben, weil wir keins hatten, aber unser eigenes wäre beinahe von den Knochen gefallen. Ich hab' damals jeden Morgen mein Säbelkoppel enger um den Leib geschnallt, und ich glaube, Euer Erzellenz' Degenkoppel mußte

auch um ein Loch enger werden, damit der Magen nicht zum Bellen Raum hatte. Da erwischte ich, wo und wie, weiß ich selber nicht mehr, Kartoffeln.“ — „Aber, mach' die Geschichte kurz“, rief ungeduldig der General; „niemals hat mir ein Essen besser geschmeckt als jene Kartoffeln.“ — „Aber, ich erlaube mir nochmals zu sagen,“ fuhr Peter beherzt fort, „seit einer Woche hatten wir nichts gehabt als Regen, Kälte und Scharmügel. Der Himmel und die Bäume waren unser Dach; das Moos des Bodens unser Lager, und Hungerleiden war die angenehme Zutat. Mein Feldkessel schwitzte vor Freude, als er wieder einmal an ein Feuer kam und machte ordentlich mit dem Wasser Musik, als die Kartoffeln in ihn kamen. Womit aber salzen? fragte ich mich, denn in der Wildnis war kein Laden, wo man Salz kaufen konnte. Die Kartoffeln fingen schon an weich zu werden, als mir ein Pulverhorn einfiel. Halt! dachte ich, das ist ein guter Gedanke, muß aber etwas mehr nehmen. Und so ließ ich alles, was darin war, in den Kessel laufen. Womit aber schmalzen? dachte ich wieder. Da war Holland in Not. Butter oder Schmalz war für Geld nicht zu haben. Endlich fiel mir ein, daß ich noch ein Stümpfchen Talglicht hatte, womit ich gewöhnlich meinen Zopf schmierte, wenn's zur Parade ging. Mag der Zopf auch einmal nicht ordonnanzmäßig sein, dachte ich; hierzulande ist ja vieles nicht ordonnanzmäßig, auch nicht das Hungern. Ich schüttete das Wasser ab und warf das Endchen Talglicht in den Kessel, das sich schnell auflöste, zog den Docht heraus und — das Gericht war fertig.“ — „Alle Pest,“ rief der General, „alter Kerl! Schießpulver und Talglicht hast Du mir zu essen gegeben!“ — Ein brausendes Gelächter erfolgte an der Tafel, denn niemand konnte sich mehr zurückhalten. — „Ja, sehen Euer Erzellenz,“ sagte Peter, „Sie haben's ja befohlen, daß ich alles sagen solle! Der Hunger ist und bleibt der beste Koch. Es war im Felde, und wir hatten acht Tage nichts Warmes gegessen.“

„Soll ich Dir solche Kartoffeln heute abend bereiten lassen, da ich nun das köstliche Rezept habe?“ fragte schalkhaft die Generalin. — Der General schüttelte sich und lachte mit. Dem Peter aber drückte er einen Taler in die Hand und sprach: „Da, Alter, trink eins, aber bleibe mir mit Deiner Kochkunst vom Leibe. Ich will solche Kartoffeln nicht noch einmal essen.“

z

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Witterschlick Mk. 21.—, Antonius; Bauerwitz Mk. 21.—, Agnes; Elpe Mk. 42.—, Katharina und Johannes; Elgermühle Mk. 21.—, Heinrich; N. N. Mk. 63.—, Rita, Theresia und Judas Thaddäus; N. N. Mk. 21.—, Joseph Anton.

Für die Mission: Schröck zu Ehren des heiligen Antonius von mehreren Wohltätern Mk. 15.—, Fulda Mk. 4.50, Gelsenkirchen Mk. 5.—, Senden Mk. 2.50, Recklinghausen Mk. 5.—, Schröck Mk. 2.—, Lippspringe Mk. 2.50, Brotdorf Mk. 10.—, Krefeld Mk. 7.50.

Für Missionszwecke: Ehrzumzüig Mk. 5.—, Beberstedt Mk. 2.—, Weeze Mk. 5.—.

Almosen: Adlwang Mk. 1.—, Dedwaldhausen Mk. 5.—, Döringstadt Mk. 5.—.

Antoniusbrot: Döringstadt Mk. 1.—.

Für die Missionschule: Kiegelberg Mk. 4.—.

Für die Heidenkinder: Dortmund Mk. 10.—.

Zum Loskauf des Negermädchens Elisabeth, das so gern Schwester werden möchte: Gleiwitz Mk. 20.—.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott! Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi! Mit diesem Segenswunsch schließt dreimal täglich unser Gebet für dieselben.

Gebetserhörungen

Der kleinen heiligen Theresia recht innigen Dank für Erhörung in zwei Anliegen. F. D. in D.

Tausendfachen Dank der lieben kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu sowie der im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Gräfin Theresia Ledochowska für auffallende Hilfe in einem schweren Ohrenleiden.

Veröffentlichung war versprochen.

Langjähriges Gebet einer Missionschwester vom kostbaren Blut zum lieben Jesuskind wurde am heiligen Weihnachtsfest erhört. Ihre Pflegebefohlene, eine arme Geisteskranke, ging an diesem Tage nach vielen Jahren wieder zum Gebet und Gottesdienst.

Veröffentlichung war versprochen.

Mariannhill.

Rösselsprung

			te	der	nen	Tag		
			Sa=	größ=	ver=	fei=		
		laßt	ben,	die	gafft	und	Kraft,	
dan=	uns	ist	Ar=	Brot	So	stes=	le	
ten	Gott	sie	beit	wird	ge=	Sei=	al=	
daß	wir	ha=	Zeit	Sorg	den	schafft,	her	
		ben,	macht	sen	und	dem	Bo=	
			gef=	al=	aus	Not.		
			ver=	les	Erz	dao		

Rätselauslösung zum Kapselrätsel aus voriger Nummer

„Wie die Arbeit, so der Lohn!“

Caritasblüten

Nr. 4

April

1930



ED. V. STEINLE PINXIT

BK

Wer findet Worte für das Leid, das, Mutter, du gelitten.
Du sahst den Sohn im blut'gen Kampf, den er für uns gestritten,
Du teiltest mit ihm Schmach und Hohn, ein Meer von bitteren Schmerzen.
Bald winkt der Sieg, bald bringt der Held viel Trost dem Mutterherzen.



Beinahe 33 Jahre Missions-Lehrerin

Gine armselige Hütte war das erste Schulgebäude in Mariazell; aus der Hütte wurde später ein Lehmhaus mit zwei kleinen Räumen gemacht; heute steht an derselben Stelle ein großes Colleg, für afrikanische Verhältnisse ein stattliches Gebäude. Schwester Junipera begann ihre Schultätigkeit als Pionierin in der armen Hütte. Ihrem unermüdlichen Eifer, ihrer zähen Ausdauer, verbunden mit einem tief religiösen Geiste, hat es die Station Mariazell vielfach zu verdanken, daß die Schule bereits eine Pflanzstätte für neue Lehrkräfte geworden ist. Ihr bescheidenes, verborgenes Wirken hat den Segen Gottes auf ihre Arbeit herabgezogen. In ihrer armseligen Hütte, umgeben von der schwarzen Kinderschar, fühlte diese kleine selbstlose Schwester sich glücklicher und reicher als ein König in seinem Palaste. Aber die großen Schwierigkeiten und vielen Enttäuschungen, welche die Entwicklung dieser Schule mit sich brachte, kam Schwester Junipera durch ihr großes Vertrauen auf die Hilfe des göttlichen Herzens Jesu und durch ihre persönliche Bescheidenheit und kluge Zurückhaltung immer hinweg. Ihr Alter allein zwang sie, ihre Schultätigkeit aufzugeben, und die Abschiedsfeier, welche Schüler und Lehrpersonal ihr widmeten, zeigt uns, wie verdienstvoll sie an der Entwicklung der Schule gearbeitet hat.

Mr. Massy, der Direktor des Collegs, erschien mit Frau und Kindern und war Vorsitzender der veranstalteten Versammlung. Die Feier wurde mit einem religiösen Lied eröffnet, und Mr. Massy brachte in seiner Ansprache deutlich zum Ausdruck, wie er sich innerlich freue, daß die Schüler eine Gelegenheit haben, ihren Dank der guten Schwester Junipera bezeugen zu können; andererseits tat es ihm jedoch

sehr leid, daß er eine solche Hilfe in der Schule verlieren müsse. Das gute Einverständnis, das friedliche Zusammenarbeiten mit ihr haben den Segen Gottes fühlbar gemacht durch die guten Resultate, welche diese Schule bisher in so reichem Maße erzielte. Mr. Massy hofft auch, daß Schwester Junipera, trotzdem ihre Amtszeit in der Schule abgelaufen ist, ihr reges Interesse für die Schule bewahren wird.

Nach dieser kurzen Einleitung wurde von einem Schüler die folgende selbst verfaßte Adresse in englischer Sprache vorgelesen, die wir in deutschem Texte wiedergeben:

Gewidmet von den Studenten und Ex-Studenten des Mariazeller Eingeborenen-Lehrer-Seminars (Lehrerbildungsanstalt) der Ehrw. Schwester M. Junipera, Oberin, bei Gelegenheit ihres Scheidens aus der Schule, Dezember 1929.

Liebe Schwester!

Heute abend haben wir uns alle hier versammelt, um Ihnen unsern Dank abzustatten. Gott allein weiß, wieviel Gutes Sie uns erwiesen haben. Wir wissen, daß Ihre Dienstzeit sich über mehr als 30 Jahre erstreckt und daß diese eine Zeit eifriger und begeisterter Arbeit war. Sie haben Herz und Seele in Ihre Tätigkeit gelegt, um unsere Nation aus ihrer elenden Lage herauszuführen.

Wir alle schätzen Ihre Bemühungen sehr. Alle, die wir in dieser angenehmen Stunde hier zugegen sind, sowie jene, die früher in diesem Institute als Studenten waren, rufen aus ganzem Herzen Gottes Segen über Sie herab. Wir schätzen uns glücklich, Sie Mutter nennen zu dürfen, da Sie wie eine solche ihre Kinder treu und innig lieben.

„An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“, jene Früchte, die aus Ihrer ausgezeichneten Arbeit für uns herausgewachsen sind. Mögen diese dereinst ein Unterpfand Ihres ewigen Lohnes werden.

Unter uns bemerken wir heute abend auch solche, deren Eltern von Ihnen unterrichtet wurden. Wir alle wünschen, nach Ihrem Beispiele immer mit diesem Institute in Verbindung zu bleiben, um auch fernerhin, wenn eben möglich, Ihren Rat in schwierigen Fällen zu erbitten.

Das Mariazeller Lehrerkollegium, Studenten und Ex-Studenten bitten nun, ihr kleines, herzlich gern gespendetes Geschenk anzunehmen.

Während der letzten drei Wochen erhielten wir verschiedene Briefe von unsern Freunden, die ebenfalls ihre Studien hier gemacht haben, worin sie Ihnen ihren Dank kundgaben. Einigen dieser Briefe waren kleine Spenden beigelegt. Damit ist jedoch längst unsere Dankeschuld nicht abgetragen. Deshalb wenden wir uns zu Gott, dem wir es nicht an letzter Stelle

verdanken, daß er würdige Dienerinnen sandte, das Licht der Erkenntnis und Wahrheit in die unglücklichen Rassen hineinzutragen.

Möge die Liebe Gottes und der Schutz seiner Engel Sie beschützen vor Ihren Feinden, sichtbaren und unsichtbaren, Sie vor allem Übel bewahren und Ihr Herz mit jenem Frieden und jener Glückseligkeit erfüllen; womit Sie das unserige während all der langen Jahre erfreut haben.

Ihre in Christo ergebenen

Das Lehrerkollegium, Studenten und Ex-Studenten.

Dann überreichte ein Schüler die Geschenke, nämlich verschiedene geistliche Bücher in Deutsch und Englisch und interessante Photos. Nun folgten verschiedene Lieder, worauf ein anderer Lehrer eine zweite Adresse, die wir hier in deutscher Sprache wiedergeben, mit großer Begeisterung vortrug.

Ehrw. Schwester Junipera!

Im Namen des ganzen Lehrerkollegiums und aller Lehrer und Lehrerinnen, die von Ihnen ausgebildet wurden in Mariazell, wollen wir es versuchen, Ihnen nach Ihrer langen Dienstzeit von über 30 Jahren einen kleinen Abschiedsgruß zu entbieten.

Zwar wissen wir kaum Worte zu finden, unsern herzlichsten Dank auszudrücken für all das Gute, das Sie unserm Volke als Lehrerin erwiesen haben.

Es ist wahr — heute verlassen Sie uns, und unser Herz ist traurig, wenn wir daran denken, daß wir mit Ihnen auch zugleich Ihre segensreiche Arbeit entbehren werden. Noch ist Begeisterung in Ihrer Sprache, und Ihr ausgezeichnetes Vorbild als Lehrerin erfüllt noch die Atmosphäre in Mariazell. In der Tat, wir fühlen uns gedrängt, Sie nicht nur Lehrerin, sondern auch Mutter zu nennen, unter deren Obforgen wir wie Küchlein unter den Flügeln der Henne waren.

Sie haben Lehrer und Schüler erzogen, die heute in den Provinzen der Union von Süd-Afrika zerstreut sind. Wir können nicht umhin, Ihre tiefe und ungeteilte Liebe sowohl für Lehrer als auch für Schüler anzuerkennen, nicht weniger Ihre nimmermüde Energie und Anstrengung, Ihren sympathischen, systematischen, begeisterten und ermutigenden Unterricht.

Wüßten wir irgendwo in der Welt einen Schmiedemeister, der menschliche Wesen reparieren könnte, so würden wir Sie sicherlich dorthin bringen, um Sie noch einmal neu gestalten zu lassen.

Ergänzend zu unserer Anerkennung fügen wir noch hinzu: Erinnern Sie sich der Worte des verstorbenen Dr. Viljoendes, Superintendenten der Erziehung, in seiner Ansprache an Sie



Abchiedsfeier für Schwester Junipera (X) im Kolleg zu Mariazell, Süd-Syrien.

hier in Mariazell, und finden Sie darin die Ursache unserer heutigen Dankkundgebung.

Sie sind nun Oberin von Mariazell. Darob möchten wir die Schwestern glücklich preisen, denn wir wissen, daß Sie denselben ein leuchtendes Vorbild sein werden, wie Sie es auch stets für uns waren.

Zum Schluß bitten wir demütig, unser und unserer Kinder im Gebete zu gedenken; wir wollen und müssen das Gleiche für Sie tun als Zeichen unserer Dankbarkeit.

Wir wünschen Ihnen noch viele glückliche Jahre hier hienieden und im andern Leben des Erfolges wohlverdiente, unvergängliche Krone der ewigen Glückseligkeit.

Nimm Abschied, denn Du hast Deine Arbeit getan;
Nimm Abschied, denn Du hast gesiegt;
Nimm Abschied, denn Dein ist die Siegeskrone!

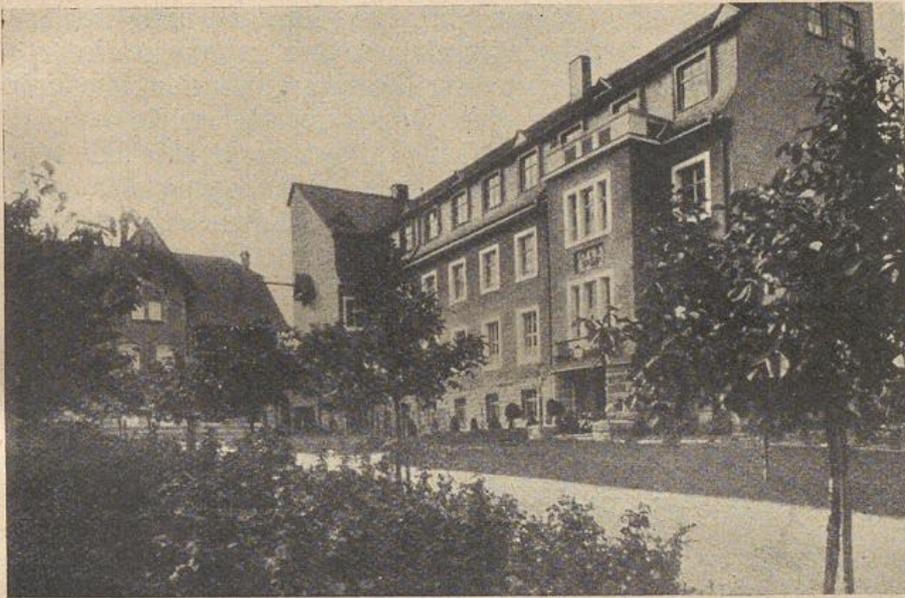
Wir verbleiben, liebe Ehrwürdige Schwester,
Ihre dankbaren Schüler,
die Mariazeller Lehrer.

Zum Schluß setzte natürlich wieder die Musik ein, und man drängte das kleine bescheidene Schwesterchen, doch auch etwas zu sagen. In ihrem schlichten Tone sagte es den Anwesenden, daß sie von dieser Feier keine Ahnung hatte, und daß sie so gerne sich ganz still zurückziehen wollte, ohne etwas merken zu lassen. Die aufrichtige und kindliche Dankbarkeit ihrer Schüler habe sie jedoch sehr erfreut.

Der hochwürdige Herr Vater Rektor von Mariazell hielt dann zum Schluß eine erbauliche und lehrreiche Ansprache und betonte, was wir bereits im Anfang dieses Artikels schon gesagt haben, die außergewöhnliche Bescheidenheit und Zurückhaltung sowohl in als auch außer der Schule von Schwester Junipera. Sie habe nicht nur durch ihre Unterichte an der Schule gewirkt, sondern ganz besonders durch ihr Beispiel. Möge sie noch recht lange als Oberin zur Ehre Gottes, die sie allein im Auge hat, noch Vieles wirken.

Möge aber auch der Beweis ihres segensreichen Wirkens als Lehrerin viele unserer Leserinnen anziehen, ihre Kraft der Missionstätigkeit zu widmen. Der göttliche Meister klopft an manches Herz und gibt ihm zu verstehen, daß er für seinen Weinberg Arbeiterinnen sucht, aber leider wird ihm so selten Gehör gegeben. Oben winken die Kronen für die Arbeiter und Arbeiterinnen im Garten Gottes. Möchten doch viele sich darum bewerben!

3



Missionschule - Ostseite.

Unsere Missionschule in Neuenbeken

Sie ist die Pflanzstätte der jungen Missionarinnen, welche durch Erziehung und Unterricht der weiblichen Jugend im fernen Heidenland den Missionaren kräftige Hilfe leisten sollen. — Junge Töchter aus guten Familien, in deren Herzen Sinn und Begeisterung für das Missionsleben erwacht und welche sich das Ideal einer Missionarin zum Ziele setzen, finden in dieser Schule den Weg zur erforderlichen Ausbildung.

In allen fremden Weltteilen scheint die Ernte für das Christentum reif zu werden; überall rufen die Missionare um Hilfe, und überall gilt der Grundsatz „Wer die Jugend hat, dem gehört das Volk!“ Bei jeder Neugründung ist das erste Bedürfnis eine Schule. Wo aber sind die Lehrkräfte? In Deutschland und auch in den anderen europäischen Staaten ist Überfluß an Lehrpersonal; in den Heidenländern, wo die Sonne des Evangeliums mächtig aufgeht, sind kaum die allernotwendigsten Kräfte zu finden.

Aus diesen wenigen Zeilen sieht der Leser handgreiflich, wie notwendig eine solche Missionschule ist.

Weil die meisten Kolonien unter englischer Aufsicht stehen, besonders in Süd-, Ost- und West-Afrika, ist außer der Sprache der Eingeborenen die englische Sprache für den Schulunterricht vorgeschrieben. Daraus folgt, daß die Erlernung der englischen Sprache unbedingt notwendig ist.

Unsere Missionschule in Neuenbeken bereitet die Schülerinnen in etwa vier Jahren auf das Junior- und Senior-Examen vor, das in Abhängigkeit von der englischen Universität Oxford schriftlich unter dem Vorsitze eines von England bestätigten Kommissars in Neuenbeken abgelegt wird.

Der Unterricht in der untersten Klasse umfaßt eine Wiederholung des Volksschul-Pensums mit Hinzufügung der englischen Sprachlehre. In den folgenden Klassen erstreckt sich der Unterricht auf die vorgeschriebenen Examenfächer: Religion, Deutsch, Englisch, Mathematik, Arithmetik, Botanik, Chemie, Geographie und Zeichnen. Die oben genannten Examen befähigen die Aspirantinnen zur Ausübung des Lehrberufes in der Mission und bieten eine weitere Grundlage für höhere Studien, welche nach abgelegter Ordensprüfung in einer afrikanischen Universität fortgesetzt werden.

Ein Tag in der Missionschule.

Morgens $\frac{1}{4}6$ Uhr gibt die Glocke das Zeichen zum Aufstehen für unsere Missionschülerinnen. Mit dem schönen Gruß „Gelobt sei Jesus Christus“ erheben sie sich. Nach dem gemeinsamen Morgengebet und Beiwohnung der heiligen Messe nehmen sie das Frühstück ein. Dann wird noch schnell ein Blick in die Bücher geworfen, das auswendig gelernte Pensum wiederholt oder eine schwierige Aufgabe überdacht, bis die große Hausuhr 8 Uhr schlägt und das Zeichen zum Beginn des Unterrichtes gibt. Dieser ist für die einen eine Wieder auffrischung, für andere eine Vertiefung, wieder anderen erschließt er neue Welten, je nach der Vorbildung, welche die jungen Mädchen mitbringen.

Interessant sind oft die Meinungen, Ansichten, Fragen und Erklärungen der einzelnen, je nach ihrer Heimat und ihrer früheren Beschäftigung; dazu kommen sie aus verschiedenen Gegenden zusammen, aus Rheinland, Baden, Bayern, Schlesien, von der polnischen und von der Schweizer Grenze, vom Saargebiet und von Westfalen. Wer in den höheren Klassen zur Zeit des Unterrichtes einmal lauscht, wird einer regen Aufmerksamkeit und Mitarbeit der Schülerinnen begegnen. Trägheit unter den Schülerinnen, womit das Lehrpersonal in der Welt oft viel zu kämpfen hat, ist hier nicht zu finden, denn alle streben mit gleichem Eifer ihrem schönen Ziele zu. Gespannt folgen sie dem Verlauf eines Versuches in der Botanik oder Chemie, untersuchen und bestimmen die verschiedensten Blumen und ihnen noch unbekannte Gewächse, oder suchen die schwierigsten Rechenaufgaben zu lösen.

Um $\frac{1}{2}10$ Uhr ruft die Glocke zur Pause und zu einer kleinen leiblichen Stärkung. Lustig eilt die jugendliche Schar hinaus in den freien Platz zu den Freiübungen. Jeden Tag

kommt eine andere an die Reihe, die Übungen vorzumachen und für alle die Befehle dazu zu erteilen. Dann wird das Butterbrot unter fröhlichem Geplauder in der frischen Luft im Garten verzehrt. Bleibt noch Zeit, so wird schnell einmal geschaukelt oder eine Tour am Rundlauf gemacht, das Bienenhaus, oder der kleine botanische Garten besucht. Hat die Glocke wieder gerufen, dann eilt alles in die Klasse, um neu gestärkt und erfrischt dem Unterricht bis $\frac{1}{4}12$ Uhr zu folgen.

Nach Tisch ist Erholungszeit bis $\frac{1}{2}2$ Uhr eventuell auch bis 2 Uhr. Ist das Wetter günstig, dann wird diese Zeit zu



Schülerinnen, welche ihr erstes Examen bereits bestanden haben.

einem Spaziergang in den nahen Wald benutzt. Fröhliche Lieder, Entdeckungstreibzüge, Beerensuchen, im Winter Schneeballschlachten, wechseln mit einander ab. Nur zu bald ertönt das Zeichen um 2 Uhr zum Unterricht, der im Sommer zuweilen auch im Garten oder sogar im Wald gehalten wird, bis gegen $\frac{1}{2}4$ Uhr. Nach einem kleinen Rundgang im Garten und einer kleinen Stärkung beginnt das Selbststudium für den Unterricht des folgenden Tages. Wer nicht gerade beschäftigt ist, sucht sich im Garten oder auf der Wiese ein stilles Plätzchen, um ungestört laut lernen zu können.

Abends $\frac{1}{2}7$ Uhr versammeln sie sich zum gemeinschaftlichen Rosenkranzgebet in der Kapelle. Nach dem Abendessen ist Erholungszeit bis $\frac{1}{2}9$ Uhr. Handarbeit oder kleine Hausar-

beiten bei fröhlichem Geplauder und Gesang füllen diese Zeit aus. Im Sommer wird in der Erholungszeit der Schulgarten in Ordnung gehalten oder Spiele und Geräteturnen im Freien vorgenommen. Um 1/29 Uhr ruft die Glocke zum Abendgebet und der darauf folgenden Ruhe.

R



Am 11. Februar, am Fest der Erscheinung der unbefleckten Empfängnis, starb unsere liebe Missionschülerin Koletta Zeilbehr aus Großbardorf in Unterfranken, im blühenden Alter von 22 Jahren. Sie war in jeder Beziehung ein leuchtendes Vorbild für alle ihre Mitschülerinnen und der Trost und die Freude für ihre Lehrerinnen. Schon lange Zeit hat sie die Missionschule verlassen, um für ihre schwache Gesundheit in der Heimat Kräftigung zu finden, immer hoffend, wieder zu ihren Mitschülerinnen nach Neuenbeken zurückkehren zu können. Gott hatte es in seiner Weisheit anders beschlossen und pflückte die zarte Knospe, bevor sie vom Welthauch berührt war. In ihrem schweren Leiden kam nie ein Wort der Klage über ihre Lippen. Sie war eine apostolische Opferseele. Wir empfinden den Tod dieser lieben Schülerin sehr schmerzlich, hegen aber die feste Zuversicht, daß sie uns allen und auch unserer Missionschule selbst am Throne Gottes eine Fürbitterin sein wird.

Möchten sich bald an Stelle unserer verstorbenen Koletta neue Missionschülerinnen melden.

Aus der Missionschule von Neuenbeken.



Aus dem Tagebuch einer Missionschwester

Ein Mann in den vierziger Jahren war als junger Bursche von seinem König Sijna zu den Plünderungszügen ausgesandt. Der König war mit seiner geringen Beute nicht zufrieden und verurteilte ihn zu harten Frondiensten. Er konnte deshalb an seine Schwiegereltern den Preis für seine Frau nicht abbezahlen, und sie erhoben nun Klage gegen ihn beim König. Nun hieß es „die fünf Kinder werden dem Sklavendienst verfallen“. Das ging den Eltern doch zu nahe, und sie suchten durch Flucht von der Gewalt ihres Herrschers los zu werden.

Die Familie verließ nun ihr ärmliches Bananenheim; der Vater und die zwei älteren Knaben im Alter von 10 bis 13 Jahren trugen die kleinen Habseligkeiten. Die beiden Mädchen liefen neben der Mutter her, welche das jüngste Brüderlein in einem Ziegenfell auf dem Rücken gebunden hatte. Sie schlugen den Weg ein, der zu einer Missionsstation führte; sie wollten beten lernen, Christen werden, um sich so von ihrer doppelten Knechtschaft zu befreien.

Bei den Heiden war die Familie verachtet, weil der Vater als ein Feigling galt, indem er nicht genug Kühnheit für seinen blutgierigen König zeigte. Nicht weit von der Missionsstation war eine leerstehende halb zerfallene Hütte; dahin flüchteten sie. Aber das Wenige, was sie auf ihrer Wanderung mitnehmen konnten, war bald verzehrt, und todmüde setzten sie sich auf den Boden. Die Mutter hatte nichts zu kochen, der Vater wurde krank vor Hunger, ebenso die beiden ältesten Knaben. In der heidnischen Nachbarschaft war man unwillig über diese Eindringlinge, und Christen waren in der Umgegend nicht zu finden. So wurde das Elend größer, und die letzten Dinge schlimmer als die ersten.

Auf meinen Missionstouren kam ich endlich auf ihre Spur. Mein Inneres drängte mich, in diese halb zerfallene Hütte Einkehr zu nehmen. Aber welch ein Anblick bot sich mir da? Die ganze Familie stand vor dem Hungertode. Den Vater hatte die Ruhr ergriffen, und die beiden Söhnchen lagen auf dürren Bananenblätterbündeln neben ihm. Die Mutter saß mit dem Kleinsten am Feuer. In der Mitte der Hütte glühte ein dicker Baumstumpf, der sich nach und nach in Asche auflöste, in welcher die Leute ihre Bananen und Süßkartoffeln zu braten pflegten. Sonst war in dieser Behausung nichts vorhanden. Es fehlte sogar das übliche Holzkloßchen zum Sitzen.

Ich fühlte nach dem Puls der Patienten, welcher natürlich so schwach war, daß man fühlte, daß das Lebenslicht bald erlöschen wird. Der Vater und die beiden Knaben waren zu Skeletten abgemagert. Ich begann nun, sie in die Geheimnisse

unseres heiligen Glaubens einzuführen und sie vorzubereiten für das Jenseits. Sie waren so heilsbegierig und freuten sich auf die heilige Taufe. Ich erteilte sie dem Vater und den beiden Söhnchen. Auch suchte ich Nahrung für die Mutter und die Kinder. Das gefüllte Suppentöpfchen war bald geleert, und in die beiden Mädchen schien wieder neue Lebenskraft zu kommen; die anderen drei konnten nur noch löffelweise etwas nehmen. Bald brach der Abend herein, und ich machte der Mutter den Vorschlag, die beiden Mädchen auf unsere Missionsstation mitzunehmen. Die eine war sehr froh, doch die Kleinere konnte sich nicht von der Mutter trennen. Ich empfahl sie alle dem heiligen Schutzengel und versprach am andern Morgen wieder zu kommen.

Meine Begleiterin machte sich mit mir auf, und wie freuten wir uns, als wir nach einer langen Wanderung endlich in der Ferne das Licht unserer Missionsstation leuchten sahen. Als wir nämlich so still und einsam durch die dicht bewachsenen Schluchten hinter den schwellenden Berggrücken mit seinen schlangenartigen Windungen die hohen Felswände entlang schritten, roch scheinbar eine Hyäne im Gebüsch, daß das arme Kind, das ich bei mir hatte, kein gesundes Fleisch mehr habe, und erschreckte mich gewaltig durch ihr heiseres Geschrei. Zum Glück kam das Licht von der Laterne, welche die Kinder, die uns entgegenkamen, bei sich hatten, ganz nahe, und die Freude der Kinder war groß, als wir uns gegenüberstanden. Sie taufte meinen kleinen Flüchtling gleich mit dem Namen „Ndscha“, d. h. Hunger; später erhielt das Kind bei der Taufe den Namen „Maria“; aber unter den Kindern blieb ihr der Name „Hunger“.

Am andern Morgen war das kleine arme Würmchen durch sein abgezehrttes Knochengeriüst zum Schauspiel für alle geworden. Es dauerte nicht lange, da kamen gefüllte Kürbisflaschen mit Milch; andere brachten Butter, Öl usw.; sie wollten mit Gewalt das Kind vom Hungertode erretten. Ich selbst aber machte mich gleich nach der heiligen Messe auf den Weg, um nach meinen anderen Zöglingen zu sehen. Der Vater und einer der beiden Knaben waren bereits während der Nacht ins bessere Leben hinüber gegangen, geschmückt mit der Taufschuld. Der Mutter Leid war so groß wie ihr eigenes Elend. Als ich ihr aber etwas dicke Milch und Suppe brachte, griff sie kräftig zu, hörte aber auch nicht auf mit ihren Dankesbezeugungen. Gegen Mittag war bereits das zweite Söhnchen gestorben, und ich mußte daran denken, die Entschlafenen zu beerdigen, da sich ja niemand ihrer annahm. Mit Hilfe einiger christlicher Männer machten wir in der Nähe eines Bananenbaumes ein gemeinsames Grab und betteten Vater und Söhne hinein. Frische große Bananenblätter waren das Totenkleid. Wir besprengten das Grab mit Weihwasser und beteten.

Dann nahm ich die Mutter mit dem Säugling und dem einen Mädchen noch mit auf die Mission. Die Kinder bekamen die Milch löffelweise, damit der Magen sich allmählich an das Essen gewöhne. Unsere kleine Ndscha hatte bereits ein weißes Kleidchen bekommen und war schon beschäftigt, aus seinem neuen Holzstellerchen langsam etwas Milch zu nehmen. Unsere bereits verheirateten Missionszöglinge schleppten mehr herbei, als die vier Neuankömmlinge nötig hatten. Die Mutter erholte sich langsam und ein zufriedenes Lächeln umrahmte stets ihr abgehärmtes Gesicht, wenn sie ihre Kinder in sauberen Kleidchen allmählich spielen und umherlaufen sah. Auch der kleine Säugling fing an dickbackig zu werden. Die kleine Ndscha nahm ich am zweiten Tag mit in die Missionskirche, wo ich den Küsterdienst zu versehen hatte. Ich setzte das schwache Kind auf das niedrige Bänkchen vor den Herz-Jesu-Altar und ging meiner Arbeit nach. Links und rechts von der Herz-Jesu-Statue waren noch zwei kleine Figuren, die eine den heiligen Schutzengel und die andere die heilige Philomena darstellend. Raum war ich in der Sakristei, so hörte ich draußen in der Kirche lautes Sprechen: „Jamlo jamo watoto wazuri“ „guten Tag, schöne Kinder!“ Immer wiederholte sich derselbe Ruf. Da unsere Schwarzen im Gotteshause sich nicht zu sprechen trauen, fiel mir das laute Gerede auf, und ich trat aus der Sakristei. Da stand denn unsere kleine Ndscha auf ihrem Stock gestützt aufgerichtet da und verbeugte sich hintereinander, diesen Gruß immer wiederholend. Ich ging auf das Kind zu und sagte: „Was sprichst Du hier in der Kirche? Hier ist das Gotteshaus; da wohnt der liebe Gott, und da darf man nicht laut sprechen.“ „Ach, diese schönen weißen Kinder, welche auf dem Tisch stehen, mögen mich nicht leiden, weil ich so mager und schwarz bin; sie sagen mir nichts, sie erwidern meinen Gruß absolut nicht“, sagte weinend die kleine Ndscha. „Sie haben mich nicht so gern, wie Du. Sieh mal, keines rührt sich. Wo wohnt der liebe Gott?“ Ich zeigte ihr das Tabernakel, und die großen Augen sperrten sich noch weiter auf und verwundert sagte die kleine Ndscha: „O, der liebe Gott ist ja eingeschlossen, wann bekommt er denn etwas zu essen? Kann er nicht heraus?“ Dann aber stellte Ndscha eine ganze Litanei Fragen, worauf ich sie nach Hause schickte in die Kinderküche. Dort nahm sie wieder ihr Holzstellerchen und holte sich Milch, und so schnell das arme Mägdlein konnte, trippelte es zitternd in seiner Schwäche in die Kirche, setzte sich auf die unterste Altarstufe und hielt die Milch fest, die Augen auf das Tabernakel gerichtet. Als die Kinder zum Abendgebet in die Kirche kamen, waren alle erstaunt und wollten wissen, was Ndscha mit ihrer Milch vor dem Altare will. Ich ging eilends auf sie zu, und sie sagte mir ganz leise:

„Ich will dem lieben Gott was zu essen geben, denn ich meine, er hat Hunger, und der Hunger tut so weh.“ Stillschweigend und gerührt führte ich das Kind zu den Schwestern zurück. Doch es kam noch öfter vor, daß Ndscha mit ihrem Milchschüsselchen zur Kirche ging, bis sie sich endlich belehren ließ. Dann pflückte sie Blümlein und legte diese an den Altarstufen nieder.

Bald ging sie mit den andern zur Katechismuslehre und lernte allmählich auch die täglichen Gebete. Als sie neun Jahre alt war, konnte sie das Taufexamen machen, und nun wurde sie „Maria“ genannt. Sie hat ja wohl Mühe im Lernen, denn der Hunger nahm auch ein Stückchen vom Gedächtnis weg. Die erste Katechismusprüfung hat sie nicht bestanden und war darüber äußerst traurig. Wir fanden das Kind beim Mutter-Gottes-Altar, wo sie ihr kleines Herzchen ausschüttete. Daraufhin hat sie das zweite Examen sehr gut bestanden. Und als man sie fragte, warum sie jetzt die Fragen so gut beantworten könne, sagte sie: „Die liebe Mutter Gottes und mein heiliger Schutzengel haben es mir gesagt; ich habe mit niemand gesprochen, nur den Rosenkranz habe ich ohne aufzuhören gebetet.“ Auch der Mutter fiel das Lernen schwer, aber sie hatte eine unerschöpfliche Geduld und ließ sich die Katechismusfragen von den Zöglingen so lange vorsagen, bis ihr schwaches Gedächtnis die Antwort behalten konnte. Auch die beiden andern Kinderchen wurden dann getauft, der kleine Junge Paul und das Mädchen Berta, die Mutter erhielt den Namen „Anna“.

Bald war es an der Zeit, daß die letzte Gruppe der Täuflinge zur ersten heiligen Beichte zugelassen wurden. Die Mutter wollte aber vom Bußsakramente nichts wissen, da sie behauptete, sie habe keine einzige Sünde seit ihrer Taufe begangen. Als ich sie darauf aufmerksam machte, daß sie schon einmal den Gottesdienst versäumt habe, da sagte sie: „Ja, das habe ich wirklich. Also unterrichte mich über das große Sakrament, das diese Sünde wieder von mir wegnimmt.“ Nun haben unsere Christen die Gewohnheit, am Beichttage der heiligen Messe beizuwohnen. Unsere kleine Maria Ndscha und ihre Mutter Anna waren voll Eifer und standen schon um Mitternacht auf, um ja nicht zur heiligen Messe zu spät zu kommen. Da es ihre Arbeit war, vor der heiligen Messe mit einigen Mädchen den Stall zu reinigen und die störrischen Kühe zu melken, so gingen sie um 12 Uhr mitternachts bereits in den Stall, um ihre Pflicht zu erfüllen. Das Haus der Missionare lag in nächster Richtung der Stallgebäude. Ein Pater hörte die Stalltüre öffnen, weckte flink den Mitbruder, damit er ihm beistehe, die einbrechenden Diebe festzunehmen. Dann gingen beide mit einem Stock bewaffnet leise in den Stall.

Als sie eintraten, tönte schon das mehrstimmige „Gelobt sei Jesus Christus!“ ihnen entgegen, und die Missionare sagten sich „nun, das sind fromme Diebe“. Sie waren aber erstaunt, als sie die Kinder so fleißig bei der Arbeit fanden. „Was fällt Euch ein, um Mitternacht melken zu gehen?“ sagte der Pater. Aber Mutter Anna und die Kinder erwiderten: „O Pater, verzeih, wir wollten nicht zu spät zur Messe kommen, da wir heut die erste Beichte ablegen müssen.“

Dann ging alles wieder friedlich zur Ruhe. Mutter Anna und Maria aber machten sich in die Kinderküche und beteten den Rosenkranz, das liebste Gebet, das sie können.

Zur Mutter Gottes haben unsere Christen hier eine ganz besondere Andacht. Ubrigens ist das Vikariat Kilimandjaro durch eine feierliche Weihe der „unbefleckten Gottesmutter“ anvertraut.

5

Ein mißglücktes Biergelage

Aus Himmelberg

Es war ein echt afrikanischer Sommertag, das Wasser, welches in einem Eimer in der Sonne stand, wurde so heiß, daß man die Hand darin nicht ertragen konnte. Menschen und Tiere flüchteten in den Schatten, um Kühlung zu suchen. In einem heidnischen Kraal war ein Trinkgelage, und der Durst der Beteiligten mag wohl nicht klein gewesen sein. Bald jedoch fühlten einige dieser Gäste ein eigentümliches Unbehagen; ja, es zeigten sich Spuren von einer Vergiftung. Mehrere wälzten sich bereits im Todeskampf auf dem Boden, und ein großer Schrecken bemächtigte sich der gemütlichen Trinkgesellschaft. Nun wurde rasch ein Bruder zur Mission um Hilfe gesandt. Wir füllten mehrere Flaschen mit Milch mit der Weisung, dieselbe sofort den Kranken zu geben. Als der Melkjunge nach Hause kam, waren bereits zwei Männer verschieden, den übrigen, 15 an der Zahl, konnte noch geholfen werden. Eine Frau taufte in der Angst schnell ihren Mann, er war wohl von den Katechumenen, konnte sich aber noch nicht entschließen, sich von vier Weibern zu trennen. In der Todesangst verspricht man ja alles; er wurde wieder besser und hat jetzt einen harten Kampf zu bestehen, das Versprechen, das er angesichts des Todes gegeben hat, zu erfüllen. Das ganze Ereignis hat die Lust an diesen gefährlichen Biergelagen gedämpft.

Schw. M. Canuta.

K

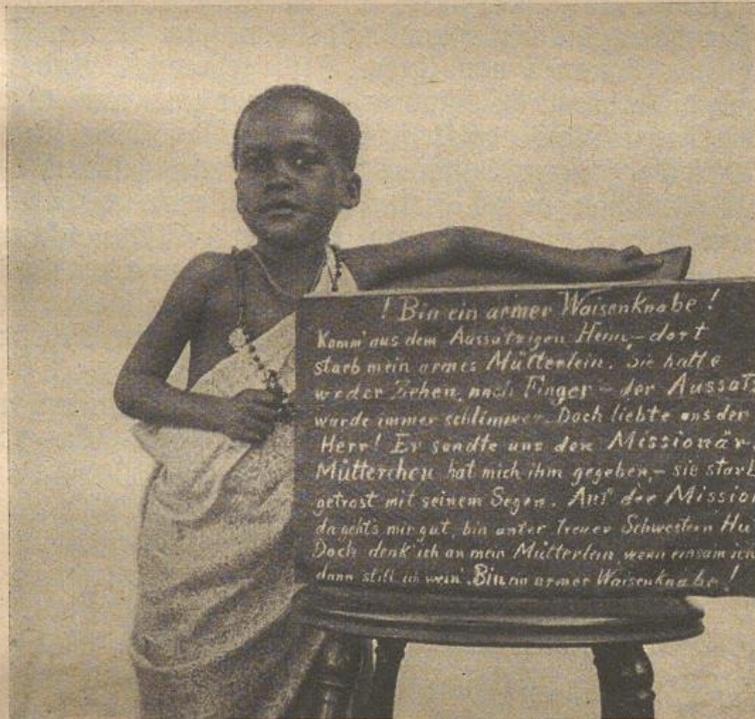
Bin ein armer Waisenknabe

Wer den Artikel „Stimmen aus dem Elendstal“ gelesen hat, wird sich der unglücklichen Mutter erinnern, welche mit ihrem vierjährigen Kinde im Aussäzigenheim ihre Tage so traurig zubrachte. Ihr einziger Trost war der kleine Matezo. Schon zweimal hatte man es versucht, das gesunde Kind von ihr wegzunehmen, aber das Sammergeschrei der jungen Mutter war so groß, daß es zuletzt niemand mehr über das Herz brachte, ihr das Kind zu entreißen. Jeder Besucher im Elendstal bedauerte das schöne, starke Kind mit den großen klugen Augen, das in solcher trübseligen Umgebung aufwachsen mußte, um zuletzt doch sicher von dieser abschreckenden Krankheit selbst ergriffen zu werden.

Seine arme Mutter hatte weder Zehen noch Finger, und doch umklammerte sie ihr Söhnlein, auf daß niemand es ihr nehme. Nun hat der Tod die beiden voneinander gerissen. Als unsere Schwester Siena kurz vor Weihnachten die Aussäzigen besuchte, fand sie die Frau schon sehr schwach, und die Kranke selbst fühlte, daß es mit ihr zu Ende ging. Sie starb gerne — aber die Muttersorge um ihr Kind! Sie hätte es am liebsten mit in die Ewigkeit genommen. Als gute Christin ist sie gestorben und hatte nur eine Bitte an den Pater Missionar: „Nimm Du mein Kind, meinen kleinen Petri; sei ihm Vater und Beschützer und laß ihn nicht in diesem Tränental, bis er vom Aussatz ergriffen wird. Er ist noch gesund, laß ihn holen, wenn ich tot bin, aber laß ihn noch bei mir bis zu meinem letzten Atemzug.“

Der Pater versprach es. Es war die letzten Tage vor Weihnachten. Den armen Aussäzigen wurden noch kleine Gaben beschert, Hemden, Tücher, Reis, Seife, Salz und sonstiges. Katharina erhielt noch eine Bettdecke, ein Hemdchen für den kleinen Petri und etwas Süßkartoffeln, welche sie so gerne aß. Die arme Frau war so ergeben und schlummerte in der Nacht still ein, um im Elendstal nimmer wieder zu erwachen. Der kleine Petri wurde zur Mission gebracht. Er ist vier Jahre alt, dem Verstande nach aber viel älter. Auf der Missionsstation war dem kleinen Jungen alles neu. Er war ja aus dem Totenreich der Aussäzigen nie herausgekommen, hatte kein frohes Singen und Lachen gesehen und gehört und nie so viel reinlich gekleidete Kinder geschaut. Die großen Mädchen hatten ihre helle Freude an seinem verständigen Reden. „Wer bist Du?“, fragten sie ihn. „Wo kommst Du her?“ „Ich bin ein armer Waisenknabe, habe nichts auf der ganzen Welt, und woher ich komme? Vom Aussäzigenheim, wo kein glücklicher Mensch hineingeht, dort haben sie keine Nase, keine Augen, keine Stimme mehr,

und meine Mutter hatte auch keine Finger und keine Behen; ich habe noch alles; ich allein konnte laufen und springen." Dann fragten sie ihn: „Gefällt es Dir hier?“ „O ja, aber ich bleibe nicht hier bei Euch, ich gehöre dem Pater; ich will zum Missionar und bei ihm bleiben und will auch ein solcher Herr werden, der so gut und lieb mit den Kranken ist, so hat meine Mutter immer gesagt. Nein, ich bleibe nicht bei Euch.“ So sagte er das mit der Bestimmtheit eines Erwachsenen zu uns Schwestern. Er wurde nach und nach auch zutraulich, wollte aber von Zeit zu Zeit immer hinunter zu den Patres; das



Haus der Patres liegt jedoch 40 Meter tiefer, und wir wagten es nicht, den Petri allein hingehen zu lassen, weil wir fürchteten, daß er in das Aussäzigenheim zurückkehre. Das schlaue Kerlchen ahnte jedoch bald, was wir dachten und sagte ganz naiv: „Was meint Ihr? Meint Ihr, ich gehe wieder zu den Toten? O nein! Ich bin im Hause Gottes, das hat Mutter gesagt, und das tue ich nicht. Sie ist jetzt gestorben und zum Mungu gegangen, und ich folge ihr nach.“ So ließen wir ihn denn ziehen, und er kam bald wieder zurück mit einem Stückchen Brot in den Händen und erzählte, daß die Patres und Brüder so lieb und freundlich mit ihm gewesen wären.

Als aber am nächsten Sonntag Schwester Siena mit der neu angekommenen Schwester Gerardine sich anschickte, die

armen Aussägigen im Glendstal zu besuchen, da erwachte doch ein Heimweh nach dem Orte seiner ersten Kindheit und weinend wollte er den Schwestern nachlaufen, um seine unglücklichen Freunde dort wieder zu sehen. „Mutter, Mutter,“ rief er, „ich bin ein armer Waisenknabe. Mutter ist gestorben; sie hatte keine Zehen, keine Finger mehr, ach, ach!“ So klagte der Kleine, als man ihn wieder zurück brachte. Ein rührendes Bild.

Aber auch die armen Unglücklichen im Glendstal haben den Kleinen nicht vergessen. Ich erschrak nicht wenig, als mich gestern unsere Schwester Arnesia vom Schreibtisch wegrief und sagte: „Eine arme Aussägige ist da auf der Veranda im Schwesternhaus, an der Hand hält sie unsern kleinen Petri; sie hat ihm Bananen von ihrem Feld gebracht.“ Und wirklich stand die erbärmliche Sammergestalt vor uns, nur ein Auge noch, die ganze Nase abgefressen, und mühsam hielt sie einen ganzen Bündel frischer Bananen für Petri als Geschenk bereit. Sie war reinlich in weiße Tücher gehüllt. Vertrauensvoll stand der kleine Petri bei ihr; er war ja in ihrer Nähe aufgewachsen. Kindlich dankte er der armen Aussägigen und zog sich dann langsam zurück. Für dieses Kind hatte der gräßliche Anblick der Sammergestalt nichts Schreckendes mehr, sein Mütterchen sah ja gerade so aus.

Ich sah dem klugen Kleinen nach, der lange einsam stehen blieb und der alten Frau gedankenvoll nachschaute. Was mochte das Büblein wohl denken? Vielleicht:

„Wenn ich ein großer Knabe,
Dienen will ich am Altare.
Gehe dann ins Glendsheim,
Will der Kranken Tröster sein!
Bin ein armer Waisenknabe,
Hoff auf Gottes Huld und Gnade!“

Schwester Engelberta.

z

Laßt euch den Rat eines streng-katholischen Schriftstellers angelegen sein. Er schreibt: „Wenn Gott dir sagte, ‚welche Gaben wünschst du dir?‘, so antworte in deinem und im Interesse deiner Nebenmenschen: ‚Herr, schenke mir Seelengröße.‘“

Es ist die Seelengröße, die euch kleine Verstöße übersehen und große Kränkungen verzeihen läßt — es ist Seelengröße, die edle Worte auf die Lippen legt und jede gute Handlung leichter macht — es ist vor allem Seelengröße, welche hilft, die Fehler anderer nicht zu beachten — sie womöglich nicht zu bemerken.

Komische Leopardengeschichte

Der Löwe heißt „Simba“, und der Leopard heißt „Sui“ in der Sprache der Eingeborenen. Diese beiden Worte sind wohl so ziemlich die ersten, welche jeder Neuankömmling von Europa hier lernt. Es ist ja auch kein Wunder, denn man lebt im Lande der wilden Tiere; man sieht sie zwar selten am hellen Tage, und nachts geht man wohl nicht gerne aus, denn sie sind doch da, und von Zeit zu Zeit hört man: dort hat der Wüstenkönig Löwe aus der Boma, dem Viehstall, drei der fettesten Rüge geholt, oder in dieser und jener Hütte ist der Leopard durch das schadhafte Dach eingebrochen und hat sich eine Ziege geholt.

Schon bei der Einreise, wenn man mit dem plumpen Wüstenlastauto fährt, kann man in dem sandigen Boden nicht selten frische Fußspuren einer ganzen Löwenfamilie sehen, und unwillkürlich weist der Führer seine neuen Gäste darauf hin, indem er geheimnisvoll flüstert: „Das sind Fußstapfen eines großen Simba (Löwen).“

Ich war noch nicht in Kilema angekommen, und hatte schon die beiden schrecklichen Namen gelernt, und zwar nicht ohne geheimnisvolles Grauen. So geht es wohl den meisten Schwestern, wenn sie nach Ost-Afrika kommen.

Wir waren noch nicht lange hier, als die Schwarzen, welche sich über unsere Wiederkehr nach dem Kriege so sehr gefreut hatten, es sich nicht nehmen ließen, uns mit Eiern, Früchten und allerlei Nahrungsmitteln zu beschenken. Eines Tages kam ein junger Bursche, geschickt von seinem christlichen Vater, und brachte schönes frisch geschlachtetes Fleisch für Mutter Ubalda und für Schwester Mathildi, welche sie aus der früheren Zeit her noch gut kannten. Die Küchenschwester, noch ein ganz europäischer Neuling, verstand von allem, was ihr der freundliche Bursche erzählte, nichts als das Wort „Sui“.

Wir saßen abends still vergnügt zu Tisch und wunderten uns darüber, daß wir auf einmal so wohlschmeckende Fleischspeisen, die auf ganz feines Wildbret schließen ließen, vor uns hatten. Ernst schüttelten unsere Oberinnen den Kopf und fragten wie aus einem Munde unsere Küchenschwester: „Wie kommen Sie dazu, uns heute solches Gericht zu bringen?“ Schüchtern antwortete sie: „Ja, das ist ja ein besonderes Geschenk für Mutter Ubalda und Schwester Mathildi. Es ist von einem großen fetten Sui (Leoparden), und ich habe wirklich nicht gewußt, daß Leopardenfleisch so gut wie Wildbrett schmeckt.“ Nun hätten unsere lieben Leser alle unsere Gesichter sehen sollen! — „Sui, Sui, einen Leoparden haben wir gegessen.“ In meinem Magen begann es sich schon sonderbar

zu heben und andern schien es ebenfalls so zu gehen. Mutter Ubalda eilte in die Küche und fragte eine schwarze Kandidatin, was das für ein Fleisch gewesen wäre und seit wann die Wadschagga=Neger Leopardenfleisch zum Geschenk bringen? Da brach die dicke lustige Anna in ein helles Gelächter aus und sagte zur Provinzialoberin: „Was Sie gegessen haben, war sehr feines Antilopenfleisch, nur habe der Bursche der Schwester erzählt, daß ein Iui bei seinem Vater in der Hütte den alten Haushund aufgefressen hätte.“ Der ganze Schrecken, Leopardenfleisch gegessen zu haben, löste sich also in lachendes Wohlgefallen auf.

Schw. Engelberta.

3

Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe

Große Aufregung herrschte unter der schwarzen Bevölkerung an den Ufern des mächtigen Kongostromes. Bis ungefähr zum Ende des 19. Jahrhunderts hatte sie ungestört ihrem wilden, heidnischen Treiben gelebt. Die Zauberer und Wahrsager munkelten schon seit einigen Jahren, daß die alte Freiheit der Neger bald aufhören werde, weiße Männer aus dem Norden, voll Weisheit und Kraft, würden kommen und alle Negerstämme in Dienstbarkeit bringen.

Jetzt schien diese Prophezeiung einzutreffen. Von allen Gegenden her hörte man das Trommeln des Tamtam; ein Dorf verkündete es dem anderen: „Auf dem Kongostrom seien Schiffe zu sehen,“ — groß — wie sie noch nie dagewesen, mit bewaffneten Weißen und schwarzen Soldaten, die man aus den Ländern des unteren Kongo mitgebracht habe, wo das Volk schon länger unterjocht war. Die Unruhe wurde immer größer. Die Neger, welche sich fast überall zur Gegenwehr erhoben, waren ohnmächtig gegen die Europäer, welche mit Waffen ankamen, die allein schon durch ihr gewaltiges Donnern das größte Entsetzen verbreiteten. Nicht nur die Dörfer, welche an den Ufern des Kongo und seiner Nebenflüsse lagen, wurden erobert, sondern die tapferen Weißen drangen auch ins Binnenland vor; vorbei war's mit der alten Freiheit. Nur wo die Neger sich freiwillig ergaben und sich verpflichteten, jährlich eine bestimmte Abgabe an Kautschuk, Harz, Palmöl, Federvieh, Fisch oder Maniok zu entrichten, blieben die Dörfer verschont; wo nicht, richteten die Geschütze der Weißen und die Flinten der schwarzen Soldaten große Verheerungen an. Ganze Dörfer wurden eingäschert, und wer sich nicht schnell genug im Urwald verbergen konnte, ward gefangengenommen und zur Arbeit nach den im Lande errichteten Staatsposten gebracht.

Die Wahrsager und Häuptlinge sprachen dem Volke vor: „Lieber zugrunde gehen, als Sklaven der verhaßten Weißen werden,“ und so setzte man sich zur Gegenwehr. Auch das Dorf Bolombo geriet in größte Unruhe, obschon es ziemlich geschützt lag, mitten im Urwald, an einem Arm des Kuki, eines Nebenflusses vom Kongo-Strom, der so schmal war, daß er nur mit kleinen Rachen befahren werden konnte. Flüchtlinge aus dem 6 Stunden entfernt liegenden Lombo waren eingetroffen und hatten die Nachricht gebracht, daß Lombo sich habe ergeben müssen. Der Häuptling von Bolombo berief rasch eine Versammlung der angesehensten Männer; mitten im Dorf auf einem freien Platz sollte sie abgehalten werden, und man beschloß, den Wahrsager des Ortes zu befragen und um seinen Ausspruch zu bitten, ob der Gegenwehr ein Sieg oder eine Niederlage folgen würde, denn im letzten Falle hatte man vor, sich freiwillig zu unterwerfen. Aber bis ein Zauberer seinen Ausspruch kund tut, braucht es Zeit und Weile: Erst muß von den Männern des Dorfes ein abendlicher Tanz abgehalten werden, wobei der Zauberer in seiner Amtstracht erscheint, die aus Fellen von Antilopen, Leoparden und Affen hergestellt ist. Ein Hut aus Federn wilder Vögel bildet seine Kopfbedeckung und die größte Zierde ist ein großer Leoparden- oder Affenschwanz, hinten am Hut oder an der Lendenbekleidung. In den Zwischenpausen des Tanzes wird ein aus Zuckerrohr bereitetes Bier getrunken, das durch einen gewissen Zusatz sehr berauschend wirkt. Ist der Tanz gegen Mitternacht beendet, so schließt sich der Wahrsager einige Stunden für sich allein ein, um die Geister der Vorfahren zu befragen, und erst gegen Morgen kann er die Antwort dem Volke kund tun.

So geschah es auch im Dorfe Bolombo. Der Tanz wurde für den folgenden Abend festgesetzt, damit man erst noch Zeit habe, das nötige Getränk zu bereiten, was Sache der Frauen und Mädchen war.

In einer nahe am Ende des Dorfes gelegenen Hütte war Elembe, die Frau eines Sklaven des Häuptlings, mit ihrer zwölfjährigen Tochter Mobeka fleißig mit Abschälen des Zuckerrohres beschäftigt. Angst und Sorge sah man in beider Gesicht, die Gedanken waren gerichtet auf den bevorstehenden Kampf. Elembe war etwa 30 Jahre alt, aber schon recht geschwächt und gebückt von beständiger schwerer Sklavenarbeit, während Mobeka, groß und schlank, ein frisches gesundes Aussehen hatte. Nach einer Zeit stillen Arbeitens sagte Elembe: „Meine Tochter, wir müssen auf alles gefaßt sein. Wir wissen nicht, was unser Los sein wird. Ich bin bereit, zu sterben. Nur Glend und Not war mein Anteil zwischen meinen schwarzen Brüdern, so lange ich lebte, aber mein Herz sagte mir, daß für den Geist noch ein anderes Leben kommt, wenn der Mensch tot ist. Ich

höre stets eine innere Stimme, die mir sagt: Eembe, tue nichts Böses, es gibt eine Vergeltung. So habe ich auch Dich von Kindheit an gelehrt, und Du hast bis jetzt meiner Mahnung gefolgt. Mobeka, versprich mir, daß Du das Böse auch fernerhin fliehen willst, wenn ich vielleicht nicht mehr bei Dir bin. Siehe, in dieser Nacht hatte ich einen sonderbaren Traum: Ein Mann in einem langen weißen Gewande stand vor mir und sagte: „Eembe, Du mußt sterben, aber Dein Geist wird in einem guten Lande weiter leben, wo es kein Leiden mehr gibt. Die Weißen kommen nicht, um euch zu verderben, sondern sie sind voll Weisheit und Verstand; sie wollen euch zu besseren Menschen machen, die nicht mehr rauben und töten und das Fleisch des Nächsten verzehren.“

Sieh, Mobeka, Du weißt es selbst, wie so viele aus unserm Volke leben. Sind wir Sklaven nicht auch Menschen wie sie? Aber was geschieht mit uns? Wir müssen nicht nur arbeiten Tag und Nacht, sondern was ist das Los vieler aus uns? Getötet und verzehrt werden wir, wie ein Tier getötet und verspeist wird. Ja, wenn unser Gebieter stirbt, werden wir mit seiner Leiche lebendig begraben. O Mobeka, wenn ich sterben sollte, wie es mir im Traum verkündet worden, so suche im Kampf zu entfliehen aus der Sklaverei und nimm Arbeit an bei den Weißen. Du wirst dort nicht das Elend finden, welches deiner wartet bei Deinem eigenen Volke.“ Mobeka schaute ihre Mutter voll Liebe an und sagte: „Mutter, Du weißt, daß ich Dir immer gefolgt habe; doch Du wirst nicht sterben, laß uns beide zu den Weißen gehen.“ „Still, Kind, erwiderte Eembe, laß uns nicht weiter davon sprechen. Ich höre Tritte, man könnte uns belauschen, und dann wäre ein Flüchten nicht möglich.“

Im selben Augenblick schaute ein wilder, wüster Neger herein und rief: „Nun, faules Volk, ist die Arbeit noch nicht fertig? Auf! Bringt es zum Baume dort, was ihr geschält habt, wir haben Gile, das Bier muß bereitet werden, heute abend ist der große Tanz, der über unser Los entscheidet.“ Eembe und Mobeka sprangen auf und griffen nach den großen Körben, um das Zuckerrohr fortzutragen.

Es wurde Abend. Von allen Seiten her eilte man zum Feste, die Männer, um zu tanzen, Weiber und Kinder, um dem Tanz zuzuschauen und immer mehr Bier herbeizuschleppen. In der Ferne standen scheu hier und da die Sklaven umher. Die Zauberer, mit Fellen und Federn reich geschmückt, eröffneten den Tanz. Ihnen schlossen sich die Männer an, einige mit Raspeln und Schellen in Händen, während andere die Trommel (den Tam-Tam) schlugen. In den Pausen wurde dem Bier fleißig zugesprochen, auch sogar von den Weibern. Man ahnte nicht, daß die Gefahr so nahe war. (Fortsetzung folgt.)

Wird sie zu finden sein?

„Suchen Sie uns eine Legion eifriger Beter und Opferseelen für dieses schöne Werk der Priester-, Laienbrüder-, Schwestern- und Katechistenberufe, dann wird's der liebe Gott schon machen. Er wird eben sein feierliches Versprechen halten: „Bittet und es wird euch gegeben werden.““ So schreibt P. Kranig aus Linzolo in Westafrika an die Claver-Sodalität, und hundertmal tönen gleichartige Bitten aus dem dunklen Erdteil herüber.

Bestrebt, den afrikanischen Missionen auf jede Weise zu Hilfe zu kommen, hat die Claver-Sodalität es unternommen, diese Rufe in allen Landen widerhallen zu lassen und hofft das Heer der Beter mobil machen zu können. Wenn jeder, der dies liest, vor allem selber betet, dann aber auch andere, auf die er Einfluß hat, dazu aufmuntert: Bekannte, Kinder in den Schulen und Waisenhäusern, die heranwachsende Jugend in den Pensionaten, die jungen Kleriker in den Seminarien, sollte da nicht eine Legion von Beteren aufzubringen sein? — Als Termin für den großen Gebetskreuzzug sind die neun Tage vor dem Schutzfest des heiligen Joseph festgesetzt, also die Zeit vom 28. April bis einschließlich 6. Mai 1930. Als allgemeines Gebet soll das in nicht weniger als zwölf europäische (und einige afrikanische) Sprachen übersezte, von einem Afrika-Missionar verfaßte „Sühnegebet für die Neger Afrikas“ dienen, damit alle Beter einmütig vom göttlichen Herzen die glückliche Stunde erlehen, wo auch über Afrika Gottes Gnadensonne hell erstrahlet.

Das Gebetchen kann in beliebiger Zahl gratis bezogen werden von der Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19.



Gebetserhörungen

Der heiligen Theresia vom Kinde Jesu innigen Dank für auffallende Gebetserhörung bei Ablegung eines schweren Examens. Veröffentlichung war versprochen. Eine Missionschwester aus Mariannhill.

Der heiligen Theresia vom Kinde Jesu sei hiermit innigst gedankt für ihre auffallende Hilfe in einem großen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen. Schwester M. E., Missionschwester vom kostbaren Blut.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Rütenbrock Mk. 21.—, Margarethe; Bennhausen Mk. 21.—, Philipp; Brügge Mk. 21.—, Maria; Amelungen Mk. 25.—, Dorothea; Rimbeck Mk. 21.50, Agnes; Birkenfelde Mk. 42.—, Regina und Katharina; Pachten Mk. 42.—, Maria und Gertrud; Brügge Mk. 21.—, Joseph; Saarlouis Mk. 42.—, Maria und Antonius Maria; Gelsenkirchen Mk. 21.—. N. N. der lieben Mutter Gottes und der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu zum Dank für gut bestandenes Examen. F. T.

Für die Mission: Massenbachhausen Mk. 4.50, Rimbeck Mk. 8.50, Pachten Mk. 15.—, Kl. Sternlich Mk. 2.50.

Für die Heidenkinder: Neuenbeken Mk. 1.—, Wewelsburg Mk. 22.—.

Für die Ausfägigen in Uru: Hindenburg-Zaborze, gesammelt von Schulkindern Mk. 20.—, Düdinghausen Mk. 4.—.

Almosen: Wailstadt Mk. 3.75, Konty Mk. 5.—, Horrem Mk. 1.90.

Für die Missionschule: Riegelsberg Mk. 5.20, Holsterhausen Mk. 2.50.

Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende, denn die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige; diesen Wunsch äußerte einst der liebe Heiland seinen Jüngern gegenüber und in ihnen auch uns; wird er darum nicht doppelt jene segnen, die durch ihr Scherflein mithelfen, daß auch ärmere junge Mädchen, die so gern ihre Kräfte und Talente in den Dienst der Mission stellen wollen, ihr erhabenes Ziel erreichen?

Allen unsern lieben Wohltättern ein recht herzliches Vergelt's Gott; es segne und schütze sie das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Das Totenglöcklein

meldet, daß am 22. Januar eine treue Förderin der Caritasblüten, Frau Therese Tremel aus Simprechtshausen, im Alter von 65 Jahren vom lieben Gott heimgesucht wurde, um im besseren Jenseits den Lohn ihrer Mühen und Opfer zu genießen. Wir empfehlen ihre Seele dem frommen Gebete aller unserer lieben Abonnenten. R. I. P.

Sprichwörter

Nicht alles, was glänzt, ist Gold.

Mit vereinten Kräften.

Was Gott tut, ist wohlgetan.

Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Es ist Geduld ein rauher Strauch, voll Dornen aller Enden.

Vor Gott ist keine Flucht, als nur zu ihm.

Angst und Not währt bis an den Tod.

Nimm aus jedem dieser Sätze ein Wort heraus und du erhältst ein trostreiches Sprichwort.

Auflösung des Rätsels aus voriger Nummer

Arbeit ist die größte der Gaben,

Laßt uns Gott danken, daß wir sie haben;

Macht alles vergessen, Zeit, Sorg und Not. —

Das Erz aus dem Boden geschafft,

Her alle Geisteskraft,

Und keinen Tag vergafft! —

So wird Brot.

Caritasblüten

Nr. 5

Mai

1930

Marienverehrung in der Mission

Lilien

Dicht am Fuße des Königs der Berge Kilimandjaro blühen Lilien in unzählbarer Menge und senden ihre süßen Düfte zu dem altherwürdigen Gnadenbilde, welches in einem uralten, hohlen Baume thront, empor. Ein dichtes Blätterdach, bewachsen mit wilden Schlingpflanzen, schützt es vor Sturm und Regen. Ein herrlicher Anblick! Hell strahlt die afrikanische glühendheiße Sonne am wolkenlosen Firmament, so daß der Kibo nahe beim Hintergrunde der Missionsstation Kiboscho, mit seiner ewig schneebedeckten Kuppe in herrlichem Silberglanz glitzert und funkelt. Vöglein haben ihre Nestchen unter Mariens Schutz gebaut. Sie zwitschern und singen Lob und Preis „Unserer lieben Frau“.

Du bist die Maienblüte,
So still und licht und rein,
So voller Himmelsgüte
Und voller Himmelschein.
Du bist die duft'ge Rose,
Die lächelnd aufgeblüht,
Das Kindlein auf dem Arme
In holder Liebe glüht.
Du bist so rein wie Lilien,
Du bist so weiß wie Schnee,
Dein Auge ist so himmlisch
Und tief wie klarer See.
O Königin im Lilienkleid,
Der Menschen Trost, der Engel Freud!
O unsere liebe Frau!

Eine zarte Andacht zu Maria ist eine reiche Quelle von Gnaden und Gunstbezeugungen. Wer Maria, unsere himmlische Mutter, nicht vergißt, der wird auch von Maria nicht vergessen.

Im Marienmonat Mai erschließt auch hier die Natur der himmlischen Königin den Kelch ihrer schönsten Blumen. Die Farbenpracht und der Duft der afrikanischen Rosen sind geradezu überwältigend; und was soll ich von den herrlichen

Lilien sagen, welche in ihrer schlanken Gestalt und ihrem blendend weißen Kleide wie eine wohlgeordnete Prozession weißer Jungfrauen in den Gartenbeeten den Weg entlang stehen, bis hin zum Throne unserer lieben Frau, welche unter einem



Mutter Gottes im hohlen Baum in Kiboscho.

grünen Blätterdach erhaben niederblickt auf ihre zarten Blumenkinder. Vor ihrem Gnadenbilde steht der ganze Namenszug „Maria“ im Lilienkleide. Schwester Caspara hat in ihrer zarten Kindesliebe zu Maria dieses Beet angelegt. Alle

unsere schwarzen Kinder hier geben ihrer innigen Liebe zu Maria durch Blumenschmuck und lieblich klingende Marienlieder in ihrer Wadschagga-Sprache Ausdruck. Freilich sind zuweilen die gewidmeten Blumensträuße und Kränze etwas plump, aber die himmlische Mutter kennt ja ihre Kinder und sieht nur auf das Herz.

So läßt es sich unsere Maria trotz ihres hölzernen Stelzfußes nicht nehmen, nach dem Arbeitschluß noch extra zu „Unserer lieben Frau im Baume“ die Anhöhe hinauf zu wandern und ihr Blumensträußchen zu den Füßen der Mutter Gottes hinzulegen.

Während ich lezthin nachmittags im schattigen Bananengesträuch saß und schrieb, sah ich Maria wieder den schweren Gang zur Anhöhe hinauf humpeln, eines der Kleinsten aus der Bewahrschule am Arme, das andere an der Hand; pechschwarze, schokoladenbraune und bronzefarbige Kinderchen waren es, mit denen sie sich mühsam hinaufschleppte. Die Schwester hatte ihnen reine Schürzen angelegt, und mit sonnigen Augen schauten die kleinen schwarzen Engeln der Gottesmutter ins Auge. Maria stand wie eine glückliche Mutter hinter der kleinen Gruppe; in voller Begeisterung stimmte sie ein Marienlied an, und die unschuldigen Kleinen lallten mit so gut sie eben konnten. Die blendend weißen Lilien, welche an Höhe die Kleinen überragten, wiegten ihre Blütenkelche im Abendwinde sanft hin und her. Die goldene Abendsonne warf einen klaren Schein um die weiße Stirne des Marienbildes, und das ganze war ein so innig ergreifendes Bild.

Heiliger Friede, innere Freude, ein beseligendes Trostgefühl läßt das Herz des Beschauers in kindlicher Marienliebe höher schlagen. Fern von der Heimat, auf fremdem Erdteil, im Herzen Afrikas, mitten unter schwarzen Menschen ein Marienbild im hohlen Baumstamm, auf wildem Gefilde unter Bananen, dazu unzählige hochgewachsene Lilien, weiß wie der Schnee. Ist das kein ergreifendes Bild? Der Vöglein Abendlied erhöhte diese stille Poesie.

Die Vöglein alle preisen
Maria mit lautem Schall,
Ihr schlägt in süßen Weisen
Die holde Nachtigall;
Ihr duftet jede Blume,
Ihr lacht die Lenzes-Au,
Wenn sie zu ihrem Ruhme
Sich schmückt mit Silbertau;
Ihr blüh'n die schlanken Lilien,
So weiß wie frischer Schnee,
Ihr duften zarte Blümchen
Hoch auf des Berges Höh'. Schw. Engelberta.

Rhodesia

Oben an der Spitze des Berges steht bescheiden und anmutig
das traute Kapellchen der schmerzhaften Mutter; unten liegt



Kapellchen in Triashill, Rhodesia.

Das Bild der schmerzhaften Mutter ist eine Abbildung des Gnadenbildes
der schmerzhaften Mutter in Dettelbach bei Würzburg.

zu seinen Füßen die Missionsstation Triashill. Das Innere
dieses kleinen Betortes faßt höchstens 15 Personen. Über dem
Altar stehen die Worte:

„Maria von Trost ja niemand verstoßt!“

Ja, manches müde, beklagte Menschenherz hat in diesem Kapellchen wieder Ruhe und Trost gefunden. Der häufige Besuch des Kapellchens spricht laut von dem Vertrauen, das auch die Eingeborenen zu unserer lieben Frau haben.

Unter meinen krausköpfigen Schützlingen hatte ich ein fünfzehnjähriges Mädchen, das bereits Katechumene war und vor der heiligen Taufe stand; für mich aber war sie immer das Sorgenkind. Wie oft habe ich sie in diesem Kapellchen der himmlischen Mutter empfohlen, aber mein Gebet schien fruchtlos zu sein, denn trotz meines Verbotes und meiner Mahnungen ging sie in den Ferien nach Hause in die ganz heidnische Umgebung. Ich wußte gut, welche große sittliche Gefahren da auf mein Sorgenkind warten würden. Bei Beginn der Schule war Sabadzanje wieder auf der Mission erschienen; sie wurde immer unartiger und gab den andern Kindern kein erbauliches Beispiel. Alle meine Ermahnungen und Zurechtweisungen schlugen fehl; und wieder nahm ich meine Zuflucht zur schmerzhaften Mutter im Kapellchen. Neun Tage besuchte ich sie auf dem Berge und flehte für mein irrendes Schäflein, und nicht umsonst.

Eines Abends war ich in meinem Klassenzimmer mit der Korrektur der Aufgaben beschäftigt, da klopft es an die Türe. Wer war es? Mein Sorgenkind. Zu meinem größten Erstaunen stand sie wie umgewandelt da und beteuerte, daß sie nun ein gutes Mädchen werden will. Sabadzanje bat mich, ihr behilflich zu sein, was ich mit Freuden gewährte. Bis jetzt ist sie ihrem Vorsatz treu geblieben; ja, sie kam sogar mit der Bitte, ob sie denn nicht Kandidatin bei den eingeborenen Schwestern werden könnte. Das war mir als eine tatkräftige Erhörung von seiten unserer lieben Frau im Kapellchen.

In stiller Abendstunde, wenn die sinkende Sonne mit ihren majestätischen Strahlen Berg und Kapellchen in ein glänzendes Rot kleidet, bringe ich der Mutter meinen Dank. Neben den immergrünen Cypressen erheben sich himmelhohe Eukalyptusbäume; sie neigen sanft ihre Zweige, und es ist mir, als wollten sie durch die schweigsame Natur ihr „Ave Maria“ säuseln. Alles atmet Friede, Freude und Glück. In dieser herrlichen Einsamkeit fühlt man sich der himmlischen Mutter so nahe und unwillkürlich drängt sich das Gebet auf meine Lippen:

„Segne du, Maria, alle die mir lieb,
Deinen Mutterseggen ihnen täglich gib.
Deine Mutterhände breit auf alle aus,
Segne alle Herzen, segne jedes Haus!“

R

Nachrichten aus dem Mutterhaus

a) Reisebericht von unserer Ehrwürdigen Mutter General-Oberin.

Wie unsere verehrten Leser und Leserinnen wissen, hat unsere Ehrwürdige Mutter Generaloberin am 18. Dezember 1928 ihre große Visitationsreise nach Afrika angetreten. Über ein Jahr verweilte sie im Süden Afrikas: Natal, Griqualand, Basutoland. Dazwischen konnte sie wohl einen Abstecher nach Lourenco-Marques machen.

Wir lassen nun die Begleiterin unserer Ehrwürdigen Mutter Generaloberin, Schwester Ebba, Novizenmeisterin, von ihrer letzten Reise erzählen und sind überzeugt, daß sie das Interesse aller Leser und Leserinnen der Caritasblüten erwecken wird.

Driefontein, den 2. März 1930.

Es war der letzte Montag im Januar, als wir unsere Reise nach Rhodesia antraten. Nachdem der Regen sich in Strömen mehrere Tage vor der Abreise vom grauen, wolken schweren Himmel ergossen hatte, zerriß die afrikanische Sonne am Reisetag die Wolkenberge, und ihre glühenden Strahlen hatten in kurzer Zeit die Wege wieder fahrbar gemacht, so daß wir wohlgemut unsere Reise antreten konnten. Vier Tage und vier Nächte mußten wir in der Bahn verbringen. Unsere Reise ging zuerst über P. Maritzburg nach Johannesburg. Natal, das Paradies Afrikas, mit seinen samtgrünen Bergen und Hügelketten und den fruchtbaren Tälern, schwand mehr und mehr, und unser Dampfroß lenkte dem Transvaallande zu, das sich in großen, öden Flächen vor unsern Blicken ausbreitete. Je näher wir Johannesburg kamen, desto zahlreicher wurden die Ansiedlungen der Eingeborenen, die hier in den Goldfeldern zu Tausenden ihren Unterhalt verdienen. Mächtige Erdhaufen, die zu Bergen angewachsen sind, ragen fahlgrau zum Himmel empor und geben Zeugnis, welch ungeheure Flächen ausgehoben und ausgeschachtet wurden, um das kostbare Metall der Erde zu entnehmen. Wie wunderbar weise und gütig ist doch Gott. Das öde, wenig nutzbare Land birgt in seinem Innern als Ersatz großen Reichtum von Edelmetall. Ach, daß die armen Menschen Gottes unendliche Güte doch besser verständen. Leider nimmt mit dem Suchen nach Gold das Laster hier mehr und mehr überhand, so daß die allgemeine Aussage zu wahr ist: „Die Goldminen von Johannesburg sind das Grab der guten Sitten.“ Viele junge Menschen, die dort ihr Glück suchen, sinken in den Abgrund des Lasters und der Gottlosigkeit. —

Wir erreichten in der Abenddämmerung Johannesburg, und

nur zu rasch hüllten die Schatten der Nacht die Stadt ins Dunkle; wir beeilten uns, den Zug nach Buluwayo ausfindig zu machen. Da gerade die Sommerferien beendet waren, herrschte starker Verkehr, so daß wir beinahe kein Plätzchen mehr gefunden hätten, denn alle Plätze waren vorbestellt. In letzter Minute erbarmte sich ein Beamter und überließ uns sein kleines Abteil, wo wir für uns allein waren. Innig dankten wir dem lieben Gott für diese Aufmerksamkeit, denn wo hätten wir in der Nachtzeit in der fremden Stadt ein Unterkommen finden können? Von Müdigkeit überwältigt, konnten wir auch bald etwas ruhen; war es ja schon die zweite Nacht, die wir in der Bahn verbrachten. In Maseking, der Grenze von Transvaal und Rhodesia, erwartete uns schon wieder ein kleines Mißgeschick. Hier erfuhren wir, daß unser Wagen abgehängt wurde, und wir erst am nächsten Tage weiterfahren könnten. Wiederholt versuchten wir, noch ein Plätzchen zu finden, aber es war erfolglos; dasselbe Los traf noch eine Anzahl Mitreisende. Als wir nun auf der Straße standen und nicht wußten wohin, kam ein Beamter, nahm stillschweigend unsere Koffer, und ein kleiner Wink hieß uns, ihm zu folgen. Der gute Mann hatte uns ein Plätzchen bereit gehalten und brachte uns unbemerkt dahin. — Ja, die vielen guten Schutzengel in weiter Ferne sind treue Beschützer und Reisebegleiter durch ihr Gebet und Opfer.

Nun ging die Fahrt zwei Tage lang an der Grenze der Kalahari-Wüste entlang, wo nichts als Wildnis, Gestrüpp und Steingeröll sich unsern Blicken darbot. Heiß brannte die Sonne, noch schlimmer aber war der heiße Wüstenand, der als feiner Staub überall eindrang, so daß man genötigt war, die Fenster zu schließen. Wie froh waren wir, als am Abend ein Gewitter mit erfrischendem Regen etwas Kühlung brachte und den Staub dämpfte. An den verschiedenen Haltestellen kamen Scharen von Eingeborenen und boten ihre Waren: Tierfelle, kleine Schnizarbeiten, Perlenschnüre usw. den Reisenden an. Die armen Menschen, die in halbzerfallenen Lehm- und Strohhütten wohnen, suchen auf diese Weise etwas zu verdienen. Die meisten sind nur notdürftig bekleidet und die Kinder zum Teil noch nackt. Weit und breit ist keine Mission, kein Kirchlein sichtbar, und so können die armen Menschen den lieben Gott nicht kennenlernen. Unwillkürlich wird man von tiefem Mitleid erfaßt. Gebe Gott, daß auch hier bald Missionare kommen und das Reich Christi verkünden.

Endlich erreichten wir in der Frühe gegen halb 9 Uhr Buluwayo in Rhodesia. Hier erwarteten uns zwei Dominikanerinnen, die uns für einige Stunden in ihrem trauten Kloster Gastfreundschaft gewährten. Die Müdigkeit vergessend, eilten wir zuerst zur Pfarrkirche, wo unser stilles Sehnen, den lieben

Heiland in der heiligen Kommunion zu empfangen, noch erfüllt wurde, nachdem wir schon zwei Tage dieses Glück entbehren mußten. Neu gestärkt gingen wir dann zur Bahn zurück, wo der Zug nach Salisbury, der Hauptstadt von Rhodesia, schon bereit stand.

Mächtige Bergketten mit kolossalen Steinen, die oft drei- und vierfach aufeinander liegen, meldeten uns, daß wir unserm Ziele näher sind. Tatsächlich, Rhodesia ist steinreich, und nur der, welcher es gesehen hat, kann sich von diesem Steinreichtum ein Bild machen. Wir fuhren gegen Abend durch diese Gegend. Mit dem letzten Ausleuchten der Sonne tauchten scheinbar Burgen und Schlösser, schauerhafte Ruinen, ja mitunter ganze Städte in der Ferne auf. Doch als wir näher kamen, waren nur mächtige Felsen und Steingeröll zu sehen. Salisbury, die Hauptstadt von Rhodesia, erreichten wir am Morgen des vierten Reisetages. Nach kurzem Aufenthalt hatten wir guten Anschluß nach Macheke, der Bahnstation von Monte-Cassino. Dort erwartete uns Schwester Aquilina. Per Auto mußten wir durch den Machekefluß fahren, in welchem noch Krokodile hausen. Wir kamen glücklich hinüber; es ist immer ein Wagnis, aber hierzulande ist man dergleichen schon gewöhnt. Schwester Aquilina wäre einmal hier schon beinahe ertrunken, als sie nach starkem Regen mit einem Eselgespann durch den Fluß fuhr und das Wasser den Wagen samt den Eseln mit fort riß. Mit großer Anstrengung konnte sie sich retten. Ein Esel ist dabei ertrunken. — Der Schutz und die Hilfe Gottes bei solchen Gelegenheiten ist wirklich auffallend.

Die Ankunft der Ehrwürdigen Mutter brachte überall Freude und Jubel ins Haus. Groß und Klein, alles war auf den Beinen.

Monte Cassino liegt in einem anmutigen Tal, umsäumt von mächtigen Bergen, die zum Unterschied von den Bergen Natal's alle mit Bäumen und Buschwerk bewachsen sind. Die Mission selbst gehört zu den schönsten in Rhodesia und hat gut besuchte Schulen mit 230 Boarders. In 14 Außenschulen unterrichten einheimische Lehrer noch eine große Anzahl Kinder. Die schön gepflegten Gärten und Anlagen zeugen von großem Fleiße. Die verschiedensten Arten von Obstbäumen wachsen hier, ebenso alle europäischen Gemüse. Auch Kaffeepflanzungen haben die Schwestern angelegt, und die Bäumchen hängen voll der prächtigsten Bohnen, die allerdings noch große Mühe fordern, bis der Kaffee gekocht werden kann. Die Schwestern haben gute Hilfe an den Kindern. Neben dem Schulunterricht erhalten dieselben noch verschiedene Kurse in Haus- und Handarbeit, Garten- und Feldbau. Wir staunten über die tadellos gebügelte Stärkewäsche, welche die Mädchen selbständig besorgen.

Die Leute sind hier noch sehr einfach und natürlich. Der

Stamm nennt sich: Chizezura. Alle sind noch große Kinder. Die Schüler und Schülerinnen bereiteten Ehrwürdigen Mutter ein festliches Willkommen in Liedern und Reigen. Auch die Lehrer erschienen im Feststaat; einer derselben, der erst kürzlich geheiratet hatte, kam sogar im Hochzeitsfrack.

Als Ehrwürdige Mutter am Schlusse der Feier Sweets (Bonbons) unter die Kinder verteilte, standen die Lehrer auch in der Reihe und hielten die Hände auf. Ihre Gesichter strahlten ebenso wie die der Kleinen, besonders da sie noch eine größere Portion erhielten.

Schon am zweiten Tage unseres Verweilens in Monte Cassino kam Rev. Father von St. Benedict, um Ehrwürdige



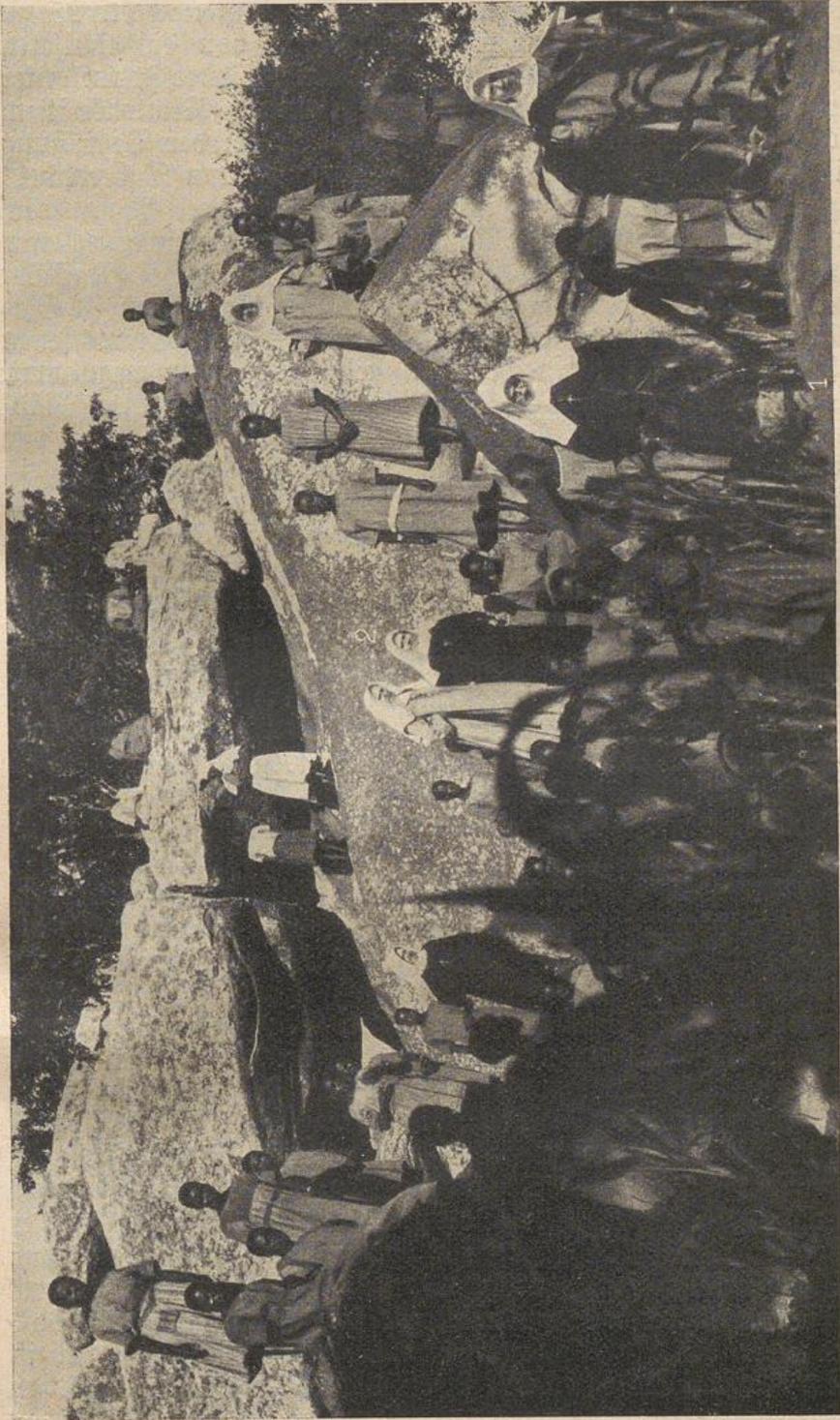
Monte Cassino, Rhodesia.

Mutter mit dem Auto nach dort zu bringen. Die Schwestern hatten nämlich Sorge, Ehrwürdige Mutter könnte weiterreisen, ohne sie in St. Benedict zu besuchen. So fuhren wir am nächsten Tage gleich zu der sieben Stunden entfernten Station. Die Fahrt ging wie gewöhnlich über Berg und Tal, Flüsse und Gräben. Schaufel und Hacke sind gewöhnlich im Auto. Mitunter muß der Missionar mit seinem Boy den Weg erst fahrbar machen oder einen Graben ausfüllen. Einmal blieb das Auto in einem Fluß stecken; doch nach kurzer Anstrengung flog es schon wieder über Stock und Stein. Mit einigen blauen Flecken muß man dabei schon rechnen. Die Sonne brannte so heiß, daß ich wirklich Sorge hatte für Ehrw. Mutter, doch Gott sei Dank ging alles gut. Das blechbeschlagene Auto war so heiß, daß man sich mit der bloßen Hand nirgends anhalten konnte.

St. Benedict liegt ganz in der Einsamkeit. Die Tagesschulen sind weit entfernt; zur weitesten, Umtoko genannt, benötigt man zwei Tage. Da noch kein fahrbarer Weg angelegt ist, muß der Missionar die Strecke zu Fuß oder per Pferd unternehmen; eine Schar Kinder begleitet ihn gewöhnlich, da in dieser Gegend noch der Löwe heimisch ist und derselbe die Menschen, wenn sie in größerer Anzahl kommen, flieht. Das Schönste auf dieser Mission ist die Kirche; ein großer, aus Ziegelsteinen aufgeführter Bau. Auf einem einfachen, schlichten Altar thront im stillen Tabernakel der göttliche Heiland im heiligsten Sakrament. Scharen von Christen eilen zum Gotteshaus, und dichtgedrängte Reihen sieht man am Sonntag an der Kommunionbank. Eine stattliche Anzahl Kinder sind als Boarders in St. Benedict und werden in der Schule, wie auch in den häuslichen Arbeiten unterrichtet. Das Heim des Missionars wie das der Schwestern ist hier sehr einfach. Da kann man wirklich von Armut sprechen. Die ganze Haus- und Rükcheneinrichtung besteht aus einigen Kästen und Kistchen, aus denen die Schwestern verschiedene Möbelstücke gefertigt haben; alle ohne Anstrich. Dabei sind die Schwestern recht glücklich und freuen sich, dem lieben Heiland hier dienen zu dürfen. Die Lage der Station ist sehr schön. Wir versuchten einen Aufstieg auf den Magura-Berg, der zum Teil ganz aus Felsen ist und deshalb den Aufstieg sehr beschwerlich macht. Ehrw. Mutter ist natürlich in der stillen Einsamkeit geblieben, denn das Herz hätte diese Tour sicher nicht ausgehalten. Als wir unser Ziel, die Spitze des Berges, erreicht hatten, zeigte sich unsern Blicken ein herrliches Panorama. Am Fuße der Berges lag das traute Gotteshaus. Rundum lugten aus schattigem Grün mächtiger Bäume die strohgedeckten Missionsgebäulichkeiten. Von der Ferne grüßen Bergketten mit eigenartigen Kuppeln und Kegeln herüber; dazwischen wildromantische Schluchten und ausgebreitete Täler mit einigen Farmerwohnungen. Die vielen Kraals der Eingeborenen erschienen neben den mächtigen Felsen wie Spielhäuschen oder Körbchen. Oben auf der Spitze des Berges besichtigten wir noch verschiedene Gräber von Häuptlingen, die eine Art Mauer darstellten.

Nach Monte Cassino zurückgekehrt, reisten wir einige Tage später per Bahn nach Triashill, d. h. nach Rusapi der Bahn- und Poststation von Triashill, die allerdings noch 13 Stunden von der Mission entfernt ist, was aber nach afrikanischen Begriffen noch nicht weit ist.

Der Pater Missionar brachte uns per Auto nach Triashill. Hier ist ebenfalls ein herrliches Fleckchen Erde. Triashill hat eine schöne Kirche und auch gut gebaute Wohnhäuser für Missionare und Schwestern. Das Schönste aber ist die große Christengemeinde, die ungefähr auf 5000 zählt. Der Manyka-



Ehewürdige Mutter mit den Kindern im Garten von Monte Cassino.

1. Ehewürdige Mutter Paula, Generaloberin. 2. Schwester Ebba.

Stamm, der in dieser Gegend ansässig ist, gehört ebenfalls noch zu den einfachen Naturkindern. Ungefähr 160 Interne und 150 Tageschüler werden in der Mission unterrichtet. 25 zu Triashill gehörende Außenschulen werden von einheimischen Lehrern besorgt. Auch 20—30 kleine Waisenkinder stehen unter der Betreuung der Schwestern. Die muntern Krausköpfchen, groß und klein, haben Ehrwürdige Mutter bei der Begrüßung mit der schönen Aufführung „Das Kind vor dem Tabernakel“ angenehm überrascht. Das Beste für die Kinderwelt ist natürlich immer die Verteilung von Süßigkeiten, welche die kleinen Schwarzen ebenso gerne essen wie die europäischen Kinder. Ja, die Sister Mani mukura, d. h. die Schwester Mutter die Große, wie sie Ehrwürdige Mutter nennen, haben die Kinder und Erwachsenen liebgewonnen, besonders wenn sie keine Schwester wegnimmt. Als wir den Garten besichtigten, der von den schwarzen Mädchen unter Leitung der Schwestern gut gepflegt wird, sahen wir ein allerliebstes Bildchen. Mitten in einem Erdbeerbeet stand ein kleines zweijähriges Mädchen mit strahlendem Gesichtchen; die Augen leuchteten wie Sternchen. Als einziges Kleidungsstück trug es ein gewaschenes Hemdchen. Eine zierliche Perlenkette umschlang das Hälschen, und auch an beiden Armchen trug es einen Perlenreif und an den Beinchen einen Ring von Messing. Die Händchen umspannten einen dicken Maiskolben, das Leibgericht der Eingeborenen. Die Kleine heißt Aletha und ist erst vor kurzem mit ihrer Mutter getauft worden und als Schutzkind der lieben verstorbenen Schwester Aletha anvertraut worden. Tatsächlich kann man die Christen von den Heidenkindern unterscheiden; aus ihren Augen leuchtet etwas Übernatürliches.

2½ Stunden von Triashill liegt die Mission St. Barbara. Da der Weg nach dort nicht fahrbar war wegen starkem Regen, kamen die Schwestern, später noch der Father Missionar nach Triashill, um Ehrw. Mutter zu besuchen. Bei ihrer Rückkehr nahmen mich die Schwestern für einen Tag mit in ihre traute Mission. Da ging es natürlich wieder bergauf, bergab. Mitunter mußte ich schon mal die Hände zu Hilfe nehmen, wenn die Füße es allein nicht mehr fertig brachten. Die Mission ist ähnlich wie die in St. Benedict, nur hat St. Barbara noch ein Lehmhaus als Kirche. Trotz aller Einfachheit ist es doch ein schmuckes Kirchlein. Der Boden ist allerdings noch ganz in Natur wie auch alle anderen Zimmerböden, welche dann von Zeit zu Zeit mit afrikanischer Parkettwichse bestrichen werden, die die Eingeborenen aus Kuhdünger fabrizieren. Ja, St. Barbara liebt die Natur; sogar ihre beiden Glocken hängen in einem großen Baum in der Nähe der Kirche, und rufen von diesem eigenartigen Turm die Christen der Mission, die bis zu 3000 zählen, zum Gottesdienst. Auch die Schulen sind gut be-

sucht. 180 Kinder kommen täglich zum Unterricht, und 30 haben die Schwestern als Hauskinder. Noch in derselben Woche gingen wir nach Monte Cassino zurück, da Ehrwürdige Mutter die Oberinnen der verschiedenen Stationen zu einer gemeinschaftlichen Konferenz nach dort bestellt hatte. Diesmal unternahmen wir die Fahrt zur Abwechslung in einem Packwagen eines Güterzuges. Obwohl wir weder Bank noch Licht hatten, so waren wir doch froh, statt um 3 Uhr nachts schon abends um 8 Uhr am Ziele zu sein. Hier trafen wir nun auch die Oberinnen, so daß Ehrwürdige Mutter die Konferenz gleich beginnen konnte. Es waren gemüthliche, frohe Tage für die Oberinnen, allerdings weniger für Ehrwürdige Mutter, die durch das viele Sprechen doch sehr angestrengt war.

Kaum war die Konferenz beendet, kam Mgr. Brown von Salisbury und brachte uns mit seinem Auto nach dort. Unterwegs besuchten wir eine österreichische Grafenfamilie, die seit einem halben Jahre hier ansässig ist. Wie die Dame bemerkte, haben sie wegen schlechten finanziellen Verhältnissen ihre Heimat verlassen und suchen sich hier eine Existenz zu gründen, was aber auch sehr schwer ist, denn fast alle Farmer sind arm. Da die Familie katholisch ist, schickt Mgr. Brown von Zeit zu Zeit einen Missionar, der im Wohnzimmer dieser Familie dann die heilige Messe lesen darf. Die Dame, welche allein zu Hause war, freute sich sehr, wieder einmal deutsch sprechen zu können.

In Salisbury wurden wir im Konvent der Dominikanerinnen sehr liebevoll aufgenommen, wie wir dieses in den Klöstern hierzulande schon sehr oft erfahren haben. Ehrwürdige Mutter fuhr am nächsten Tage mit Schwester Consolata nach Driefontein, während Mutter Gaudiosa und meine Wenigkeit noch zwei Tage hier bei den Schwestern verweilten, um dann mit Mgr. nach Driefontein zu fahren; diese Zeit benutzten wir, um die Korrespondenz, die sich inzwischen sehr gehäuft hatte, zu erledigen.

Unsere Fahrt nach Driefontein, die trotz des Autos noch neun Stunden dauerte, verlief sehr gut; da die Gegend hier flach wie in Holland ist, geht das Reisen bedeutend leichter. Unterwegs hatten wir Gelegenheit, Ihnen nach dem fernen Europa herzliche Grüße mitzugeben. Die Boten, welche dieselben überbringen werden, sind die lieben Schwalben, die in Scharen sich hier sammeln für die große Reise über den Ozean. Gewiß sind dieselben noch früher bei Ihnen als der Brief.

In Driefontein erwartete uns schon Ehrwürdige Mutter, die inzwischen bereits die Visitation gehalten hatte. Für den Moment waren wir etwas überrascht, denn Ehrwürdige Mutter kam, gleich den andern Schwestern, im grauen Habit. Doch

bald gehörten auch wir zu den gräulichen Schwestern, wie man schon scherzweise sagte.

Auch hier in Driefontein hat der Fleiß wirklich Großes geleistet. Eine stattliche Anzahl Kinder, ich glaube bis 160, sind als Hauskinder in der Mission, zu denen sich noch viele Tages-schüler gesellen. Die Kinder werden in den verschiedenen Hausarbeiten gründlich angeleitet, und lernen sie die schönsten Handarbeiten aus Pflanzenfasern verfertigen. Die große Christengemeinde ist der Stolz und die Freude der Missionare und Schwestern. Auch sind bereits sechs Kandidatinnen hier, die wirklich zu guten Hoffnungen berechtigen und den Schwestern



Ein echter Missionar, Pater Hesse S. J., inmitten der schwarzen Waisenkinder in Monte Cassino, Rhodesia.

eine gute Hilfe sind. Alles war in tadelloser Ordnung; im Garten war kein Unkraut zu sehen. Durch den ausgiebigen Regen stand alles in üppigem Wachsen und Gedeihen. Das Volk hier ist wieder verschieden von den andern Missionen und nennt sich: Magaranga-Stamm. Bei der Begründungsfeier der Ehrwürdigen Mutter führten die Kinder das Drama „Die heilige Agnes“ auf in der englischen Sprache. Die Leistung konnte man wirklich großartig nennen.

Von Driefontein aus besuchten wir Heilig-Kreuz, das wir per Auto in einer Stunde erreichten. Die Freude der Schwestern wie auch der Kinder war groß. Das Mädchen, welches die Küche besorgte, meinte treuherzig: endlich ist Ehrwürdige

Mutter da. Ich warte schon so lange darauf, damit sie mich aus der Küche nimmt, was Ehrwürdige Mutter dann auch wirklich tat. — Heilig-Kreuz ist ebenfalls eine blühende Mission mit 14 Außenschulen, die alle gut besucht sind. Die Schwestern, besonders Schwester Virginia, sind unermüdlich. Schon in aller Frühe reitet sie hinaus, um ihre Schäflein in den Kraals zu besuchen. Dabei leistet ihr der treue Esel die besten Dienste, denn er kennt alle Wege und Stege. Gewöhnlich sind die Esel dumm, doch dieser macht eine Ausnahme, denn er ist sehr klug, wie Schwester Virginia uns erzählte, so daß sie schon mal scherzweise meinte, 's könnte ein verwünschter Prinz sein.

Nun wird es aber höchste Zeit, den Brief zu schließen. Eines möchte ich noch bemerken, nämlich, daß wir wieder glücklich in Mariannahill sind, von wo aus ich diese Zeilen absende. In den nächsten Tagen kommt der Abschied von Mariannahill und die Reise nach dem Osten, nach dem Kongo und dann frohes Wiedersehen im Mutterhaus!

Schw. Ebba C. P. S.

b) Zuwachs in unserer Genossenschaft; möchte er bald verdoppelt werden!

Im Mutterhaus „Heilig Blut“ wurden im Februar eingekleidet:

Postul. Becker Magdalena	Schw. Samuela	aus Westfalen
„ Ruck Franziska	„ Januarica	„ Ostpreußen
„ Flecken Katharina	„ Crispina	„ d. Rheinland
„ Irsh Maria	„ Silva	„ d. Saargebiet
„ Herbig Rosa	„ Bertholda	„ Bayern
„ Zink Therese	„ Theonita	„ Bayern
„ Bzik Barbara	„ Friedburga	„ Posen
„ Schierhoff Johanna	„ Makaria	„ Westfalen
„ Kürpick Angela	„ Annunciata	„ Westfalen
„ Frings Gertrud	„ Wigberta	„ d. Rheinland
„ Schmühl Justa	„ Edelfrieda	„ d. Rheinland
„ Hector Klara	„ Raymunda	„ d. Saargebiet
„ Jünemann Augusta	„ Juventia	„ Sachsen
„ Stein Barbara	„ Mauritia	„ d. Rheinprov.
„ Burgard Alonsia	„ Justina	„ Bayern
„ Schwickert Auguste	„ Ludwiga	„ d. Rheinland
„ Meyer Barbara	„ Bertilia	„ d. Rheinland

Zur ersten heiligen Profess wurden zugelassen:

Schw. M. Reinharda Rübsem	Schw. M. Viktorina Müsch
„ „ Androna Barth	„ „ Kostka Bormann

Schw. M. Antonita Wagner	Schw. M. Irmgard Gutwenger
" " Reinhilda Schmitz	" " Gonzagis Dellwig
" " Sophina Kaiser	" " Agathana Barnhagen
" " Gisberta Bayer	" " Erentraud Lang

Zur ewigen Profess wurden zugelassen:

Schw. M. Franzina	Schw. M. Nikolina	Schw. M. Rudolfa
" " Bertrand	" " Christa	" " Josefita
" " Romualda	" " Perpetua	" " Gisela
" " Ignatia	" " Theresina	



Mütterleins letzter Wunsch

Station Maria Trost

Mhlopekazi spielte nahe beim elterlichen Kraale, als der Vater Missionar in die Nachbarhütte zur alten kranken Maria ging. Scheu schlich sie ihm nach, denn der Vater hatte ihr eingeschärft, nie zur Missionsstation zu gehen, denn da würde sie gewiß getötet und aufgeessen. Diesen Befehl begriff sie wohl nicht gut, denn ihre Freundin, die kleine Dedani, war schon über ein Jahr in der Schule und doch noch immer am Leben. Aber vorsichtig wollte Mhlopekazi doch sein, und nur von außen wollte sie zuschauen, was der reiche Baba in dem Kraal tun werde. Elisabeth, die Tochter der Kranken, hatte über ein altes Kistchen ein weißes Tüchlein gelegt, darauf stellte der Baba (Missionar) ein Kreuz nebst zwei brennenden Kerzen; dann war alles still, und Mhlopekazi sah noch, daß der Priester der Kranken etwas in den Mund gab und betete. Sie ging nach Haus und sagte sich selbst: „Nun, aufessen werden sie mich nicht in der Mission;“ und sie wagte es trotz des väterlichen Verbotes am folgenden Sonntag hinzugehen. Da wollte sie denn ihre Freundin Dedani fragen, was das alles bedeute, was der Baba bei der alten Maria gemacht habe, und Dedani klärte sie in sehr kluger Weise auf. So schlich Mhlopekazi sich noch öfter zur Missionsstation.

Da wurde eines Tages ihr eigenes Mütterlein krank; der Vater war bei der Arbeit. Immer bedenklicher wurde der Zustand der Mutter; da sagte sie zu Mhlopekazi: „Hol mir den Umfundisi, den Priester, ich glaube, ich muß sterben.“ Eiligst kam sie zur Mission und bat dort flehentlich, der Vater möchte kommen mit demselben weißen Brot, daß er der kranken Maria gegeben habe, damit das Mütterchen nicht sterben müsse. Der Priester fragte das Kind nach dem Namen der Kranken,

worauf es antwortete: „Meine Mutter hat keinen Namen; sie ist noch Heidin.“ Schnell sattelte der Missionar sein Pferd und folgte der Kleinen. Der Priester sah, daß es mit der Kranken bald zu Ende gehe, sprach zu ihr vom lieben Gott, von dem schönen Himmel, von der Taufe; und da er den heißen Wunsch der Kranken sah, getauft zu werden, goß er das Wasser der Wiedergeburt über sie aus und nannte sie „Maria“. Voll Glück und Dank schien sie für kurze Zeit noch aufzuleben; dann richtete sie sich auf ihrem Lager auf und sagte zu Mhlopekazi: „Mein Kind, ich gehe jetzt zum großen Gott. Du hast mir immer gefolgt, folge auch jetzt und gehe, sobald ich heimgegangen bin, zu den Amaroma (Schwestern), bleibe dort bis Du groß und ein Gotteskind bist.“ Mhlopekazi weinte bitterlich und sagte: „Yebo Ma“ — „Ja, Mutter.“ Am folgenden Tage war die Mutter schon im Jenseits.

Ein zweites Weib ihres Vaters schnitt Mhlopekazi nun die Haare als Zeichen der Trauer; diese aber konnte es zu Hause nicht mehr aushalten. „Meine Mutter hat gesagt: gehe zu den Amaroma; ich folge. Ich werde ein Gotteskind.“

Am folgenden Morgen klopfte Mhlopekazi an der Pforte des Missionsklosterchens an und bat, lernen zu dürfen. Hoffentlich bleibt Mhlopekazi brav und wird, wie die Mutter es wünschte, ein gutes Gotteskind.

z

Eine treffliche Antwort

Ein Elternpaar, daß sich sonst nicht viel um den lieben Gott und die heilige Religion bekümmerte, hatte das einzige Kind durch den Tod verloren. Da ergossen sich die Eltern nicht nur in die bittersten Klagen, sondern sie murrten auch über Gottes Vorsehung, wie es denn der Brauch ist, daß gerade diejenigen, die am wenigsten an Gott denken, fordern, daß er desto mehr an sie denken und sie und all das Ihrige wie seinen Augapfel bewahren soll. Sie fragten ihren Seelsorger, wenn Gott, wie die Schrift sage, die Liebe sei, warum er denn ihnen ihr einziges geliebtes Kind genommen habe. Der Seelsorger, ein wahrer Gottesmann, antwortete: „Ihr wollt von mir wissen, warum Gott Euer Kind zu sich genommen habe? Ich antworte: Er will aus Eurer Familie auch eins in dem Himmel haben. Ihr Alten wollt nicht in den Himmel und hättet das Kind, wäre es das Eurige geblieben, auch nicht hineingelassen. Darum hat es der Herr zur rechten Zeit zu sich genommen. Wenn Ihr ein Elternherz habt, lauft dem Kinde nach und suchet es auf dem Wege der Tugend und Gottseligkeit, und Ihr werdet es wieder finden und nicht ferner verlieren.“

„Nun helft Ihr!“

Eine Ehefrau, deren Mann in der Gefangenschaft war, geriet oft in peinliche Geldverlegenheit. Einmal fiel ihr der Jammer besonders schwer aufs Herz, und trostlos nahm sie ihre gewohnte Zuflucht zu der Feldkapelle am Wege, der über über den kleinen Abhang in den Talgrund führt. Dort klagte sie dem Herrn und der schmerzhaften Mutter, als stünden beide lebendig vor ihr, die ganze Not, zeigte ihnen das kleine Geldstück, welches ihr ganzer Vorrat wäre, fing an zu weinen und ließ unter den Worten: „Nehmt Ihr mein Letztes!“ die Silbermünze in den Opferkasten fallen und stammelte schluchzend: „Nun helfet Ihr!“ — Von dieser Stunde an war zu ihrer freudigen Überraschung der zeitliche Segen wiedergekehrt, die Barschaft ist ihr von dort an niemals mehr ausgegangen, wohl aber ist alles besser gediehen, so daß die Schulden bezahlt wurden und keine Not mehr im Hause war.



Aus der Katechese bei den schwarzen Kindern

Schwester in der Schule: „Sagt mal, Kinder, was meint ihr wohl? Ist der liebe Gott nicht zu streng, wenn er die großen Sünder auf ewig in die Hölle verstößt?“

Schüler: „Nein, Schwester, da ist der liebe Gott nicht zu streng.“

Schwester: „Aber seht mal an, so auf ewig in der Hölle sein, das muß doch arg sein; meint ihr wirklich nicht, daß der liebe Gott da nicht zu hart ist? Was meinst du, Kleiner; denke dir doch nur: auf ewig in die Hölle verstoßen!“

Schüler: „Das wissen die Menschen doch vorher; der liebe Gott hat ja gesagt, daß diejenigen, die nicht brav sind, in die Hölle kommen!“



Wie man sich sein Leid leichter machen kann

„Ich habe mich nie über meine Lage beschwert“, sprach einst Radi, ein persischer Dichter, „außer einmal, als ich barfuß war und kein Geld hatte, mir Schuhe zu kaufen. Bald darauf aber traf ich einen Mann ohne Füße, da wurde ich wieder zufrieden mit meinem Schicksal.“ — Also, der, — so dachte Radi — ist noch schlimmer dran, als ich; so könnt's auch mir gehen; dagegen also ist mein jetziges Leid leicht. — Demnach: was dich auch drückt, sei zufrieden, denn es könnte noch schlimmer sein. Dank Gott, der dich vor dem Schlimmern bewahrt hat.

Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe (Fortsetzung.)

Auf einmal hörte man schießen. „Die Weißen, die Weißen,“ riefen alle vor Schrecken und Angst. Doch wer dachte jetzt an Verteidigung? Nur die Sklaven waren noch nüchtern. Einige der Betrunkenen griffen nach Lanze und Pfeil, doch es war keine Rettung mehr möglich. Auf Negerboten waren die Weißen mit ihren Soldaten den Seitenarm des Ruki-Stromes heraufgekommen und hatten nun leichtes Spiel. Es gab kein langes Gefecht. Nur wenige Schüsse wurden abgefeuert, denn die meisten Neger flohen in der Dunkelheit in den dichten Wald oder wurden von den Soldaten gebunden und auf die Boote gebracht. Auf das Versprechen des Häuptlings, daß die bestimmte Abgabe entrichtet werde, gab man viele wieder frei, jedoch wurden mehrere der Neger, namentlich der Sklaven, zur Arbeit nach dem nächsten Staatsposten mitgenommen. Und wer war unter den Gefallenen? *E l e m b e.*

Da ihr Hüttchen nahe am Eingang des Waldes stand, versuchte sie, mit Mobeka zu entfliehen, geriet mitten ins Gefecht und kam ums Leben, während Mobeka von einem Soldaten gefaßt, gebunden und auf das in der Nähe liegende Boot geschleppt wurde. Bittere Tränen rollten dem Mädchen über die Wangen. Der Traum der Mutter war in Erfüllung gegangen. Wo war ihr Geist jetzt? O sie durfte annehmen, daß die Mutter, wenn der Geist wirklich noch fortlebte, weniger zu leiden haben werde, als im Leben, ja vielleicht in einem Lande der Ruhe verweile, denn sie war ja so gut und voll Liebe gewesen, — aber doch liefen die Tränen weiter im Andenken des grausamen Todes der Mutter. Ihr eigenes Los machte ihr nicht viel Sorge. Mehr Elend, als im eignen Dorfe, konnte sie kaum erwarten, zur Arbeit war sie ja einmal da, als geborene Sklavin.

Am andern Morgen fuhren die Weißen mit den Gefangenen ab. Es ging stundenlang mit mühsamem Rudern stromaufwärts, das Wasser machte viele Krümmungen, denn die langen schmalen Boote mußten oft plötzliche Wendungen machen und der Steuer- mann mußte dann seine ganze Kunst versuchen, um nicht im Urwald, durch den sich der Fluß schlängelte, festzufahren. An einzelnen Stellen lag ein wenigstens tausendjähriger, morsch gewordener umgestürzter Baumstamm quer über dem Fließchen, da hieß es einfach auf den Baum zu steigen und an der andern Seite wieder hinab in Boot springen, das unter dem Baum durchgezogen wurde. Undurchdringliches Dickicht war auf beiden Seiten, denn zwischen den hohen Waldbäumen war alles mit kurzem, dornigem Gestrüpp bewachsen und üppige Lianen verbanden die Bäume gegenseitig. Dazwischen erhoben sich die kunstvoll errichteten Bauten der Waldameise.

Diesen Weg hatte Mobeka noch nicht gekannt, denn als Sklavin war sie nicht weiter gekommen, als zu den dicht bei Bolombo liegenden Maniokfeldern. Sie schaute auf. Ob der Weg sie wohl jemals wieder in ihr Heim zurückführen werde? Doch dies war ihr einerlei, sie ließ ja nichts Liebes zurück, weil die Einzige, die sie geliebt, tot war. Nach einigen Stunden kam man an den Ausgang des Waldes und in den Rukifluß, wo das Dampfschiff lag. Dann ging es den Ruki hinunter bis nach Coquilhatville, wo er in den Kongo-Strom mündet. Coquilhatville ist eine ziemlich große Stadt am Äquator mit manchen für das Kongoland recht stattlichen Gebäuden; damals war sie erst im Entstehen begriffen, und man suchte viel Arbeitsvolk, die Männer zum Bauen der Häuser, die Frauen und Mädchen, um die rings herum liegenden Felder zu bebauen und die breiten, neu angelegten Wege sauber zu halten. Für die Arbeiter waren Baracken errichtet, lange Hallen mit einem Palmdach, welches auf starken Holzpfählen ruhte. Einige dieser Notwohnungen wurden als Küchen benutzt, man sah darum Holzfeuerchen lustig emporflackern, auf denen ein schwarzer irdener Kochtopf stand, andere dienten als Schlafraum, diese hatten eine Hinterwand, an welcher die einzelnen Bambusbetten befestigt waren. Die Betten enthielten meist eine Wolldecke und ein Stück Holz, welches als Kopfkissen diente, und waren ringsum von einem Stück Stoff umgeben, um die Muskieten fernzuhalten.

Mobeka erhielt ihr Lager in einem Hause, welches für Frauen und Mädchen bestimmt war. Tag für Tag mußte fleißig gearbeitet werden, ein schwarzer Wächter hatte die Aufsicht. Doch die Arbeit war nicht so übermäßig streng wie in früheren Tagen, und die tägliche Nahrung, Fisch und eine Art Brot, das aus den Wurzeln des Maniokstrauches bereitet war, wurde vom Staat geliefert. Dazu erhielt sie von Zeit zu Zeit ein Stück Stoff, so daß sie sich anständig kleiden konnte. So verging ein Jahr. Mobeka befolgte treu die Mahnung der verstorbenen Mutter und hielt sich rein vom Bösen, allein vom Christentum hatte sie noch nie etwas gehört.

Eines Tages, als wieder ein Schiff in Coquilhatville anlangte, lief alles Volk neugierig hinzu, denn es waren weiße Männer darauf mit einer Kleidung, wie man sie noch nie gesehen im Lande der Neger: langes, weißes Kleid und schwarzes Skapulier. Es waren Patres aus dem Orden der Zisterzienser, welche in dem zwei Stunden von Coquilhatville entfernt liegenden Dorf Bamania eine Mission errichten wollten.

Auch Mobeka stand am Ufer und blickte scheu nach den fremden Männern hin. Der Anblick derselben ergriff sie eigentümlich. Hatte nicht die Mutter im Traum einen Mann im langen weißen Gewand gesehen und hatte dieser nicht gesagt, die Weißen seien gekommen, um dem Lande Segen zu bringen?

Was wollten doch wohl diese Männer hier? Bald sollte sie mehr erfahren, denn allmählich ging's von Mund zu Mund, es seien dieses Diener des großen Geistes und nur gekommen, um den Schwarzen von einem andern Leben, das nach dem Tode beginnt, zu erzählen, von einem Gott, der das Gute belohne und das Böse bestrafe, der auch die Schwarzen in sein Reich, den Himmel, rufe. Gern hätte Mobeka noch mehr gewußt, aber wer konnte ihr mehr sagen? Die Patres waren fort nach Bamania, um dort das Samenkorn zu legen, das in wenigen Jahren zu einem so mächtigen Baum sich entwickeln sollte. Wieder ein Jahr ging vorüber, da landete eines Tages wieder ein Schiff, und noch eiliger als das erste Mal stürzte alles, was laufen konnte, zum Ufer. Vier weiße Frauen waren auf dem Schiff, um den Patres in Bamania beizustehen, waren sie gekommen. Sie trugen rote Kleidung und erregten das größte Staunen des Negervolkes, denn weiße Frauen hatte man hierzulande noch nicht gesehen. Man hielt sie für Wesen aus einer höheren Welt. Es waren die ersten Missionsschwestern vom kostbaren Blut in der damals noch gebräuchlichen Tracht: Roter Habit, schwarzes Skapulier und weißer Schleier. Die Neugierde oder besser Wißbegierde Mobekas wurde immer mehr rege. Was mochten doch in so fremdem Lande die weißen Frauen wollen? Noch einige Wochen und Mobeka vernahm, daß man viele im Kriege mitgenommene Kinder diesen Frauen zur Erziehung übergeben habe, und daß dieselben in liebevollster Weise sich der Armen und Kranken in der Umgegend annähmen. Es schmerzte Mobeka, daß sie nicht einige Jahre jünger war, dann wäre sie gewiß auch dorthin gebracht worden.

Nach und nach verbreitete sich das Christentum auch in der Umgegend. Die Heiden wollten den Gottesdienst der Patres und weißen Frauen sehen und eilten Sonntags zur Kirche nach Bamania, die allerdings in den ersten Jahren nur ein aus Palmblättern geflochtenes Haus war. So ging auch Mobeka an Sonntagen, wenn die Zeit es ihr eben erlaubte, nach Bamania, hörte die heilige Messe und begab sich dann zur Katechese, die von einer Schwester an die aus der Umgegend herbeigekommenen Frauen und Mädchen erteilt wurde. Wäre sie frei gewesen, so hätte sie gebeten, als Arbeiterin auf der Mission leben zu dürfen, aber das Briefchen, das sie vom Staat empfangen hatte bei Antritt ihrer Dienstzeit, lautete auf fünf Jahre, und die waren noch lange nicht vorbei. Da kam der liebe Gott selbst ihrem Verlangen zu Hilfe. Im Kongoland brachen die Pocken aus, besonders an Plätzen, wo viele Neger dicht beisammen wohnten, so auch in Coquilhatville. Großes Elend kam über die schwarze Bevölkerung. Wer sollte sie pflegen? Viele Kranke begaben sich zu Verwandten oder Freunden in der Nähe, andere, die keine Verwandten hatten, wurden von ihren

schwarzen Brüdern aus Furcht vor Ansteckung aus dem Hause gewiesen in die Wildnis, wie es jetzt noch immer von den Negern geschieht. So erging es auch Mobeka, sobald man an ihr die Krankheit bemerkte. Keiner wollte sie aufnehmen.

Die Patres von Bamania gingen häufig nach Coquilhatville, um die Kranken aufzusuchen und die Sterbenden zu taufen. Sie hatten in Bamania, im Walde, zehn Minuten von der Station entfernt, ein Palmenhaus errichtet, falls die Seuche auch dort ausbrechen sollte, es waren schon einzelne Angesteckte aus der Nähe nach dort gebracht worden. Aber wer hätte alle die Kranken der Umgegend herbeiholen können? Die Neger weigerten sich, dieselben zu tragen, da sie große Furcht vor dieser tödlichen Krankheit haben.

Mobeka lag im Walde ohne jegliche Hilfe. Das Fieber verzehrte sie, aber keiner war, der ihr einen Schluck Wasser gebracht hätte. Abends, wenn es dunkelte, kroch sie auf Händen und Füßen aus der Wildnis zu den benachbarten Negerhütten und wartete den Augenblick ab, wo sie eine der Hütten leer glaubte, um nach Wasser zu suchen, um ihren glühenden Durst zu löschen.

In dieser großen Not war sie mit ihren Gedanken nur bei den weißen Frauen in Bamania. O, niemand würde sie jetzt vermissen! Wäre nur der Weg nicht so weit gewesen! Sie nahm sich vor, sobald die Krankheit sich zum Besseren wenden und sie etwas Kraft verspüren würde, all ihre Kräfte aufzubieten, um Bamania zu erreichen. Endlich legte sich das Fieber. Mobeka konnte wieder etwas Nahrung zu sich nehmen; aber was war es, das ihr zur Speise diente? Überbleibsel von Maniokwurzeln, die sie abends in der Nähe der Hütten fand, oder etwas Mais, den sie sich vom nächsten Felde holte. Langsam kamen die Kräfte soweit zurück, daß sie es wagen durfte, den zwei Stunden weiten Weg nach Bamania zu machen. Allerdings gebrauchte sie fast einen ganzen Tag, bis sie endlich die Station erreichte. Todmüde langte sie am Abend an, blieb in einiger Entfernung vom Kloster stehen und bat eines der vorbeigehenden Mädchen, einer Schwester zu melden, daß eine Kranke sie zu sprechen wünsche. Die Schwester kam herbei, und Mobeka erzählte nun ihre ganze Not und das äußerste Elend, in dem sie gewesen; dringend bat sie, nicht wieder weggesendet zu werden, irgendein Winkelchen, wo sie sich aufhalten könne, wäre ihr gut genug, bis sie ganz genesen sei. Gerne wolle sie all ihre Kräfte der Mission weihen. Die Schwester sprach ihr liebevoll tröstend zu und nahm sie dann mit in das Krankenhaus für Pockenleidende; denn bei den Kindern durfte sie noch nicht untergebracht werden, da diese Krankheit im letzten Stadium die größte Ansteckungsgefahr in sich birgt. Mobeka blieb noch wohl 14 Tage im Krankenhaus. Hier hörte sie die Grund-

wahrheiten des Christentums erklären; und was sie in den Katechesen am Sonntag, denen sie höchst selten hatte beiwohnen können, nicht verstanden hatte, wurde ihr jetzt deutlich. Es kam ja zuweilen vor, daß die Priester einem Kranken die Nottaufe erteilten, und dann wurden immer wieder die Hauptwahrheiten von dem unendlich gütigen Gott und seinem Sohne, der für uns am Kreuze starb und dessen Blut die Seele in der Taufe wäscht, wiederholt. Da erinnerte sie sich denn wieder lebhaft ihrer verstorbenen Mutter, und unaufhörlich verfolgte sie der Gedanke: „Aber wo mag die Mutter sein? Ihre Seele ist nicht gewaschen durch die Taufe; konnte sie nun doch in den Himmel kommen, wovon die weißen Priester erzählten?“ Eines Tages wagte sie es ganz schüchtern, dem Vater von ihrer Mutter zu erzählen, wie sie immer so gut gewesen sei, welche Ermahnungen sie Mobeka zuletzt gegeben habe und wie sie kurz vor ihrem Tode einen so merkwürdigen Traum gehabt habe. Tiefaufatmend fragte sie dann: „Was meinst du, Vater, wo wird meine Mutter sich jetzt befinden?“ — O, welche Wonne durchströmte ihr Herz, als der Vater ihr versicherte: „Fürchte nichts, Mobeka; der gute Gott nimmt den Willen für die Tat an. Schau, deine Mutter hätte sich ja taufen lassen, wenn nur ein Priester da gewesen wäre; nein, wenn sie so brav gelebt hat, ist sie nicht verloren, sondern bei Gott im Himmel, wo du sie einst wiederfinden wirst.“ (Fortsetzung folgt.)

K

Lustige Effe!

Ein englischer Geschäftsmann war bei einem chinesischen Mandarin in Hongkong zum Essen eingeladen. Verschiedene Gerichte erschienen an der Tafel, u. a. ein Braten, der ihm ausgezeichnet schmeckte. Plötzlich erinnerte er sich, daß die Chinesen auch Katzen essen und daß er vielleicht sich soeben daran gut getan hat. Er wollte es wissen. Der Mandarin verstand jedoch kein Wort englisch, und darum zeigte der Engländer auf die Schüssel und sagte fragend: „miau, miau?“ Der Mandarin schüttelte den Kopf und antwortete: „wau, wau!“

Doktor zum Patient: „Hm, hm, Sie gefallen mir gar nicht.“

Bauer: „Was? Dann suchen Sie sich einen schöneren Patienten.“

Kastellan läßt einen Besucher das Schloß sehen: „Das hier ist die Büchse für das Trinkgeld; sie ist aus dem 18. Jahrhundert, wird aber auch heute noch gebraucht.“

Ein alter Herr hatte auf seinem Feld eine Tafel anbringen lassen mit der Aufschrift: „Dieses Feld schenke ich demjenigen, der zufrieden ist.“

Bald erscheint ein Liebhaber.

„Guter Freund, sind Sie ein zufriedener Mensch?“ fragte ihn der alte Herr.

„Gewiß, ich bin sehr zufrieden.“

„Warum wollen Sie denn dann mein Feld haben?“

Schwester: „Daizie, wo ist denn heute Dein Bruder schon wieder, warum kommt er nicht zur Schule?“

Daizie zur Schwester: „Schwester, der kann heute nicht kommen, der hat seine Hose verloren.“

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Aachen Mk. 21.—, Franz; Dortmund Mk. 21.—, Paderborn Mk. 21.—, Ida Elisabeth; Niedersfeld Mk. 21.—, Joseph; Diefflen Mk. 42.—; Danzig Mk. 21.—, Maria Elisabeth; Gronsbardorf Mk. 21.—, Koleta; Peiskretscham zu Ehren des kostbaren Blutes für einen Verstorbenen Mk. 21.—, Maria Theresia.

Für die Mission: Leinesfelde Mk. 5.—; Euskirchen Mk. 15.—; Saarlouis 2 Mk. 13.83; Münstermaifeld Mk. 5.—; Buer der kleinen heiligen Theresia zum Dank für Hilfe in einem Anliegen Mk. 10.—.

Für die Ausfägigen: Dortmund Mk. 6.50.

Für Missionszwecke: Dortmund Mk. 2.50; Hamborn Mk. 10.—; Ehrzumzüg Mk. 7.—,

Almosen: Imgenbroich Mk. 17.50.

Allen unsern lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt es Gott! Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi! Mit diesem Segenswunsch schließt dreimal täglich unser Gebet für dieselben.

Gebetserhörungen

Der lieben Gottesmutter, dem heiligen Joseph und der kleinen heiligen Theresia innigsten Dank für Erhörung in zwei wichtigen Anliegen.

Erfurt.

Der heiligen Theresia vom Kinde Jesu sei hiermit innigst gedankt für die auffallende Hilfe in einem großen Anliegen. Veröffentlichung in den Caritasblüten war versprochen.

Schwester M. E., Missionschwester vom kostbaren Blut.

Dem göttlichen Herzen Jesu, dem unbefleckten Herzen Mariä, dem heiligen Joseph und der heiligen kleinen Theresia vom Kinde Jesu und vom heiligsten Anlitz sei tausendmal Dank für Hilfe in verschiedenen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Eine Missionschwester vom kostbaren Blut.

Rätsel

Al, ba, bar, bel, del, e, fant, ge, lah, le, nel, ou, ra, re, sims, ta, tun, tü, ver, zo.

Suche aus diesen Silben acht Wörter zusammensetzen, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen zu bereitwilligem Wohltun anregen.

1. Wandleiste; 2. Einleitung einer Oper; 3. unterirdischer Durchgang; 4. Verweis; 5. vielverehrte Märtyrer-Jungfrau; 6. größtes Säugetier; 7. Hermelin; 8. Gott der Mohammedaner.

Auflösung des Sprichworträfels

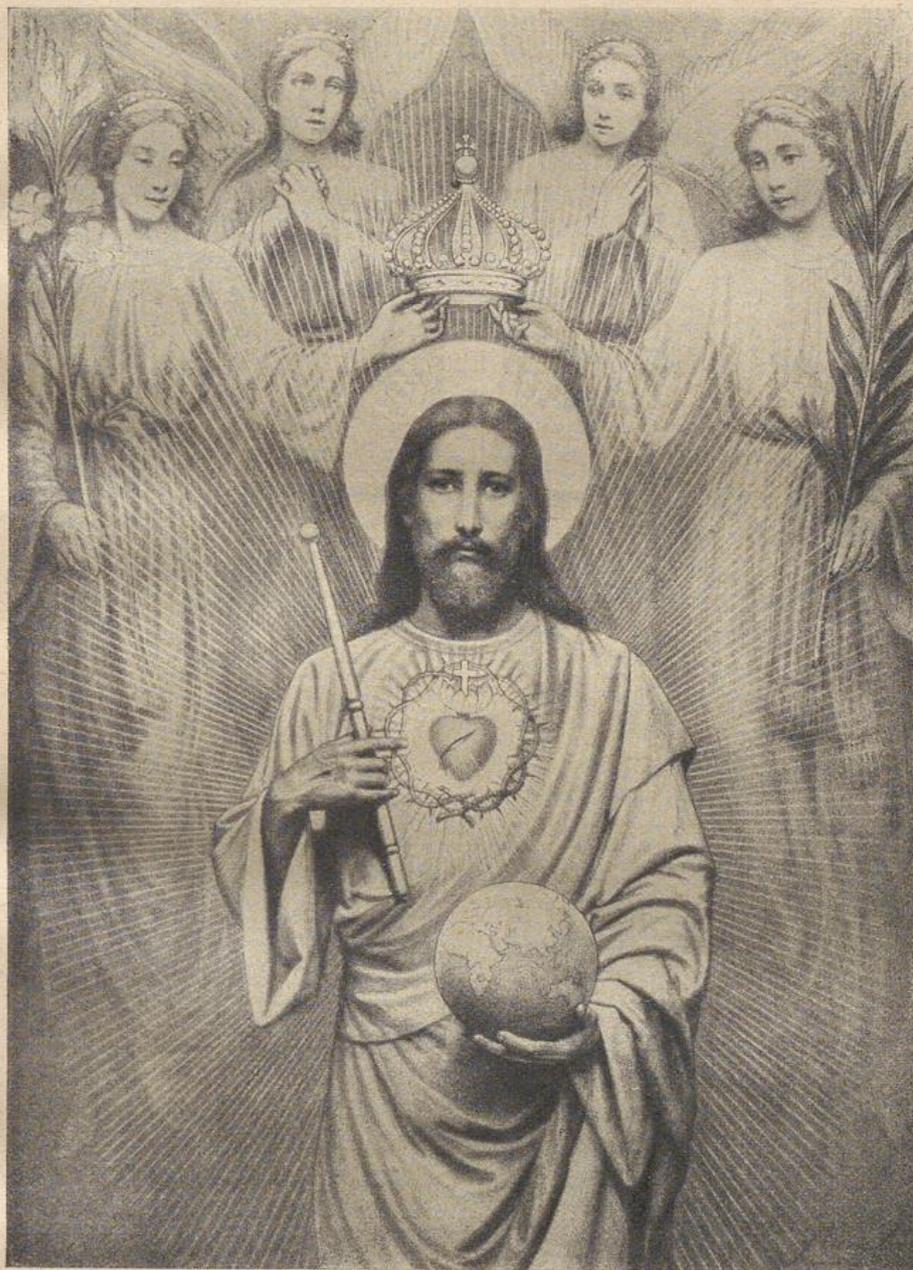
Alles mit Gott! So hat es keine Not.

Caritasblüten

Nr. 6

Juni

1930



BK

LOOTS

Ich werde die Häuser segnen, in denen das Bild
meines Herzens aufgestellt und verehrt wird.

121

Die Feier des Herz-Jesu-Freitages im Urwald

Seute möchte ich den lieben Lesern und Leserinnen unserer Caritasblüten einmal eine kleine Schilderung geben über die Feier des Herz-Jesu-Freitags drüben bei den Schlafkranken im Kongo-Gebiet. Mit inniger Liebe denkt der gläubige Christ an die Heilandsworte, die seine übergroße Liebe zu den Menschen ihn im Abendmahlszaale sprechen ließ: „Ich habe ein herzliches Verlangen gehabt, dieses Mahl mit euch zu essen.“ Aber wie mächtig wird erst Herz und Gemüt davon ergriffen, wenn man diese Worte sich auch im Urwald an den armen Schlafkranken, die oft lebend schon in einen Zustand der Verwesung übergegangen sind, erfüllen sieht, wenn man mitten unter ihnen einer heiligen Messe beiwohnen darf. — Der Herr des Himmels und der Erde hat diese wunderbare Erbschaft allen Menschen, auch den Ärmsten der Armen, zugedacht, die, verbannt aus dem Kreise der Menschen, mitten im Urwald in einem Spital den Rest ihres Lebens zubringen müssen.

Zum Schutze gegen die wilden Tiere unterhalten die Kranken Tag und Nacht ihre Feuerchen. Es sind 30 und oft mehr solcher Kranken dort, die der Obforge eines Katecheten unterstehen, der auch zugleich für sie Wärter ist. — Die Krankenschwester von der naheliegenden Missionsstation geht täglich zu diesen Kranken und hat überall, besonders aber da, wo das Bewußtsein zeitweise zurückgekehrt ist, vollauf zu tun. — Ein Jubel durchzittert die Herzen dieser armen Leidenden, wenn der Herz-Jesu-Freitag sich nähert. Am Abend vorher werden die Kranken gewaschen und mit Palmöl eingerieben, wodurch sie sich neubelebt fühlen.

Beim Mondschein verläßt die Schwester mit einigen Mädchen die Mission. Mit einem Missionsboot, auf dem sie selbst die Ruder führt, durchqueren sie den Fluß; dann geht es morgens durch die mit Sonnenglanz überflutete Steppe, bis sie der gewaltige Urwald, der wie ein Verkünder der Größe und unfassbaren Macht und Weisheit Gottes sich unserem Auge darstellt, gleich einer wonnigen Dase aufnimmt. Alle Arten Farnkräuter, viele Sorten Palmen, wie Fächer-, Busch- und Zierpalmen, verschiedene Gebilde von Moos, Schlingpflanzen, Bäume, deren Zweige die Erde berühren und dort anwachsend wieder einen neuen Urwald erstehen lassen, bilden ein fast undurchdringliches Dickicht. Des Schöpfers Hand hat alles in majestätischer Ordnung und Schönheit geschaffen, und der wohlthuende Duft und der tiefe Gottesfriede läßt die Reisenden die mühsame Wanderung vergessen und in Freude und Bewunderung aufatmen. Etwas später als die Schwester tritt auch der hochwürdige Missionar, begleitet von seinen Ministranten, den Weg zum

Urwald an. Ein freudiger Zug bewegt sich alsdann langsam ihm entgegen, die Schar seiner armen verbannten Schäflein. Mit Liebe ruht das Auge des Missionars auf seinen lieben Kranken, die mit ihren hohlen Stimmen in den verschiedensten Jubelrufen ihrer Freude Ausdruck geben.

Nun wird an einem dicken Baum ein Tisch aufgestellt, dessen Füße tief im Boden befestigt werden, und darauf bereitet die Schwester den Altar, auf dem in kurzem der Herr des Himmels und der Erde zur Freude und zum Troste dieser Armen das größte Wunder seiner Liebe wirken will.

Ein großer Teppich von Palmblättern liegt ausgebreitet vor dem Altar. Ringsum haben sich die armen Kranken gelagert, einer halb kniend, ein anderer liegend, wieder ein anderer auf seinen Nachbar gestützt, wie es eben die Kräfte der einzelnen erlauben. — Wenn alle das heilige Sakrament der Buße empfangen haben, beginnt die heilige Messe. Alle folgen mit großer Andacht und Aufmerksamkeit. Kristallklar wölbt sich der Himmel über dem Urwald, dessen tiefes Blau wie das freundliche Auge Gottes herniederschaut. — Beim Eingang singt die Schwester mit den Mädchen „Hier liegt vor deiner Majestät“, und die gesiederten Sänger rings in den Bäumen begleiten sie mit ihren Melodien. Bei der Opferung klingt es besonders innig: „Nimm an, o Herr, die Gaben.“ Nun rückt der Augenblick der heiligen Wandlung immer näher. Da läutet silberhell das Glöcklein, die hochheiligen Wandlungsworte werden leise geflüstert... und der Herr Himmels und der Erde, der Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt, steigt hernieder auf den ärmlichen Altar... mitten im Urwald. In stiller Anbetung liegen alle auf den Knien. Eine heilige Ruhe ringsumher! An den nächsten Bäumen wiegen sich die Affen wie mit tiefen Verneigungen auf und ab, als wären auch sie verständnisvolle Zeugen des größten aller Wunder, das sich soeben tief im Urwald vollzogen hat. — Selbst das Laub an den Stauden scheint diesen hohen Augenblick nicht ohne Ehrenbezeugung vorübergehen zu lassen und weht mit leisem Säufeln den Teilnehmern Kühlung zu. Wieder beginnen die Sänger mit Innigkeit: „Jesus, Jesus, komm zu mir; o, wie sehn ich mich nach dir.“ Die Schwester spricht alsdann die Gebete zur näheren Vorbereitung auf die heilige Kommunion und fügt hinzu: „Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt.“ Und die ewige Liebe, die gesagt: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“, kehrt ein in die Herzen dieser armen Verbannten, um sie wirklich zu erquicken, zu trösten und für neue Leiden zu stärken. Ihr Sehnen ist gestillt, in seliger Freude über die unendliche Güte ihres verborgenen Gottes verrichten die Kranken ihre Danksagung, die sie mit einer innigen Hingabe verbinden

auf. Sie opfern dem göttlichen Gaste ihre leeren, schläfrigen Herzen auf, ihr Leben, ihre langwierigen Leiden, ja ihr ganzes Elend. Der Schlaf verzehrt fast ihre ganze Kraft, die Andacht zu bewahren,



Vorbereitungsarbeiten für die Fronleichnamts-Prozession

denn mit dem Höhersteigen der Sonne kommt auch die große Schlassucht wieder über sie, der sie kaum widerstehen können.

Nach der heiligen Messe richtet der gute Pater Missionar

noch manch erhebendes und kerniges Wort an seine armen Kinder. „Seht, wie freundschaftlich der liebe Gott mit euch verkehrt, wie eine gute Mutter ihre Kinder besucht, kommt er, Gott selbst, zu euch mitten in den Urwald. Er, der Allgütige, will euch helfen und bald in sein Reich aufnehmen und da vollkommen glücklich machen. O wie kurz sind diese Tage der Leiden, bald sind sie vorüber, und es wartet auf euch der ewig schöne Himmel.“ So und ähnlich ermuntert der gute Pater Missionar seine armen Schäflein. Noch ein schönes Herz-Jesu-Lied, und der Herz-Jesu-Freitag im Urwald bei den armen Schlafkranken ist vorüber. Freude und Glück strahlt aus aller Augen. Alsdann bereiten wir den Kranken noch ein frugales Mahl, an dem sich alle erquicken. — Am Nachmittag muß der hochwürdige Pater Missionar wieder seine armen Schäflein verlassen, sie bis zum nächsten Herz-Jesu-Freitag der Gnade Gottes überlassend.



Unter dem Schutze des göttlichen Herzens Jesu lebt und stirbt sich's gut

In Tirol, an einem steilen Bergrücken, hängt, fast wie ein Schwalbennest angeklebt, ein kleines Häuschen. In demselben hat ein armer Holzhauer sein Heim aufgeschlagen. Der Verdienst ist knapp, aber die Familie leidet doch keine Not; mit Geduld und Gottvertrauen geht ja alles auf der Welt.

Vor nicht gar langer Zeit war es einem ihrer Kinder, dem kleinen Friedrich, vergönnt gewesen, zum ersten Male mit dem Herzen des Heilandes in der heiligen Kommunion sich zu vereinigen. Als teures Andenken an diese Stunde hatte er ein hübsches Herz-Jesu-Bild zum Geschenke erhalten, das er über seinem Bettlein in der Kammer aufhängte. Aber gerade dieses Bild war die größte Kostbarkeit des Kleinen. In der Schule lernte Friedrich sehr gut, und namentlich in den Religionsstunden zeigte er die größte Aufmerksamkeit. Man sah es an dem stillen bescheidenen Benehmen und an dem religiösen Eifer Friedrichs, daß er den göttlichen Heiland liebte. Um den Katechismus ja gut zu lernen, ließ er sich täglich recht frühzeitig wecken. Bei der heiligen Messe, überhaupt beim Gottesdienste, hatte er immer sein Gebetbüchlein. Seiner Frömmigkeit genügte es nicht, bloß an den von der Schule angefügten Tagen die heiligen Sakramente zu empfangen; man sah ihn auch sonst öfters an der Seite seines Vaters zur heiligen Kommunion gehen.

Der Seelsorger hegte freudige Hoffnung für die Zukunft eines so edlen Kindes; Friedrich schien wegen seines Eifers und reinen Sinnes zum Studium und zum Priesterstande berufen. Doch der Herr fand unsern kleinen Herz-Jesu-Berehrer reif für das Paradies. Ein anscheinend nicht gefährliches Unwohlsein verschlimmerte sich in wenigen Tagen so sehr, daß man den Priester rief. Den Schmerz der Eltern kann man sich denken. Nur der kleine Kranke blieb gefaßt. Er ließ sich sein liebes Herz-Jesu-Bild ans Krankenbett in die Wohnstube bringen; der Blick auf dasselbe gab ihm Trost und Ruhe.

Da man den Zustand des Knaben noch nicht für gefährlich hielt, nahm der Pfarrer nur das heilige Krankenöl mit. Nach einer Schneewanderung von einer Stunde war die Heimat des Kranken erreicht. Der Knabe erholte sich bei der Ankunft des Pfarrers, beichtete von seinem ärmlichen Krankenlager aus mit voller Klarheit des Geistes, empfing die heilige Ölung und den Sterbesegen. Obwohl die Schmerzen der Krankheit — Halsleiden und Sichtanfalle — bisweilen bedeutend waren, kam nie ein Laut der Klage über die Lippen des Dulders: immer wieder blickte er zum Bilde des göttlichen Herzens Jesu auf. Die Krankheit ließ keineswegs den nahen Tod vermuten, und so machte sich der Pfarrer nach einer Stunde daran, heimzugehen, mit dem Bemerken, am frühen Morgen bringe er den göttlichen Heiland. Allein ein neuer, heftiger Sichtanfall Friedrichs hielt ihn am Krankenlager zurück. Man zündete die Sterbekerze an; der kleine Dulder antwortete noch auf die Gebete, die ihm vorgesprochen wurden. Etwa eine Viertelstunde lang dauerte der Todeskampf. Die Mutter hielt das Herz-Jesu-Bild ihrem Kinde vor die Augen, bis diese endlich im Tode erlöschten.

Rührend war es auch, wie Vater und Mutter und die älteste Schwester des Heimgegangenen die laut weinenden Geschwister desselben zum Gebete mahnten und in kräftigen Worten erinnerten, daß auf ein gutes Leben ein seliges Sterben, und auf ein seliges Sterben ein fröhliches Erwachen im Himmel folge.

Das ist das Leben und Sterben eines Herz-Jesu-Kindes, in seiner Einfachheit und Rindlichkeit, rührend und trostvoll zugleich. O welch herrliche Paradiesfrüchte reifen noch dort, wo die Erzieher der Jugend es verstehen, die ihnen anvertrauten Seelen zum Heilandsherzen zu führen!

K

Willst bequem du reicher sein,
Wirf nicht nach dem Glück die Angel —
Schränke deine Wünsche ein,
Und von selbst nimmst ab dein Mangel.

Wenn der Häuptling krank ist

Schw. Felizitas, Kombo

Fa, das ist gar nicht so einfach, wenn der Häuptling krank ist. Wer sich davon ein richtiges Bild machen will, müßte schon einmal Augenzeuge sein von diesem wichtigen Ereignis. Da das aber sozusagen unmöglich ist, so will ich versuchen, diesen hochwichtigen Akt, der übrigens nicht sehr selten ist, zu schildern. Ich muß aber hier vorausschicken, daß diese Krankheiten keine eigentlichen Krankheiten sind, sondern meist hat er etwas zuviel gegessen oder getrunken; und tut hier eine Portion Bittersalz prächtige Dienste.

Unser Häuptling ist noch ein rüstiger Mann in den fünfziger Jahren. Er geht ganz europäisch gekleidet, liest und schreibt gut, ist gewandt im Sprechen und kann sich sehr gut benehmen. Im übrigen ist er aber genau so abergläubisch und beschränkt wie alle andern, und fürchtet sich ganz besonders vor dem Sterben. Er ist noch Heide und hat acht Frauen. Obwohl gut unterrichtet in der Religion, kann er sich doch nicht entschließen, seine übrigen Frauen zu entlassen und ein christliches Leben zu führen. Aber sterben will er nicht als Heide, nein, da will er schon vorher getauft werden. Fühlt er sich nun einmal unpäßlich, so denkt er sofort, es könnte schief gehen. Die Angst macht ihn dann kränker als er ist. Sofort ist der ganze „Hoffstaat“ alarmiert, und einer von den Prinzen oder von den Prinzessinnen oder sonst ein Kammerherr oder eine Hofdame wird auf die nahe Mission geschickt, um angsterfüllten Blickes zu melden: „Der Häuptling ist krank, die Schwester soll gleich kommen.“ Da der Krankheit meist eine Schachpartie oder sonst ein Festgelage vorausging, so weiß unsere Krankenschwester schon, was sie mitzunehmen hat: 1. Die unvermeidliche Dosis Bittersalz und 2. den Thermometer; dieses Instrument darf nicht fehlen, da sie meinen, man könne so ziemlich alles davon ablesen. Kommt die Schwester dann in die Nähe des „Königschlosses“, so kann sie sich kaum eines Lächelns erwehren. In zwei langen, schnurgeraden Reihen sitzen die Räte, wollen wir einmal sagen, die „Mitglieder des Landtages“, am Boden, in Wolldecken eingehüllt, und wiegen ihre klugen Häupter hin und her, leise den ernstesten Fall besprechend. Hat sie dann die Reihe durchschritten und ist sie in den vielen Vorhöfen, die so eine Häuptlingshütte umgeben, angekommen, so wird das Bild noch interessanter. Hier stehen oder kauern die intimen Hofräte, wenn man sie so nennen will. Dann kommt der eigentliche Hoffstaat. Prinzen und Prinzessinnen in allen Sorten und Größen, Hofdamen und Kammerherren, Köche und Leibdiener, alles steht und sitzt und läuft durcheinander. Doch alles ist nun mäuschenstill; nichts ist zu hören von dem gewohnten Lärm.

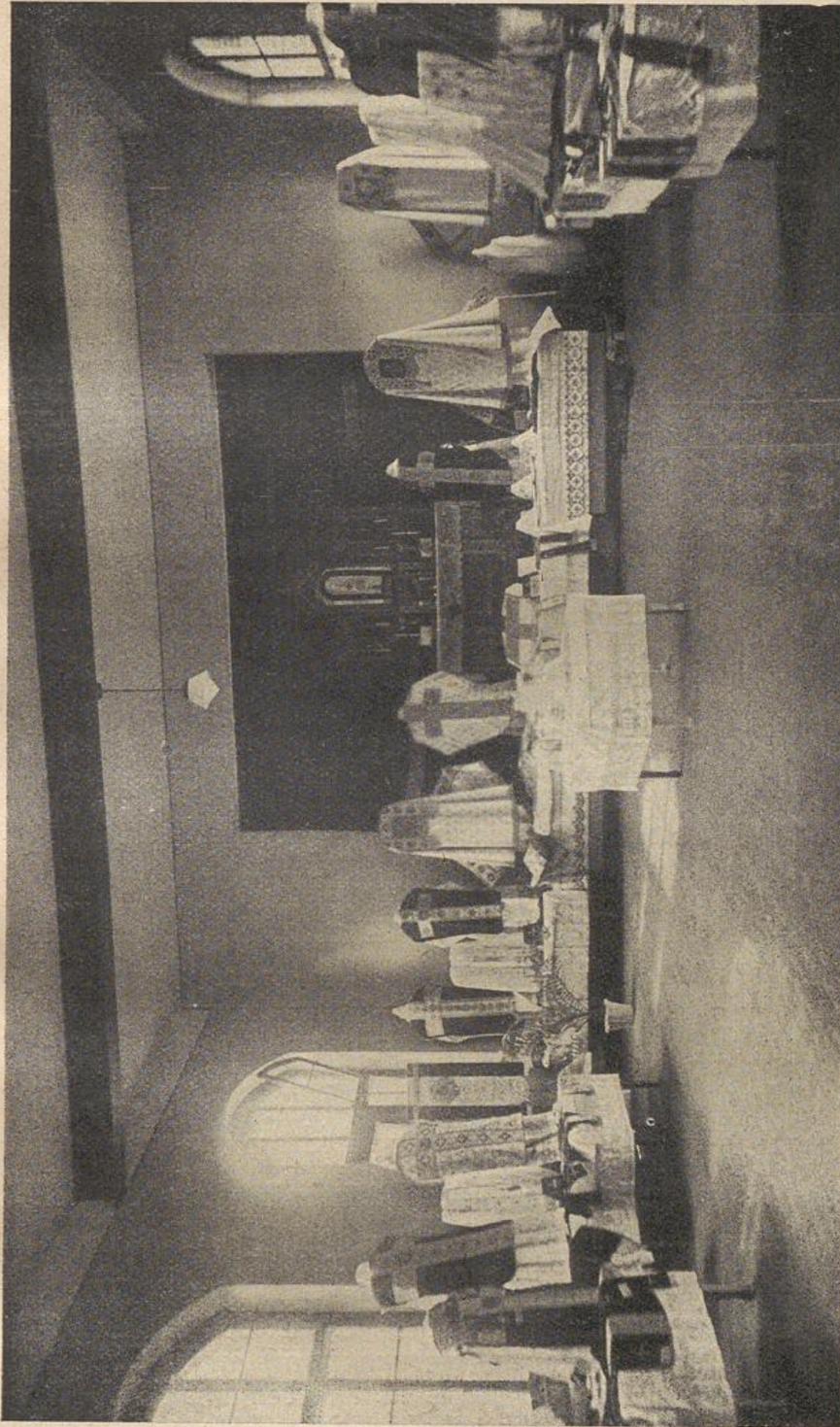
Jetzt tritt die Schwester über die Schwelle des Krankenzimmers. Konnte sie sich zuerst kaum des Lächelns erwehren, hier muß sie sich auf die Zunge beißen, um ernst zu bleiben. Auf einer Holzbettstelle, die ganz ausgelegt ist von allerlei Ziegen- und Kuhhäuten liegt der kranke Häuptling. Am Kopfende der Bretter hockt die Königin, das Lieblingsweib, und hat den Kopf des kranken Königs auf den Schoß. Vor dem Bette ist eine Matte ausgebreitet und darauf steht, ziemlich vorn, daß man den Wohlstand doch ja bemerkt, ein nagelneues Gefäß. Den noch übrigen Raum nehmen die Minister, der Kronprinz und einige Lieblingsprinzessinnen ein. Alle stumm vor Schmerz.

Ehrfürchtig macht man der Schwester Platz; mit mattem Augenaufschlag begrüßt sie der Kranke. Sprechen kann er natürlich nicht. Das ist auch gar nicht nötig, die andern wissen ja viel besser, was ihm fehlt. Der „Staatssekretär“ ergreift nun das Wort und erklärt der Schwester mit den dazu gehörigen Gesten lang und breit den Verlauf der Krankheit.

Also, die Krankheit habe am Kopf angefangen, sei dann in den Rücken gezogen, von da aus über die Achsel in die Brust gekommen und zuletzt in den Leib hinuntergefallen, und jetzt müsse er alles erbrechen. Mit dem Finger beschreibt er dabei exakt die Linie auf dem Körper des Kranken. Eigentlich eine ganz natürlich richtige Reihenfolge. Bei Überladung des Magens oder bei dem in den Tropen so häufigen Gallenfieber fängt es mit Kopf- und Rückenschmerzen an, und Leibweh und Brechreiz stellen sich auch ein. Nur die Art und Weise, wie die Leute das ausdrücken, ist so drollig.

Nachdem nun die Schwester mit viel Geduld den Krankheitsverlauf angehört hat, kommen zwei wichtige Momente: 1. Der Puls wird gefühlt, und 2. das Thermometer wird eingelegt. Atemlos warten alle, solange die Schwester dieses außerordentliche Ding unter dem Arm festhält. Was wird da wohl alles herausgemessen werden, Tod oder Leben? Nein, diese Europäer die haben doch einen Verstand, so einen Krankheitsmesser zu erfinden. Solche und ähnliche Gedanken lassen sich mühelos von den Gesichtern ablesen. Die Spannung steigt mit jeder Sekunde. Endlich wird das vielbestaunte Instrument hervorgezogen. Aller Blicke sind auf die Schwester gerichtet. Sogar der Kranke sucht in ihren Zügen zu erforschen, ob die Krankheit zum Sterben sei oder nicht.

Natürlich sagt die Schwester nun einige beruhigende Worte und versichert, daß der Häuptling in einigen Tagen ganz bestimmt wieder gesund sei; und alle atmen erleichtert auf. Dem Kranken selbst wird es bei diesen Worten auch schon gleich etwas besser, und willig schluckt er das Bittersalz.



Missionsausstellung in Dülken, April 1930

Am Nachmittag muß man natürlich nochmals nachschauen, und am nächsten Tag ist er meist schon wieder gut.

Der Schrecken verwandelt sich nun in Freuden, und es kann vorkommen, daß bei dem Freudenmahle, das daraufhin gehalten wird, auch wieder ein Rückschlag der Krankheit eintritt, nämlich, wenn er nochmals des Guten zuviel tut.

K

In letzter Stunde

Gin heißer Samstag, aber ein Freudentag für mich. Eben war ich im Begriff, einen Heiratskandidaten zu unterrichten, als der Pater Missionar zu mir kam mit der Nachricht, es seien zwei Bittsteller gekommen, die Krankenbesuche wünschten. Da nur einer der Patres zu Hause war und auch dieser im Begriffe stand, auf eine Außenstation zu gehen zum Sonntags-Gottesdienst, und Pater Rektor ebenfalls draußen war und nicht vor halb drei Uhr zurück sein konnte, so bot ich mich an, den einen Kranken, einen etwa 25jährigen heidnischen Burschen, besuchen und taufen zu dürfen, falls er es verlange und in Gefahr sei. Mit Freuden sagte der Missionar zu, und so machte ich mich reisefertig. Nach einer Viertelstunde bestieg ich meinen Gaul und ritt in Begleitung des Mädchens, das gekommen war, den Missionar zu rufen, und einem meiner Schulkinder hinaus in die Berge, Freude und frohe Hoffnung im Herzen, die erste Taufe spenden zu dürfen.

Ein schweres Gewitter schien hereinzubrechen; die Blitze zuckten, der Donner krachte. — Wir empfahlen uns dem heiligen Schutzengel und ritten mutig weiter, bald bergauf, bergab, dann wieder ging es durch einen Fluß. Die Zeit verstrich mir zu langsam, der Weg schien mir so weit, sehr weit, denn ich fürchtete, der Kranke könne sterben ohne die heilige Taufe. Nach etwa 2½stündigem Ritt, etwa gegen 3 Uhr nachmittags, erreichten wir die Hütte des Kranken. Ich trat in dieselbe mit dem Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!“ Der Kranke lag auf einer Matte am Boden. Ich erkundigte mich nach seinem Befinden und munterte ihn auf zum Gottvertrauen. Auf meine Frage: „Du glaubst an Gott?“, antwortete er: „Ngiyakolua“ — ich glaube. „Glaubst Du an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, der für uns litt und starb?“ Mit großer Anstrengung sprach er wieder: „Ich glaube.“ „Willst Du ein Gotteskind werden und die heilige Taufe empfangen?“ „Ngiyatanda“ — ich möchte es. Er versprach mir, zu lernen, falls er wieder gesund werde. Ich betete

ihm vor, erweckte mit ihm Reue und Leid, sprach ihm von der Barmherzigkeit Gottes usw.; dann nahm ich das mitgebrachte Taufwasser und taufte ihn auf den Namen „Franziskus“.

Ich weiß nicht, wer glücklicher war, der Getaufte oder ich. Nach der Taufe betete ich mit ihm und dankte Gott für die große Gnade, die er ihm erwiesen. Dann bat ich auch die Angehörigen, wovon die meisten, besonders auch die Mütter,



noch Heiden waren, sie möchten doch der Gnade nicht widerstehen und sich in der christlichen Religion unterrichten lassen. Das versprachen sie auch, aber die Ausführung steht dann natürlich immer noch in Frage. Alle begleiteten mich bis zur Türe und sprachen ihren Dank aus.

Ich besuchte auch den nächsten Kraal und hielt mich da ungefähr zehn Minuten auf. Als ich wieder mein Pferdchen bestieg und den Heimweg antreten wollte, hörte ich die Mutter des Neugetauften nach heidnischer Art lamentieren, so wie es

die Heiden beim Tode ihrer Angehörigen zu tun pflegen. Ich schickte das Schulkind, das bei mir war, nachzusehen, und es kam zurück mit der Nachricht: „Franziskus ist gestorben.“ Mir kamen die Freudentränen, und ich sandte ein inniges Dankgebet zu Gott dem Barmherzigen, der jenen Kranken noch in letzter Stunde gerufen.

Wäre ich eine Viertelstunde später gekommen, hätte ich den Kranken nicht mehr lebend angetroffen. Auf dem Heimwege dachte ich nur an das Glück, das dem neugetauften Franziskus, aber auch mir zuteil geworden.

Ach, wie viele Arme gibt es noch im Weinberg des Herrn. Helft uns, liebe Leser, durch Gebet und Opfer!

Schw. Innoncentia.

5

Heiteres aus der Missionschule

Sch blättere in meinem alten Tagebuch, wo so manche Missionserinnerungen aufgezeichnet sind, da fällt mir ein altes, vergilbtes Blatt von 1910 in die Hände: Sterne, Blumen und Kinderaugen sind ein Stück vom verlorenen Paradies; weiß oder schwarz, ein Kind ist ein Kind; und ich habe nichts lieber als ein Kind. Diese Kleinen kamen mir vor wie die Blumen der Menschheit.

Ich lese weiter in meinem Tagebuch und ich sehe, daß manch Heiteres darin verzeichnet ist. Die Leser haben ja gerne etwas Erfreuliches. Ein Philosoph sagt schon: „Das Leben soll wohl süß sein, aber der Mensch vergißt das und salzt und salzt, bis es versalzen ist.“ So wollen wir es nicht machen, und um uns aufzuheitern, gehen wir einmal in die afrikanische Kinderstube und in die Schule der Kleinen.

Mit besonderer Vorliebe gebe ich der ersten Jugend Katechismus und Biblische Geschichte. Gewöhnlich sitzen die kleinen Puten so ganz ernst vor mir — so heißt es in meinem Tagebuch — und lauschen mit gespannter Aufmerksamkeit. Sobald ich aber zu fragen und abzuhören beginne, dann erlebe ich natürlich manche Überraschung, besonders bei den Allerkleinsten. So erzählte ich einmal ausführlich über das Paradies von Adam und Eva, und von der bösen Schlange, die sie zur Sünde verleitete. „Was haben denn Adam und Eva getan?“ fragte ich den kleinen dicken Sebastian, der mit besonderer Spannung gelauscht hat. Seine Antwort war schnell fertig: „Sie haben zusammen Äpfel gegessen; Eva hat viel mehr gegessen und sehr schnell, dem Adam hat sie nur einen einzigen gegeben. So

132

macht es mein Schwesterchen auch, wenn sie schöne Waldbeeren findet."

"Was weißt Du von Eva zu erzählen?" fragte ich die achtjährige Euphrosine. Diese antwortete, während in ihren großen schwarzen Augen eine tiefe Entrüstung zu lesen war: „Eva ist sehr neugierig gewesen und naschhaft, und sie hat von den Äpfeln genascht.“

Der kleine Emil jedoch, ein fröhlicher Kauz, stellte selbst Fragen: „Warum ist die Eva nicht weggelaufen vor der Schlange? Alle Frauen und Mädchen laufen doch gleich weg, wenn sie eine Schlange sehen und sind sehr bang vor ihr.“

Eines Tages fand ich ein halbes Duzend meiner kleinen Schwarzen am Bach. Sie waren so beschäftigt, Lehm herbeizuschleppen und zu kneten, daß sie nicht merkten, daß ich bei ihnen stand. Da sie sich sehr schmutzig machten, fragte ich etwas ernst: „Was macht Ihr doch hier?“ Aber die Jungens ließen sich in ihrer Tätigkeit durchaus nicht stören; sie kneteten fleißig weiter und sprachen: „Wir spielen unsern Herrgott und machen aus Erde und Lehm Tiere und Menschen.“ Das gab mir Anleitung, um in der folgenden Katechismusstunde zu fragen, was Gott geschaffen hat. Nun begann es. Mit strahlenden Augen zählten sie alles auf: Sonne, Mond, Sterne, Wasser, Feuer, Kräuter, Bäume und viel Tiere; besonders wurden der Ochs, die Kuh und die Schlange sehr oft genannt. Von den Schlangen wußten sie so viele Sorten, daß kein Ende kam. Alle möglichen Tiere kamen an die Reihe, nur die Vögel wurden vergessen. Um ihnen zu helfen, sagte ich: „Da ist doch noch ein Tierchen, und da sind noch sehr viele davon auf der Welt; es ist so frisch und fröhlich und bewegt sich so rasch; in einem Nu ist es hier und dann da. Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als schon drei Jungens zugleich den schwarzen Finger in die Höhe streckten und riefen: „Der Floh, der Floh!“ Später stellte ich die Frage umgekehrt, das will heißen, ich nannte das eine oder andere Ding und fragte dann: „Wer hat das gemacht?“ Die Antwort war: „Unser lieber Herr!“ Nun wollte ich den kleinen dicken Ivo auf die Probe stellen: „Aber wer hat denn unsern lieben Herrn gemacht?“ Der kleine Schalk dachte einen Augenblick nach, und dann kam es ganz zögernd heraus: „Die Weißen.“ „So?“ fragte ich verwundert. „Ja,“ fuhr der Kleine ganz gutmütig fort, „weil Ihr Weißen alles wißt und alles kennt; nur der Tod kann Euch etwas anhaben, sagt mein Vater immer, wenn er beim Bier sitzt und die Männer am Schwätzen sind.“

Nun wandte ich mich zu meinem Nachbar Joseph und fragte ihn, ob denn Ivo Recht hat. Er antwortete: „Es ist wahr, die Weißen sind sehr schlau; sie können Eisenbahnen machen und Schiffe, die können auf zwei Rädern fahren und noch mehr

so wunderbare Dinge; aber den lieben Gott haben sie nicht gemacht. Von dem wollen sie nichts wissen, sie wollen ihn lieber abschaffen!" Ganz unrecht hatte unser kleiner schwarzer Philosoph wohl nicht.

Zum Schlusse holte ich noch ein paar Früchte herbei, schöne goldgelbe Apfelsinen; wir hatten noch viele in diesem Jahr, und ich ging damit ein wenig ans Rechnen. Der kleine Marianus schaute mich so erwartungsvoll an, daß ich ihn zuerst aufrief: „Sag einmal, Freundchen, wenn ich Dir diese zwei Apfelsinen gebe,“ — ich legte sie vor ihm hin — „wieviel Früchte hast Du dann?“ „D,“ rief er vergnügt aus, „dann habe ich genug“, und steckte sie schnell in seine Tasche. Die Großen lachten und sagten: „Der kann nicht einmal bis zwei zählen.“ Ich dachte: „Wie selig, ein Kind noch zu sein!“ Froh und heiter stürmte das kleine Völkchen dann dem Spielplatz zu.

Schw. Engelberta.

2

Meine Ferien-Erfahrungen

Aufsatz einer afrikanischen Schülerin in Mariannhill

Einleitung: Wie man die Ferien nützlich zubringen kann.

Inhalt: Meine Erfahrungen:

a) Wie die Karwoche geehrt wurde.

b) Wie andere einem eine Freude bereiten können.

Schluß: Der Gewinn, den ich aus meinen Osterferien gezogen habe.

Ferien sind immer von großem Nutzen, besonders für studierende Menschen. Der Geist kommt ein wenig zur Ruhe und ist darum fähig, das Studium nach den Ferien wieder mit frischem Mute aufzunehmen. Während der Ferien macht man manchmal interessante Erfahrungen. So ging es auch mir während der Osterferien. Sehr hat mich die Tatsache ergriffen, wie die Karwoche hier geehrt wurde.

Am Gründonnerstag wurden wir erinnert an die Einsetzung des allerheiligsten Altarsakramentes. Der hochwürdigste Herr Bischof zelebrierte ein feierliches Pontifikalamt. O, es war so wehmütig, zu sehen, wie das allerheiligste Sakrament am Schluß desselben vom Hauptaltar fortgetragen wurde, um eine bescheidenere Wohnung auf einem Nebenaltar aufzuschlagen. Nach dem „Gloria in excelsis Deo“ wurde es plötzlich still in der Kirche, und während des ganzen Tages verstummte das Glockengeläut.

Am Karfreitag wurden wir an den göttlichen Heiland, der für uns am Kreuze starb, erinnert. Die zerstörte heilige Messe

wurde wiederum durch den hochw. Herrn Bischof Fleischer zelebriert. All die Gebete, besonders der heilige Kreuzweg, erinnerte uns an den Tod des lieben Heilandes. Es tat mir herzlich leid, daß der gute Jesus um meiner Sünden wegen soviel erdulden mußte.

Am Karfreitag genossen wir schon die Osterfreuden des hochheiligen Osterfestes. Ein feierliches Levitenamt wurde gesungen. Während dem Gloria mischte sich wieder jubelnder Orgelklang mit freudigem Glockengeläute.

Der hochheilige Ostertag erinnerte uns voll und ganz an die glorreiche Auferstehung des göttlichen Heilandes. In das jubelnde „Alleluja“, welches der hochw. Herr Bischof dem Volke verkündete, fiel der Chor freudig ein. In dieser freudigen Osterstimmung brachten wir auch die übrige Zeit des Ostertages zu.

Am Abend des Ostermontags veranstalteten wir eine kleine Unterhaltung zu Ehren der ehrw. Mutter Paula, Generaloberin der Missionschwestern vom kostbaren Blut, die augenblicklich ihre Missionsniederlassungen in Afrika besucht. Alle Studenten waren in der Aula versammelt, um die ehrw. Mutter mit Spiel und Gesang zu erfreuen. Die Schlußworte der ehrw. Mutter bewiesen uns, daß sie mit unseren Leistungen sehr zufrieden war.

Während der Ferien war ich wirklich sehr glücklich, besonders während der Karwoche. Um den leidenden Heiland zu trösten, habe ich mein Bestes getan, um andern Liebedienste zu erweisen. So konnte ich fröhliche Ostern feiern.

Sind dieses nicht erhebende Gedanken, gepflegt in einem protestantischen Kinderherzen?

2

Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe

(Schluß.)

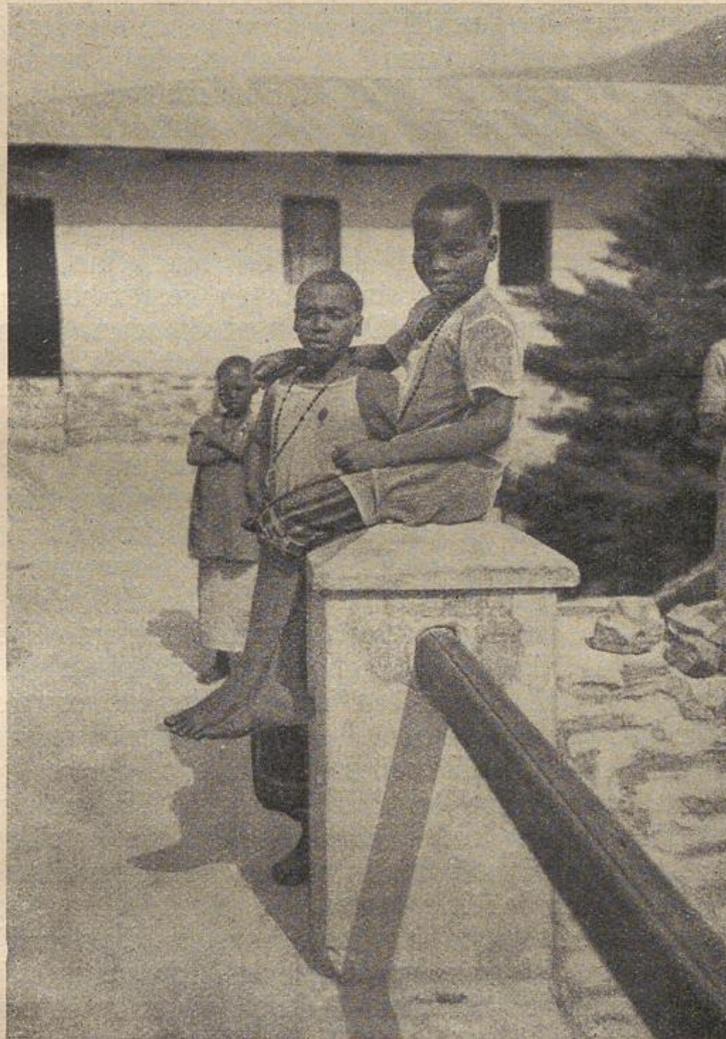
Mun wurde Mobekas Eifer noch größer. Zu ihrer Freude wurde sie zu den Kindern gebracht, mit denen sie dem gemeinschaftlichen Unterrichte beiwohnte und Haus- und Gartenarbeiten verrichtete. Es waren Kinder von den verschiedensten Altersstufen, meist Waisen, deren Eltern im Kriege getötet worden waren. Da gab es Kleine von einigen Monaten an und größere bis zu sechs Jahren, die unter der Aufsicht einer eigenen Schwester standen. Dann war da eine andere Abteilung, die Sechsbis Zwölfjährigen, welche täglich einige Stunden Schulunterricht hatten und die übrige Zeit hindurch mit kleineren Handarbeiten beschäftigt wurden; endlich kamen die erwachsenen Mädchen, zu denen auch Mobeka gehörte. Diese wurden ab-

wechselnd, wochenweise im Garten, in der Küche, in der Näherei, oder bei der Wäsche beschäftigt. Mobeka ging mit einer Freudigkeit an die Arbeit, die Bewunderung hervorrief.

Die Pockenkrankheit brach nun auch in der Nähe von Bamausia aus, und die Krankenschwester hatte in ihrem Hospital immer mehr zu pflegen, so daß sie die Arbeit allein nicht mehr bewältigen konnte. Sie beschloß, eines der älteren Mädchen zur Hilfe zu nehmen, und zwar eine, welche diese Krankheit früher schon gehabt hatte, weil eine solche sich vor neuer Ansteckung nicht zu fürchten brauchte. Aber dieses Liebeswerk sollte ein freiwilliges sein. Sie fragte eines Tages die älteren Mädchen, wer von ihnen geneigt sei, aus Liebe zu Gott sich der Pflege der Pockenkranken zu widmen. Bevor noch eine derselben antworten konnte, drängte sich Mobeka herbei, flehend rufend: „O, bitte Mutter, nimm mich dazu. Ich kann dadurch dem lieben Gott Dankbarkeit beweisen, daß er mich aus so großem Elend errettete und mir den Weg in euer Haus zeigte!“ Die Schwester war froh, eine so bereitwillige Gehilfin gefunden zu haben, und so gingen nun täglich beide zusammen zur Pflege der Kranken. Mobeka war so eifrig und zuverlässig, daß man, als die Krankheit nachließ, ihr die Besorgung der Kranken allein anvertrauen konnte.

Nach und nach wurde das Haus leer. Die Epidemie hörte auf; manche waren gestorben und im Urwald begraben, die Genesenden wurden entlassen und dann das Haus angezündet, weil es ja für andere Kranke nicht mehr zu gebrauchen war. Aber Mobeka hatte sich als Krankenpflegerin so erprobt, daß die Krankenschwester sie gern zur Hilfe ins Hospital der Schlafkranken nehmen wollte, und das Negermädchen nahm auch dieses mit der größten Begeisterung an. In ihrem Herzen lebte nur Dankbarkeit, innigste Dankbarkeit gegen Gott und die guten Schwestern; jede Gelegenheit, diese zu bekunden, nahm sie wahr. Das Hospital der Schlafkranken war wohl 20 Minuten von der Mission entfernt. Es war dort ein kleines Negerdorf gewesen, dessen Einwohner meist von der Seuche hinweggerafft waren; die Abrißgebliebenen hatten das Dorf verlassen und die Hütten gegen eine Vergütung den Patres zur Verfügung gestellt, welche nun diejenigen, die in der Mission von dieser unheilbaren Krankheit befallen wurden, dorthin brachten, um die andern vor Ansteckung soviel wie möglich zu schützen; ein schmaler Pfad durch den Urwald führte dorthin. Die Schwester, welche mit der Pflege der Kranken betraut war, mußte eine Begleiterin haben, auch für das Heben und Umbetten der Kranken war Hilfe nötig. So war Mobekas Bereitwilligkeit, zu helfen, höchst willkommen. Allerdings mußte das Mädchen gewärtig sein, die so gefürchtete Krankheit auch zu bekommen; denn die Ansteckung erfolgt bekanntlich durch

den Stich der Tse-tse-Fliegen, welche in der Nähe dieser Kranken immer zu finden sind. Auch ist die Hilfeleistung sehr gefährlich, da von dem Ausfluß, der bei den Kranken aus Nase, Mund und Ohren kommt, leicht etwas in eine etwa an der Hand der Pflegerin befindliche Wunde geraten kann.



Schwarze Christenfinder, Ost-Afrika

Die Schwester machte Mobeka darauf aufmerksam, daß sie ihr eigenes Leben aufs Spiel setze, indem sie diesen Kranken diene. Doch die opferwillige Negerin antwortete dann jedesmal: „Tut ihr dies denn nicht auch? Mir liegt nicht viel daran, wenn ich sterbe, wenn ich nur getauft werde; denn dann hoffe ich, meine gute Mutter wiederzufinden.“

Es läßt sich denken, daß Mobeka auch eine eifrige Schülerin im Religionsunterricht war; ja, es war ihr mit dem Unter-

richt nicht genug, sondern sie hatte nun auf dem Hin- und Herwege zum Hospital die schönste Gelegenheit, die Schwester um dieses und jenes zu fragen, das sie nicht verstanden hatte. Die Schwester antwortete ihr mit größter Freude, und so wurden diese Wege zum Krankenhaus allmählich zum Lernen des Katechismus benutzt; denn immer näher rückte die Zeit heran, wo Mobeka das ungefähr zweijährige Katechumenat beendigt hatte. Dann fand allgemeine Prüfung statt, und wer diese gut bestand, wurde zur heiligen Taufe zugelassen. Mobeka wollte zu denen gehören, die im Katechismus ein „gut“ erhielten und so ging Tag für Tag die Bitte: „Schwester, hör doch wieder die Fragen aus dem Katechismus ab!“, bis sie alles ohne Stocken hersagen konnte.

Einst wurde zum Hospital eine Frau aus einem benachbarten Dorfe gebracht, welche vom langen Liegen eine entsetzliche Wunde erhalten hatte. Die Schenkelknochen lagen fast bloß, so waren die Muskeln weggesaut, und die Maden fielen nur so heraus, als man die Arme brachte. Der Priester hatte sie so elend im Heidendorf gefunden, sie gleich auf den Namen „Maria“ getauft und ins Hospital befördern lassen. Wie es gewöhnlich geschieht, wenn bei Schlafkranken solche Wunden vorkommen, war auch bei dieser Frau der Verstand zurückgekehrt und vom Schlafen wegen der großen Schmerzen wenig Rede mehr. Lange Wochen litt die Arme. Die Schwester hatte täglich die Wunde zu reinigen und zu verbinden, und Mobeka leistete ihr dabei Hilfe. Die Kranke litt mit großer Geduld; der Gedanke, daß sie bald in den schönen Himmel komme, womit die Schwester sie tröstete, gab ihr immer neue Kraft. Eines Tages sagte die Schwester zu Mobeka, als sie gerade mit Pflegen der Wunde beschäftigt waren: „Schau einmal, Mobeka, wie glücklich diese Frau ist. Sie ist getauft: die kleinen Fehler, welche noch an ihr haften, werden getilgt durch dieses Leiden; wenn sie stirbt, kommt sie sofort in den Himmel, während wir andern erst noch im Fegfeuer büßen müssen.“ Das Negermädchen schaute die Schwester groß an und sagte: „Schwester, ist das wahr? Dann wünsche ich mir vor meinem Tode auch solch eine Wunde!“ Dieser Wunsch kam ihr von ganzem Herzen, und wir werden später sehen, wie der liebe Gott ihn wirklich erfüllte.

Der Prüfungstag für die heilige Taufe kam heran und Mobeka wurde, weil sie so fleißig und brav war, auch dafür ausersehen. O welche Freude! Wie langsam verstrich die Zeit, bis endlich der heilige Karfreitag anbrach, der für die Auspendung des heiligen Sakraments bestimmt war. Endlich kam der glückliche Morgen. Mobeka, wie die andern Mädchen mit weißem Stoff bekleidet, den Kopf geschoren, trat zum Taufbrunnen und erhielt den Namen Xaveria. Als sie nach Hause

zurückkam, sah man die reinste Seligkeit aus ihrem Angesicht strahlen. Am Nachmittag machten die Täuflinge, wie es Sitte war, mit der Schwester einen kleinen Spaziergang. Man ging in den weißen Kleidern zum benachbarten Heidendorf, kaufte dort Zuckerrohr und ließ sich dieses auf dem Heimwege recht munden. Es geschah dieses sowohl, um den Kindern eine Freude zu bereiten, als auch, um die Heiden anzulocken. Bei dieser Gelegenheit sagte Xaveria zur Schwester: „O wie selig ist es, ein Kind Gottes zu sein. Ja, heute möchte ich gern sterben!“ Doch der liebe Gott hatte ihr, obgleich er sie nur wenige Jahre nach der heiligen Taufe abrufen wollte, eine herrliche Krone bestimmt, welche sie sich erst verdienen mußte.

Xaveria war nach der heiligen Taufe Krankenpflegerin wie zuvor, nur mit dem Unterschiede, daß noch größerer Eifer wahrzunehmen war. Als sie ihre erste Beicht zu verrichten hatte, kam sie nach dem Vorbereitungsunterricht zur Schwester und sagte: „Schwester, was soll ich tun? Ich finde noch nichts Böses. Ich habe nicht geflucht, mich auch nicht gezankt mit andern und meine Gebete immer gebetet.“ Die Schwester sagte ihr, nur zum Beichtstuhl hinzutreten und dem Priester das zu sagen, was sie ihr gesagt; dieser werde ihr dann schon helfen. Immer näher kam nun auch der Tag der ersten heiligen Kommunion. Den älteren unter den Täuflingen wurde, wenn sie recht eifrig waren, schon ein halbes Jahr später, am Feste Mariä-Himmelfahrt dieses Glück zuteil. So brach für Xaveria ein zweiter großer Festtag an, ein Tag wahrer Wonne. Morgens um 8 Uhr war das feierliche Hochamt, in welchem die Erstkommunikanten den lieben Heiland empfangen; danach eine Prozession durch das Dorf, bei welcher ein großes Bild der lieben Mutter Gottes, eine Nachbildung des berühmten Antwerpener Gnadenbildes, umhergetragen wurde. Die Erstkommunikanten, in weißen Kleidern mit blauen Schleifen, durften in unmittelbarer Nähe des Allerheiligsten mit brennenden Kerzen gehen. Das waren selige Stunden! Xaveria Mobeka war nun über 18 Jahre alt. Sie war bekannt als ein braves, dienstfertiges Mädchen und eine fleißige Arbeiterin. Einer der Missionszöglinge, ein Maurer, hatte sein Auge auf sie geworfen und fragte beim hochwürdigen Pater Superior an, ob er nichts dagegen einzuwenden habe, wenn er das Mädchen zu seiner Braut wähle. Mobeka war alt genug, recht gesund und in allem tüchtig, und der Pater setzte das Mädchen von dem Vorhaben des jungen Mannes in Kenntnis. Xaveria war mit allem einverstanden, was ihr seitens der Patres oder Schwestern vorgeschlagen wurde; sie verlobte sich mit dem Maurer und mußte nun, wie es Sitte auf der Mission ist, beginnen, ein eigenes Stück Feld zu bebauen. Es wird nämlich den Verlobten vom Pater Superior eine Fläche Land

gegeben, und vor der Hochzeit müssen von der Braut Bananen, Mais, Maniok und Süßkartoffeln gepflanzt werden, damit die jungen Eheleute gleich etwas Eigenes haben. Die Männer sind vor der Hochzeit damit beschäftigt, sich im Christendorf aus Lehm ein nettes Häuschen zu bauen, welches gewöhnlich zwei Räume im Innern und einen offenen Borderraum enthält, der zum Arbeiten und zum Essen dient. Meistens werden mehrere Paare zur Hochzeit ausgesucht, und es ist dann im Dorf ein reges Leben, um dicke Bäume aus dem Urwald als Pfähle herbeizuschaffen, Lehm zu verarbeiten, Palmblätter für die Dächer zu falten usw. Bald war das Häuschen fertig. Der Maurer setzte seinen Stolz darein, es schön weiß zu tünchen und sogar mit einem blauen Rand zu verzieren, weil er in diesen Arbeiten bewandert war. Dann wurde ein Kreuzifix mit einigen Heiligenbildern aufgehängt, ein nett gehobeltes Brett auf einem Pfosten befestigt, welches als Tisch diente und sogar zwei hölzerne Stühlchen hergestellt, während in dem Schlafzimmer ein Bambusbett mit einem roten Moskitonez und einigen Wolldecken angebracht wurde. Das Haus, ein wahrer Palast für ein Negerpaar, war fertig, es wartete nur auf seine Bewohner. Im Frühjahr 1903 wurde die Hochzeit gefeiert, und nach der heiligen Messe nahm Xaveria mit vielen Danksagungen Abschied von den Schwestern und von ihrem alten Heim, in welchem sie über drei Jahre so glücklich gelebt hatte, und zog ins Dörfchen St. Joseph. In einem großen Tragkorb auf dem Rücken trug sie das Heiratsgut, das sie ihrem Manne mitbrachte, nämlich einige Stücke Stoff, eine Wolldecke, einige neue Kochtöpfe, zwei Teller mit Löffel und Messer, einige Heiligenbilder, einige Stück Seife, eine Flasche Palmöl, eine Flasche Salz, ein Päckchen Reis und noch andere Kleinigkeiten. Der Mann hatte eine verschließbare Kiste mitgebracht, in welcher sein eigenes Gut und das der jungen Frau sorgsam geborgen wurde. Er war sehr wohlhabend nach Ansicht der Dorfbewohner; denn er hatte schon einige Jahre dem Staat als Maurer gedient und sich dabei ein nettes Paket Geld erspart. (Das Geld bestand in damaliger Zeit noch aus Kupferdraht, welcher wie eine große Haarnadel gebogen wurde.) Ja, er besaß sogar einen weißen Sonntagsanzug, einen Hut, ein Paar weiße Schuhe und schwarze Strümpfe und ein rotes Taschentuch, welches natürlich nie gebraucht wurde, sondern nur hübsch aus der Tasche hervorschaute; auch ein Regenschirm war schon in seinem Besitz. Beide lebten einige Monate recht glücklich zusammen, und den Schwestern war es immer eine Freude, beim Besuch des Dörfchens das reinliche Häuschen zu betreten; sie hatten Xaveria nur ungern scheiden sehen.

Aber auf einmal fing die junge Frau zu klagen an über Kopf- und Ohrenschmerzen. Täglich erschien sie morgens zur

Zeit, wo die Medizin ausgeteilt wurde, bei den Schwestern, aber kein Mittelchen wollte helfen; auch ein leichtes Fieber stellte sich ein. Den Schwestern stieg bald der Gedanke auf: Sollte Xaveria vielleicht von der Schlafkrankheit angesteckt sein bei ihrem treuen Pflegen dieser armen Kranken? Doch sie sagten Xaveria nichts von dieser Befürchtung, bis sie endlich eines Tages weinend herankam und zur Schwester sagte: „Ach, ich weiß ja, was mir fehlt; ich bekomme die Schlafsucht. Ich fühle, daß sich mein Übel Tag für Tag verschlimmert; sobald die Sonne höher steigt, bemächtigt sich meiner der Schlaf, und ich kann nicht mehr kochen und schaffen wie früher. O, für mich allein frage ich nichts danach, aber mein Mann hat es schon bemerkt. Wenn er nach Hause kommt, ist so manches Mal kein Essen fertig; er weckt mich dann auf und fragt, was doch eigentlich mit mir sei. O was soll ich doch beginnen?“ Die Schwestern trösteten sie und suchten ihr den Gedanken noch auszureden, aber es stellten sich immer mehr Kennzeichen dieser Krankheit ein. Da kam Xaveria einstmals wieder und sagte: „Ach, nehmt mich doch um Gotteswillen zu euren Kranken; mein Mann fürchtet sich vor mir. Er betritt das Haus nicht mehr, wenn er von der Arbeit kommt. Seine Liebe zu mir hat ganz aufgehört; o nehmt mich zu den Kranken auf, damit mein Mann nicht angesteckt wird.“ Die Schwestern versprachen ihr, mit dem hochwürdigen Pater Superior die Sache überlegen zu wollen. Der Pater hielt es auch für besser, sie aus dem Dorfe zu entfernen, und so nahm die Schwester sie eines Tages mit zum Hospital. Aber jetzt ging es nicht zu dem bekannten Plätzchen von früher; man hatte nämlich die Schlafkranken auf Wunsch des Kommissars noch weiter entfernen müssen, da die Seuche immer mehr zunahm. Eine halbe Stunde von Bamania entfernt lag eine kleine Insel im Ruki; auf dieser waren mehrere Häuser für Aufnahme der Kranken erbaut; zehn Minuten davon auf derselben Insel, lag ein nettes Häuschen, welches einem Neger übergeben wurde, der die Pflicht hatte, morgens früh und abends spät nach den Kranken zu schauen, das nötige Wasser und Brennholz herbeizuschaffen usw. — Die Krankenschwester fuhr des Morgens mit einem kleinen Boot zur Insel, das von zwei Mädchen gelenkt wurde, und nahm gekochtes Essen, Medicinen, Verbandzeug und andere Sachen mit. Dahin mußte also auch Xaveria gebracht werden. Sie ging in Begleitung derselben Schwester, mit welcher sie früher immer ihre Krankenbesuche gemacht hatte. Es war ein trauriger Tag! Der Schwester schnitt's durchs Herz, daß sie diese treue Pflegerin nun zu dem Orte der Verlassenheit bringen mußte, ohne ein Mittelchen zu ihrer Heilung zur Hand zu haben. Xaveria selbst war wohl sehr ernst gestimmt, aber doch ganz ergeben in Gottes heiligen Willen.

Auf dem Flusse blickte sie zurück nach der lieben Mission, wo sie so glücklich gewesen, nach dem trauten Kirchlein, in dem sie so große Gnaden empfangen hatte. Doch Gott hatte dieses Leiden geschickt, was er tut, ist das Beste. Das waren ihre Gedanken. Das Boot landete an der Insel, und nun gings in den Urwald hinein, um nimmer wiederzukehren. Xaveria bekam ihren Platz in einem Hause, worin noch wenige Kranke untergebracht waren. Wochenlang konnte sie noch ziemlich umhergehen, noch etwas arbeiten, und sie versah nun wieder ihr liebes Plätzchen. Sie half getreulich der Schwester, und wenn sie gegen Mittag heimkehrte, so schaute sie in den Häusern nach, ob irgendwo Bedürfnisse waren, denen sie abhelfen konnte. Aber allmählich verschlimmerte sich ihr Zustand; das Gehen wurde mühsamer, ein arges Zittern bemächtigte sich ihrer immer mehr, und die Schläfrigkeit nahm stets zu. Ihr Mann hatte sie nur lieb gehabt, so lange sie frisch und gesund war. Jetzt in ihrem Glende zeigte sich sein wahrer Charakter. Während andere Verwandte ihren Angehörigen auf der Insel ab und zu eine kleine Freude machten durch Zusenden einer Liebesspeise (Fisch, Salz, Fleisch usw.), erhielt Xaveria niemals etwas. Aber keine Klage wegen dieser Treulosigkeit kam über ihre Lippen. Als die Schwester einst fragte: „Hat Dir Dein Mann denn noch gar niemals etwas geschickt?“ erwiderte sie: „O Du weißt doch, daß er so viel Arbeit hat und noch dazu jetzt für seinen eigenen Haushalt sorgen muß, daß er wirklich keine Zeit hat.“ Xaveria mußte nun beständig liegen. Zu ihrer Freude wurde einmal ein Knabe von etwa zwölf Jahren zur Insel gebracht, welcher sich als ein entfernter Verwandter zu erkennen gab und sich sehr um Xaveria annahm. So hatte sie doch etwas Trost und Beistand, wenn die Schwester nicht dort war. Eines Tages, als die Schwester die Kranke umbettete, bemerkte sie zu ihrem Leid, daß sie vom Liegen eine kleine Wunde hatte. Sofort war sie eifrig bemüht, allerlei Mittelchen anzuwenden, um etwas Schlimmeres zu verhüten; aber trotz aller Sorge verschlimmerte sich diese Wunde mit jedem Tage. Der Körper war eben ganz durchseucht, und alles zog nun auf die Wunde hin. Nicht lange, und die Muskeln fingen an wegzufaulen; Mobeka litt Tag und Nacht die größte Pein; von Schlaf war wenig Rede mehr. Da erinnerte sich die Schwester daran, daß Xaveria zwei Jahre vorher mit ihr die arme Maria gepflegt und sich selbst eine solche Wunde gewünscht hatte, und sie sagte eines Tages zu ihr: „Xaveria, weißt Du noch, was Du einst sagtest beim Versorgen der kranken Frau? Da hast Du gewünscht, auch ein solches Leiden zu haben, um nach dem Tode sofort in den Himmel eingehen zu können. Sieh, Gott hat Deinen Wunsch erfüllt; Du darfst hoffen, Dein Fegfeuer ganz auf Erden abzubüßen und wirst noch dazu eine

herrliche Krone im Himmel erhalten; denn Deine Krankheit ist ja nur die Folge Deiner Aufopferung für die Kranken.“ Xaveria aber antwortete mit strahlenden Augen: „O Mutter, meine Wunde ist mir lieb. Ja, ich habe schon oft daran gedacht, daß Gott mir dies Leiden schickt, weil er mich bald in den schönen Himmel haben will. Da werde ich dann für euch alle beten.“

Nicht lange mehr, und Xaveria mußte mit den heiligen Sterbesakramenten versehen werden, welche sie mit vollem Bewußtsein und mit rührender Andacht empfing. Sie lag nun, ganz zum Skelett abgezehrt, noch einige Wochen da. Die Schwester war täglich mehr gerührt über ihre Geduld und Freude, mit der sie ihrer Auflösung entgegen sah. Stets, wenn sie zu ihr kam, empfahl sie ihr, im Himmel doch die Mission, die Wohltäter in Europa und ihre schwarzen Brüder nicht zu vergessen, und Xaveria nickte immer ein freudiges „Ja“. Eines Morgens jedoch kam ihr schon der kleine Knabe mit Tränen in den Augen entgegengelassen und sprach: „Xaveria ist diese Nacht ganz still für immer eingeschlafen.“ Es war so. O wie friedlich lag sie da, ein Lächeln in den kalten Zügen. Die Schwester schloß ihr die Augen und bettete sie mit Hilfe des dort wohnenden Negers auf dem dicht nebenliegenden Friedhof zur Ruhe. Da liegt Xaveria, mitten im Urwald und erwartet die herrlichste Auferstehung und den ewigen Lohn, denn sie starb als „Märtyrin der Nächstenliebe“.



Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Bielefeld Mk. 21.—, Margareta, Altenbeken Mk. 21.—, Maria, Essen-West Mk. 21.—, Theresia vom Kinde Jesu, Dortmund Mk. 21.—, Helene, Scheidegg Mk. 21.—, Donatus, Wetten Mk. 21.—, Maria, Diefflen Mk. 21.—, Maria, N. N. Mk. 21.—, Elisabeth Apollonia, Pachten Mk. 21.—, Peter Michael, Bochum Mk. 21.—, Franz von Sales, Neidingen, gesammelt von der Gemeinde Mk. 21.— zu Ehren ihres heiligen Kirchenpatrons, Antonius von Padua, Neidingen zum Dank für Erhörung in einem großen Anliegen Mk. 21.—, Joseph.

Für die Mission: Güsten Mk. 50.—, Merten Mk. 5.—, Solngriesbach Mk. 5.—, Neidingen von mehreren Wohltätern in ihren Anliegen Mk. 10.—.

Für Missionszwecke: Köln-Worringen Mk. 2.50.

Almosen: Elgermühle Mk. 2.50, für die Ausstattung eines schwarzen Erstkommunionkinds in Bennhausen Mk. 30.—.

Für die Missionschule: Oberholz Mk. 5.—, Neidingen zu Ehren der heiligen Familie Mk. 20.—.

Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende, denn die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. Diesen Wunsch äußerte einst der liebe Heiland seinen Jüngern gegenüber und in ihnen

auch uns; wird er darum nicht doppelt jene segnen, die durch ihr Scherflein mithelfen, daß auch ärmere junge Mädchen, die so gern ihre Kräfte und Talente in den Dienst der Mission stellen wollen, ihr erhabenes Ziel erreichen?

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott; es segne und schütze sie das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Gebetserhörungen

Vielen Dank der lieben kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in der Not. L. J. Euchenheim.

Maria, Hilfe der Christen, heiliger Alonsius und heiliger Joseph, Dank für Hilfe beim Studium. M. K., Dortmund.

N. N. Sende hiermit Mk. 21.— für ein Heidenkind, Richard. Dem göttlichen Herzen Jesu, dem heiligen Joseph und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu zum Dank für Erlangung einer Lebensstellung. L

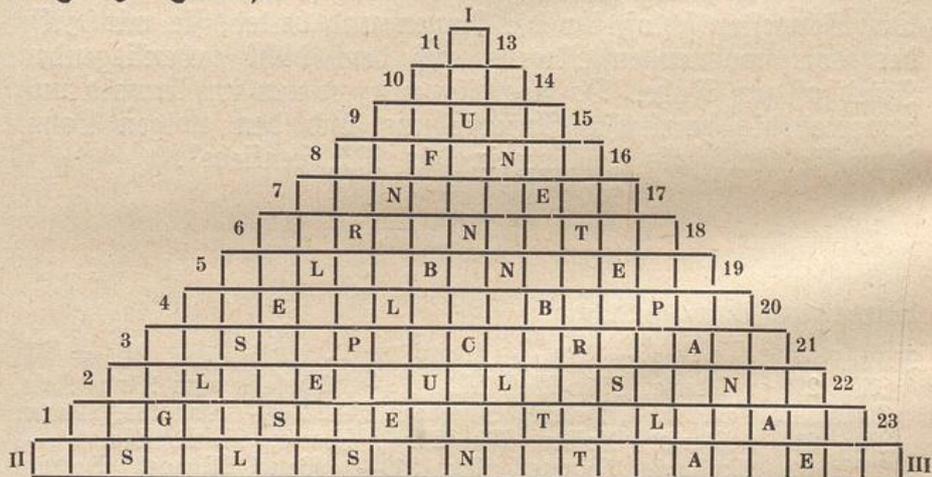
Veröffentlichung war versprochen.

Unserer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe, dem heiligen Vater Joseph und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu innigen Dank für Erhörung in einem Anliegen.

Veröffentlichung war versprochen.

N. N., Altenbeken.

Ergänzungsrätsel



- | | | |
|------------------------|------------------------|---------------------|
| 1. Mittlaut. | 9. Blume. | 17. Zweifach. |
| 2. Umstandswort. | 10. Leckerbissen. | 18. Mädchenname. |
| 3. Artikel. | 11. Bekanntmachung. | 19. Großes Gestirn. |
| 4. Sehorgan. | 12. Blume. | 20. Großer Raum. |
| 5. Heilmittel. | 13. Komponist. | 21. Deutscher Baum. |
| 6. Stachelige Pflanze. | 14. Südländ. Baum. | 22. Augenblick. |
| 7. Waldtierchen. | 15. Belehrung. | 23. Selbstlaut. |
| 8. Agypt. Säugetier. | 16. Ordensreformatrin. | |

In der Reihenfolge I—II—III gelesen ergeben die Anfangsbuchstaben dieser Worte einen bekannten Spruch.

Auflösung des Silbenrätsels

1. Gesims, 2. Duvertüre, 3. Tunnel, 4. Tadel, 5. Barbara, 6. Elefant, 7. Zobel, 8. Allah. Gott bezahlt alles.

Caritasblüten

Nr. 7

Juli

1930



CARLO DOLCI PINXIT.

BK

O Brot des Lebens, das uns Kraft verleiht,
Zu wandeln treu auf Heilandspfaden.
O Kelch des Heiles, durch dein Blut gedeiht
Die Seele, ganz durchtränkt von Gnaden.



Das Fest und der Monat des kostbaren Blutes

Eraum ist der Herz-Jesu-Monat zu Ende, so reiht sich an seine letzte Stunde der Morgen des Festes vom kostbaren Blut an, das aus dem Herzen des Erlösers floß. Welch heroische Tat, wenn ein Freund für seinen Freund das Leben läßt! Wie wird die Liebe einer Mutter bewundert, welche darbt und sich selbst hinopfert, um das Leben ihres Kindes zu retten!

Doch welche Liebe muß erst im Heilandherzen glühen, das unter heißen Leibes- und Seelenqualen den letzten Tropfen Blut für uns zum Opfer gab, um uns zu retten für die endlose Ewigkeit!

Sein kostbares Blut war die Stärke der Märtyrer, die Kraft der Bekenner, die Quelle, in welcher die Apostel ihren unüberwindlichen Mut stählten, die Gnadenflut, die dem Felsen der heiligen Kirche entströmt, und welche keine menschliche Gewalt zu hemmen vermag.

O, daß die Menschen den unergründlichen Schatz des kostbaren Blutes erkennen möchten! Aber, sie gehen kalt vorüber an den Türen, wo der Kelch des Heiles geborgen ist. Täglich fließt das kostbare Blut aufs neue beim heiligen Meßopfer, um die Durstigen zu laben, die Müden zu erfrischen, die Kranken zu heilen, die Betrüben zu trösten, die Kämpfenden zu ermutigen, die Mutlosen zu stärken und allen Bedrängten Hilfe zu bieten. Welch ein Segen kommt vom kostbaren Blut! Würden alle darnach greifen, würden viele Tränen gestillt, Elend und Not gemildert und Friede und Freude in Tausenden von Herzen Einzug halten.

*

Wir machen hier die Leser noch aufmerksam auf die Erzbruderschaft vom kostbaren Blut, über welche wir früher bereits ausführlich Aufklärung gaben. In den nächsten Nummern werden wir neuerdings die Vorteile davon bekanntgeben.

Fronleichnamsfest am Kilimandjaro (Ost-Afrika)

Im hellen Morgen sandte die Sonne ihre goldenen Strahlen in so wunderbarer Schönheit auf die Erde, als wollte sie speziell das Fronleichnamsfest verschönern und die Freude der schwarzen Menschenkinder erhöhen. Auch der Riesenberg, der alte Vater Kibo mit seinem schneebedeckten Haupte, schien mit Wohlgefallen auf die Landschaft herabzusehen und auf die Bewohner, welche sich vorbereiteten, ihren Herrn und Gott und König hinauszubegleiten aus der Missionskirche in Kilema durch Wald und Feld, damit er segne Land und Volk und Ernte. Alt und jung vereinigte sich, um die Prozessionswege zu reinigen und mit Maien zu schmücken; und nicht allein die Wege, auch die Herzen suchten sie zu reinigen.

Und als das Morgenglöcklein mit eherner Stimme zur Kirche rief, kamen sie alle herbei von nah und fern, um erst der heiligen Messe beizuwohnen, dann das Engelsbrot zu genießen und zum Schluß an der Prozession teilzunehmen. Die schlichte weite Kirche, welche beinahe 4000 Menschen faßt, hätte wohl dreimal gefüllt werden können mit allen, die noch draußen standen. Das Kommunionausteilen wollte fast kein Ende nehmen, so viele nahten sich dem Tische des Herrn. Nach dem Hochamt setzte sich die Prozession in Bewegung. Welch ein buntes Farbenbild! Einige waren nur mit einem Tuch oder Hemd bedeckt, andere trugen schöne Tücher, wieder andere waren echt europäisch gekleidet und manche trugen sogar Schuhe und Strümpfe.

Unter den Männern zeichnete sich einer aus durch einen hellblauen Frauenmantel, und ein zweiter durch eine grüne Oberförsterjacke; alles, wie es eben von Europa von den Wohltätern ankommt. Im Eifer für die Ehre Gottes und im Verkünden des Lobes Gottes waren sie aber alle eins. Aus voller Brust sangen sie in ihrer Landessprache die Fronleichnamslieder, welche alle nach unseren deutschen heimatlichen Melodien gesungen werden und in unsern Herzen eine besonders freudige Stimmung hervorbrachten. Auch an Musik fehlte es nicht. Die Schwarzen sind ja bekanntlich sehr musikalisch veranlagt und bieten alles auf, um an hohen Festtagen mit ihren Instrumenten den Gottesdienst zu verschönern. Freilich war die Zusammenstellung der Instrumente echt afrikanisch; Trommel, Pfeifen, Ziehharmonika und alle die primitiven Instrumente, deren Saiten auf hohlen Kürbisschalen aufgespannt sind. Dementsprechend ist auch die Musik.

Alle Kinder und Jungfrauen tragen Kränze auf dem Kopfe, und ich glaube, wenn die Missionare es erlaubten, würden auch die alten Weiblein ganz sicher weiße Kränze tragen.

Der Herr des Himmels wird jedenfalls mit Wohlgefallen auf

die Einfalt dieses feines Volkes sehen, und ohne Zweifel ist diese herrliche Mission dem bösen Feind ein Dorn im Auge.

Kilema, am Fuße des 6000 Meter hohem Kilimandjaro, hat schon vieles durch die Opfer der ersten Missionare und Missionschwestern zustande gebracht; aber vieles bleibt noch zu tun, bis das Wort des Herrn in Erfüllung geht, daß „ein Hirt und eine Herde“ sein soll.

R

Der Mensch denkt und Gott lenkt

Von einer alten Missionarin (Schw. Polycarpa)

Es mag gar manchem jungen Landmädchen mit dem Klosterberuf ergehen, wie es mir vor 30 Jahren ergangen ist. — Als ich so in meinen jungen Jahren mit Klostergedanken umging, da stieg auch zugleich die Frage in mir auf, was ich wohl im Kloster tun müßte. — Lehrerin werden —, dazu hatte ich nicht die Talente, nähen, kochen, oder Kranke besorgen — dafür hatte ich keine Lust. Aber wozu wird mich denn der liebe Gott brauchen können in seinem großen Weinberg, da ich doch so gerne mithelfen wollte an der Rettung der Seelen! — Meine liebste Beschäftigung war das Arbeiten in Garten, Feld und Wald. Hier war es so schön, frei, luftig und gesund, ich fühlte mich oft wie eine Königin in meinem eigenen Reich. — Da sagte mir eines Tages ein Kapuzinerpater: „In der Mission ist es recht notwendig, daß man auch mit Schaufel und Spaten umzugehen weiß“, und heute nach so vielen Jahren vollbrachter Missionstätigkeit wird mir dieses Wort immer klarer. Habe ich es doch schon unzählige Male erfahren, wie nützlich und notwendig das sei und wieviel Gutes man auch als Garten- und Feldschwester an den armen Schwarzen tun kann. So eine Aufsichtschwester bei den Eingeborenen kann sehr viel Gutes wirken durch ihr eigenes Beispiel in der Arbeitsamkeit, durch Geduld und Liebe bei der Anleitung der schwarzen Kinder, die doch jeder Arbeit so abhold sind und anfangs gar keine Ausdauer haben. Wenn sie jedoch sehen, wie die Schwester immer heiter und fröhlich tagtäglich ihre Pflicht tut, so lernen sie auch nach und nach nicht nur aus Zwang, sondern aus Liebe zu Gott arbeiten. So kann eine Aufsichtschwester, zumal wenn sie sich das Vertrauen der Kinder erworben hat, oft gerade so viel tun als eine Lehrerin in der Schule, oder eine Krankenschwester bei den Leidenden.

R

Sklavinnen in Afrika

Das Mädchen bei den Eingeborenen ist nichts anderes als Sklavin des Mannes, verkaufbare Ware. Hier in Rhodesia haben sie ein schlimmeres Los als in Natal. Es kommt nicht selten vor, daß das Kind schon vor der Geburt an den heidnischen Mann verkauft wird. Die Eltern bringen ihr Kind oft schon in der Jugend zum heidnischen Manne. Das heranwachsende Mädchen ist sein Eigentum. Er gibt dem Vater die gewünschte Anzahl



Schw. M. Rocha, Schw. M. Gaudiosa, Schw. M. Polycarpa.

Die mit dem weißen Schleier sind Kandidatinnen der „Töchter des hl. Franziskus“.

Die mit dem blauen Schleier sind „Kinder der heiligsten Dreifaltigkeit“.

Ochsen; dem Mädchen selbst kauft er Decken, Kleider, gibt ihm oft auch Geld. Es kommt nun vor, daß durch christliche Erziehung eine Sinnesänderung im Herzen des Mädchens herbeigeführt wird. Die Jungfrau begehrt den für sie bestimmten alten Heiden (oft schon ein Greis im Silberhaar, wenn sie das vierte oder fünfte vielleicht sogar zehnte Weib werden soll) nicht zur Ehe oder, was bei den Angehörigen das Schlimmste ist, sie hat sogar Kloostergedanken. Nun ist das Mädchen verpflichtet, die Ochsen oder das Geld dafür, wie sie sich vermehrt haben können bis zur Stunde der Weigerung, zurückzubezahlen. Eine schwere Aufgabe! Der Vater gibt seinem Kind keinen Pfennig; im Gegenteil, er steckt sich gewöhnlich hinter den Bräutigam,

um die Schwierigkeiten zu steigern. Es gibt nur einen Weg. Das Mädchen muß das gewünschte Geld erarbeiten, um es nach und nach zurückzubezahlen. Wie lange kann das dauern? Wer in der Schule gut rechnen gelernt hat, dem wird es kein unlösbares Rätsel sein, aber er wird auf den ersten Blick erkennen, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist. Die Arbeit des Mädchens wird sehr minderwertig bezahlt. Es erhält monatlich 5 Schilling = 5 Mark. Von diesem Gelde muß es selbst für Kleider sorgen. Die Summe, welche manches Mädchen zurückbezahlen mußte, belief sich oft auf 10 Pfund oder mehr. Ohne die Hilfe von Wohltätern wäre es ihnen nie möglich, eine solche Summe zu bestreiten. Auch Decken, Kleider, sowie etwa erhaltenes Geld müssen sie im Falle einer Weigerung zurückerstatten. Darum heiraten viele den für sie bestimmten Mann, werden unglücklich in der Ehe oder verfehlen den Klosterberuf.

Wir haben in Triashill zwei Kongregationen für Mädchen.

Die Kinder der allerheiligsten Dreifaltigkeit legen das Versprechen ab, ihr ganzes Leben zum Besten der Mission zu arbeiten. Die Mitglieder tragen ein blaues Kleid, einen blauen Kragen, einen blauen Schleier, verziert mit einem weißen Streifen, sowie eine Medaille der allerheiligsten Dreifaltigkeit am schwarzen Band. In dieser Genossenschaft finden auch brave Witwen Aufnahme. Die Witwe fällt nach dem Tode des Mannes dem ältesten Bruder des Mannes zu. Nach heidnischem Gesetz bekommt die Witwe keinen Mann mehr, sollte sie auch noch so jung sein. Die Witwen sind eine große Sorge für den Priester.

Die andere Kongregation sind die Töchter des heiligen Franziskus von Assisi. Die Mädchen haben ihre Kandidatur von drei Jahren auf einer unserer Stationen. Zum Postulat und Noviziat reisen sie nach Natal. Dort in Assisi ist ihr Mutterhaus. Eine unserer Schwestern, Schwester M. Amiliana, ist die Leiterin der ganzen Genossenschaft; Schwester Roswitha ist Novizenmeisterin in Assisi, Schwester Ludowika in Cala. Die Kandidatinnen tragen einen grauen Kragen, weißen Schleier sowie eine Medaille des heiligen Franziskus am roten Band. In den letzten Jahren reisten schon mehrere Mädchen von unseren Stationen Triashill, St. Barbara, Monte Cassino und St. Benedikt nach Natal. Die ersten davon wurden am Feste der Unbefleckten Empfängnis Mariä zur Profess zugelassen.

Es ist erfreulich, zu sehen, daß auch unter den Eingeborenen die Blume der Jungfräulichkeit blüht. Wir können Gott nicht genug danken, daß wir Kinder christlicher Eltern sind.

Schw. Daria, Triashill.

K

Eifer unserer Katechumenen

Aus Mariathal, Tzopo

Am 22. September wurden hier wieder 36 Heiden durch das Bad der heiligen Taufe zu Gotteskindern gemacht. Bereits seit einem Jahre hatten diese Katechumenen wöchentlich zweimal katech. Unterrichten beigewohnt; die letzten zehn Wochen jedoch erhielten sie fortlaufende Katechesen, welche sie alle mit großem Eifer besuchten. Mehrere dieser guten Leutchen kamen $3\frac{1}{2}$ —4 Stunden weit her, und trotzdem konnte ich täglich um 8 Uhr mit dem Unterricht beginnen, welcher bis ungefähr $9\frac{1}{2}$ Uhr dauerte. Dann wurde eine kleine Pause gemacht. Auf ein gegebenes Zeichen begaben sich alle zur Kirche, wo der heilige Rosenkranz gemeinschaftlich gebetet wurde. Das Vorbeten jedoch hatte jeden Tag ein anderer zu besorgen, und es war eine Freude zu sehen, mit welchem Eifer jeder das Amtchen versah. Oft wünschte ich, daß unsere verehrten Wohltäter sehen und hören könnten, wie diese im Heidentum ergrauten „Abanumzana“ — Herren mit zitternder Stimme ihren ersten Rosenkranz laut vorbeteten; wie sie mit beiden Händen ihren Rosenkranz hielten und Perle für Perle durch die steifen Finger zogen. Und konnte ich nach Beendigung der „großen Arbeit“ dem Vorbeter sagen: „utandazile kahle“ du hast gut gebetet, hast die Geheimnisse ganz richtig eingesetzt, ja dann strahlte sein Auge, er war glücklich wie ein Kind.

$10\frac{1}{2}$ Uhr begann die zweite Katechese, welche bis $11\frac{3}{4}$ Uhr dauerte; hierauf wurde dem lieben Heiland im heiligsten Sakramente noch ein kurzer Abschiedsbesuch gemacht, und meine Heiden traten bei glühender Mittagssonne, ohne jede Erfrischung bekommen zu haben, ihren weiten Heimweg an, um am folgenden Tag morgens um 8 Uhr wieder auf der Station sich einzufinden.

Nun äußerte sich eines Tages während der Pause einer der weitentfernten Katechumenen, daß er am folgenden Tage sein Pferd für den mühsamen Weg benützen werde. Doch da stieß der gute Mann auf allgemeinen Widerspruch. Ja, sie kamen in ihrem Eifer so weit, daß sie glaubten, daß das Reiten zur Katechese gar nicht erlaubt wäre. Bei Wiederaufnahme des Unterrichtes wurde natürlich mir dieser schwierige Punkt zur Entscheidung vorgelegt. Ich drückte mein Erstaunen aus über eine solche falsche Ansicht und ermunterte die Männer, nur fleißig ihre Pferde zu benutzen. Jedoch meine Worte fanden keinen Anklang. Galizwe, der älteste der Katechumenen, ergriff nun das Wort und erklärte: „Schwester, wir alle wissen, daß es erlaubt ist, auf die Station zu Pferde zu kommen, jedoch geziemt es sich nicht für uns, die wir uns bekehren wollen.“ Nach dieser Erklärung wandte sich Galizwe (sein heidnischer Name)

an die Männer, deutete mit seiner Hand auf die Passionsbilder, welche im Unterrichtszimmer nach den Rosenkranzgeheimnissen aufgehängt waren. „Madoda“, begann er, „Männer, seht den Heiland, wie er mit blutigen Füßen sein Kreuz schleppend den Weg unserer Erlösung geht, und wir wollten hoch zu Ross den Weg unserer Bekehrung machen! Schande über uns; nein, niemals werde ich mein Pferd benützen, um zum Unterricht zu kommen, sollten meine Füße auch wund und blutig werden. Bedenkt, daß wir gesündigt haben und nicht die Pferde.“ — Diese Bußpredigt wurde allgemein gebilligt.

Ich bewunderte den Eifer und den guten Willen dieser Leutchen und bestärkte sie mit ein paar Worten der Anerkennung. In der That, die Kößchen hatten die ganzen zehn Wochen gute Tage; nicht einer benützte sein Säulchen, auch nicht einen einzigen Tag.

Galizwe wurde auf den Namen Abraham getauft, und daß es ihm ernst sei, bewies er aufs neue an seinem Taufstage. Unser Abraham ist nämlich ein Minister eines heidnischen Chiefs, und als solcher steht ihm das Recht zu, beim Brautwerber seiner Töchter 15 statt 10 Ochsen zu fordern. Abraham fragte nun unsern hochw. Vater Rektor, ob dieses heidnische Gesetz sich mit dem Christentum vertrage. Als Se. Hochwürden ihm zu verstehen gab, daß das ganz heidnisch wäre, fiel Abraham dem hochw. Vater Rektor in die Rede und beteuerte: „Baba, ich habe mit Gottes Hilfe mein zweites Weib verabschiedet. Sollte es mir nun unmöglich sein, auf diese Ochsen zu verzichten? Nein, Baba, ich habe mit dem Heidentum auch das ganze heidnische Gesetz verlassen, und ich schwöre es, daß für meine Mädchen auch nur 10 Ochsen wie für alle anderen Mädchen bezahlt werden sollen.“

Nur wer den Eingeborenen kennt und weiß, wie die Ochsen seine ganze Herzensfreude, ja seine Ehre und sein Glück sind, derjenige wird auch nur das Opfer dieses Mannes zu würdigen wissen.

Gebe Gott, daß diese guten Leutchen ihren ersten Eifer bewahren. Am 21. Oktober werden sie zum erstenmal zum Tische des Herrn zugelassen werden; am 4. Oktober werden sie, so Gott will, mit dem heiligen Sakramente der Firmung gestärkt. Alle beteiligen sich mit ihrem alten Eifer an den Unterrichten zur Vorbereitung auf den Empfang dieser heiligen Sakramente.

Schw. Delphina.

z

**Es gibt nur ein Glück: die Pflicht,
Nur einen Trost: die Arbeit,
Nur einen Genuß: das Schöne.**

Larmen Sylbia.

Ostafrikanische Höhenblicke

Höhenluft und Sonnenwärme umstrahlen mich, während ich hier, hoch oben in der Veranda des Schwesterhauses, sitze; bin wieder eine Zeitlang in Kilema, der größten und ältesten Missionsstation Ost-Afrikas, am Fuße des weißen Königs, wie der mit ewigem Schnee bedeckte Kibo nicht selten genannt wird. Ein herrliches Panorama liegt vor mir, ein Landschaftsbild so lieblich und manigfach gestaltet, wie man es sich in der lieben deutschen Heimat kaum vorzustellen imstande ist.

Die Station Kilema hat eine sehr schöne Lage. Nach Osten ist der Anblick allerdings versperrt durch eine Berglehne. Im Norden legt sich über ein ansteigendes, mit Gebüsch und einzelnen uralten Riesenbäumen bedecktes Gebüde im breiten Gürtel der dunkelfarbige Urwald, dessen Saum in einer Stunde zu erreichen ist. Nach oben zu wird er begrenzt durch eine öde Steinfläche, auf welcher sich die Gipfel des majestätischen, schneebedeckten Kibo und der steile dunkle und schluchtenreiche Mawensi aufbauen.

Nach Süden zu gleitet der Blick über die endlose Steppe, aus der überall wunderbar geformte, meist schroffe und kantige Berggrücken emporsteigen, und hastet dann an der ohne Übergang auf die bis zu 2000 Meter hoch sich reckende Gneiswand von Nord-Pare mit dem hochwandigen Bergkessel des Amphitheaters oder Uguenzirkels, der ein Seitenstück zum Kesselbruch im Golf von Neapel ist. Zu seiner Linken breitet sich der im Sonnenglanze leuchtende Ipe-See aus, den die Eingeborenen „Ipe“, d. h. See, nennen. Durch seinen Reichtum an Flußpferden und Nashörnern, besonders aber wegen des Fiebers, ist dieser geheimnisvolle, unergründlich tiefe See sehr bekannt. Man sieht ihn von den Hochalpen des Paregebirges aus, und auch von der Veranda des Schwesterhauses aus kann man sich dieses herrlichen Anblickes erfreuen.

Seit kurzem ist das Paregebirge ebenfalls von unsern Schwestern besetzt; sie wohnen dort in höchster Höhe, gleichsam auf der Alm, in ihrem stillen, ganz einsamen Klösterlein, wie Einsiedlerinnen, ganz getrennt von Lärm und Weltgetöse. Der Weg da hinauf soll ganz entsetzlich und halbsbrecherisch sein und einige Stunden dauern; gleichsam auf Händen und Füßen müssen die Wanderer die steilen Steingeröllspfade erklettern; oben aber, am Ziele ihrer mühevollen Wanderung, soll es ganz wundervoll sein.

Im Januar 1930 hat unsere Provinzialoberin, Mutter Ubalda, auch dieses Wagnis unternommen, um ihre Schwestern daselbst zu besuchen, und die junge, erst aus Europa angekommene Schwester Bonifacis selbst hinaufzubringen. Die Schwestern

wurden stellenweise getragen. Die Eingeborenen sind geschickte Träger und gute Kletterer. Unsere junge Schwester zeigte sich auch als gewandte Bergsteigerin, und Mutter Ubalda kletterte so hoch und so lange als sie eben konnte. Selbst unser kranker hochw. Herr Bischof, der ebenfalls die Alpenstation Kilomeni besuchen wollte, unternahm diese Reise in das Alpengebirge von Pare. Natürlich wurde derselbe in einem Neze, abwechselnd von Männern getragen, hinauf befördert.

Viele steigen in Europa auf hohe Berge, um Höhenluft zu atmen, Höhenblicke zu genießen, um dem Tal mit seiner Enge und drückenden Sorge zu entrinnen und sich in der sonnigen Freiheit der Berge zu erholen. Anders unsere Missionare und Schwestern; nicht zum Vergnügen machen sie solche Touren im heißen afrikanischen Sonnenbrande, auf ganz unwirtlichen Wegen und Stegen, über gefallene Baumriesen, durch Gestrüpp und Steingeröll, an gährenden Abgründen vorbei, nein, sie suchen „Ewigkeitswerte“ — Menschenseelen, die sich da oben in höchster Höhe und Abgeschlossenheit angesiedelt haben, weil sie seinerzeit vor den Arabern und Sklavenjägern da hinauf flüchteten.

Mutter Ubalda erzählte mir, wie die Strapazen des Aufstieges belohnt wurden durch die reine Luft, die stille feierliche Erhabenheit der Gebirgswelt, durch die Wunder, die das Auge in Gottes herrlicher Schöpfung schaut. Angekommen im trauten Schwesternhäuschen, gab es ein herzliches, überaus freudiges Willkommen. Die fleißige Schwester Richardis hatte schon alles so nett und wohnlich, als es nur möglich war, eingerichtet. Gewiß, die Station Kilomeni, der heiligen Odilia geweiht, ist recht arm, eine weltferne Einsiedlerklausel. Wie eine niedliche Hütte auf der Alm steht das Schwesternhäuschen da. Noch einfacher und ärmer ist die schon baufällige Hütte des guten Pater Missionars, der mit seinen zwei Boys etwas abseits, in einer ganz verborgenen Eremitenklausel wohnt. „Hier ist gut sein, da wollen wir drei Hütten bauen“, rufen unwillkürlich die Ankömmlinge nach solchem mühe- und gefahrvollen Aufstieg aus.

„Anbetend knie ich hier,
O süßes Grau'n, geheimes Weh'n!“

Herrlich, wie im schönen Schweizerlande die Sonne hinter den mächtigen Bergriesen aufsteigt, so begrüßt sie auch hier den einsamen Missionar und die von allem Verkehr fast abgeschlossenen Schwestern, die sich aus Liebe zu Gott und zu den Seelen in diese abgeschiedene Bergeinsamkeit gleichsam vergraben haben, täglich mit ihren goldenen Strahlen, läßt sie die reine Höhenluft genießen und zieht ihre Herzen und Blicke empor zur höchsten Gnadensonne „Jesus Christus“.



Urwald

Aber, wo bin ich jetzt hingeraten? — Sitze da einsam und alleine hoch oben in der Veranda in Kilema, und meine „Höhenblicke“ sind so ganz und gar hinüber zum Paregebirge gewandert. War ich doch um diese Zeit, wo unsere gute Mutter Provinzialin mit Schwester Bonifacis diese Reise unternommen hatte, im kleinen Uru. Vier treue Schwesternherzen hatten dort mit Sorge der lieben Reisenden gedacht und sind sogar von Zeit zu Zeit ans Fenster gegangen, um zu schauen, ob der Himmel sternklar; aber leider war er schwarz und dunkel wie die Nacht selber. Inzwischen eilte das afrikanische Dampfroß mit unsern Schwestern durch die wilde Steppe und wird wohl manchen Löwen oder Leoparden aufgeschreckt haben.

Die alte Afrika-Tante aber, welche nicht selten mit mancherlei Ängsten und Befürchtungen geplagt wird, besonders wenn eine oder mehrere der Schwestern sich auf Reisen befinden, sah bereits im Geiste die Karawane der schwarzen Träger des Nachts mit Sturmlaternen die Schlangenwege wandern, in ihrer Mitte die zwei Schwestern, durch die „dunkle Nacht, wenn kein Mond, kein Sterlein wacht“, und hörte das Brummen im Gebüsch verborgener Leoparden. — Hu, und die schrecklichen Abgründe; wenn einer der Träger fallen würde? Mit der teuren Bürde! Ach! An ein wirkliches Schlafen war diese Nacht nicht zu denken! —

Man hat uns im Uru gesagt, daß die Bahn gerade um 11 Uhr in Lembeni (Bahnhaltestelle) ankommen wird, und dort werden dann die Träger, also die Karawane für die Schwestern schon bereit stehen, dieselben in die Alpen hinaufzuführen. Gerade um diese Zeit, heißt es, gehen die Löwen und Leoparden auf die Jagd. Kein Wunder also, daß die arme Afrika-Tante absolut nicht schlafen konnte und alle Heiligen anrief und alle Schutzengel in Bewegung setzte. Das Schönste aber war, daß indessen unsere Mutter Ubalda und Schwester Bonifacis gar süß in schneeweißen Betten im Hause des Stationsmeisters schliefen bis morgens um 7 Uhr; nach einem guten Frühstück aber erst die mühevollen Fußpfade zu wandern begannen.

So kann's gehen, wenn man zuweilen die „Höhenblicke“ zu weit schon vorausschickt und den Erdenpilgern folgt, dieweil sie noch in den Federn ruhen. Schau! Da haben halt doch die lieben Schutzengel das Bett gerichtet, und die treuherzigen Uru-schwwestern und die Afrika-Tante dazu nicht umsonst gebetet, denn bei Tageshelle reisen ist hier in Ost-Afrika jedenfalls viel besser und ratsamer. Sie sind also glücklich oben, unsere guten Schwestern, und jedenfalls dort in allerhöchster „Himmelsnähe“ gut aufgehoben, denn „auf der Alm da gibt's koa Sünd“.

Wir sitzen indessen wieder für eine Zeitlang in Kilema, wo uns unsere Schwestern daselbst recht freundlich aufgenommen

haben. Hier in Kilema, der ältesten und Haupt-Missionsstation von Ost-Afrika, ganz nahe am Fuße des weißen Königs, ist es natürlich am allerschönsten, weil eben schon alles am weitesten entwickelt ist.

Bald haben wir einen hohen lieben Gast hier zu erwarten, nämlich unsere ehrwürdige Mutter Paula, Generaloberin, aus unserm trauten Mutterhause Heilig Blut in Holland mit ihrer Begleiterin, der lieben Mutter Ebba, Novizenmeisterin von Heilig Blut. Wir sind neugierig, wie es unserer teuren ehrwürdigen Mutter bei uns hier in Ost-Afrika gefallen wird und ob sie nicht, nachdem sie schon so lange vom Mutterhause entfernt, bald Heimweh nach Europa bekommen wird. Doch der berühmte Dichter Paul Keller sagt ja so schön:

„Heimat ist nicht Elternhaus,
Heimat ist nicht Glück;
Heimat ist Friede!“

Wem sollte unser liebtrautes Klösterchen in Kilema mit seinen grünen Rasenplätzen und seinen Rosenbüschen und den weißen Glockenbäumchen vor unserm Häuschen nicht gefallen? Wie schön ist nicht der Weg zur Kirche hinauf, wenn man, geschützt vor dem heißen Sonnenbrande, im angenehmen Schatten der hohen Zypressen-Allee, rechts und links von weißen Rosenbüschen und lieblichen Blauweilchen eingefast, im heiligen Schweigen wandeln kann, begleitet von schwarzen Kinderchen, die Hand in Hand vor uns hertrippeln, wenn sie aus dem Gotteshaus kommen (einige derselben gehen schon fast täglich zur heiligen Kommunion). Lustig singen schon am frühen Morgen die Vöglein in den Zypressenbäumen, und die weißen Tauben flattern aufgeschwecht aus dem naheliegenden Gemüsegarten empor. Vor der Küche hat sich Schwester Thiadildis ein buntes farbiges Blumengärtchen angelegt. Von der oberen Veranda des Schwesternhauses hängen zarte goldgelbe Kletterrosen mit dunklem seidenfarbig schillerndem Blättergrün herab. — Ein lieblich-holder Anblick! — Freilich, um dies alles zu sehen, braucht es fried-freudige Herzen und schöngeistige Augen:

„Und wenn du Märchenaugen hast
Dann ist die Welt voll Wunder“,

sagt so schön und wahr ein Dichter. Ich habe sie Gott sei Dank, und ich sehe und freue mich herzlich in dankbarer Liebe, was der Herr uns gegeben. In den Klosterräumen aber ist alles bescheiden, ja dürftig und ganz der heiligen Armut entsprechend. Fleißige, kunstsinige Schwesternhände haben dort, wo einst nichts als Dornen, Disteln und wildes Buschwerk gestanden, wo kein Weg, kein Steg gewesen, mit Zeit und Jahren alles so umgestaltet, und der Herr, der himmlische Gärtner, hat seine Hilfe und seinen Segen nicht versagt. Ja, er selbst hat ja in

seiner unendlichen Liebe diese herrliche Blumenzier und des Himmels abendliches Sternengold und den Silberflimmer gespendet, um das Heim seiner ihm geweihten Bräute zu schmücken.

Kinder, Blumen und Sterne gehören zum Schönsten, was man auf Erden sehen kann, und das haben wir genug in Kilema. Über uns den Sternenhimmel, um uns Blumen und schöne, unschuldige Kinderseelen. Es heißt:

„Schöne Seelen sind die vollendetsten Kunstwerke.
In dieser Geistessonne
Beginnen die Blumen zu blühen,
Im Paradiesesgarten
Die Bronnen des Lebens sprühen,
Und in den ew'gen Lampen
Die Flammen der Lieb' zu Gott glüh'n!“

Schw. Engelberta.



Das Salve Regina.

Der Schrecken herrschte zu Paris;
Was edel war und Adel hieß,
Zum Tode muß' es wallen.
Und tanzend sprang der tolle Hauf'
Um's Blutgerüst und lachte auf,
So oft ein Haupt gefallen.

Da horch! Von ferne tönt Gesang
Mild, wie des Mettenglöckleins Klang:
„Sei, Königin, begrüßet!
O wende, holde Mutter du,
Uns dein barmherzig Auge zu,
Das jedes Weh versüßet!“

Und alles lauscht dem frommen Laut;
Der Blutmensch wendet sich und schaut,
Von wo er möge bringen.
Ein Karren kommt den Platz herauf.
Zwölf fromme Nönnlein sitzen drauf:
Die sind es, die so singen.

Geweih't hat sie der Sanskulott
Dem Tod, weil sie dem alten Gott
Die Treu nicht wollten brechen
Und sich der neuen Säkung nicht,
Entgegen der Gewissenspflicht,
Durch frehlen Eid versprechen.

Der Karren hält am Schreckensort;
Sie steigen ab und singen fort,
Das Antlitz fromm und heiter.
Die erste hat ihr Haupt geneigt;
Es fällt das Beil, die eine schweigt,
Die andern singen weiter.

Und nach der Reihe alle drauf
Führet man das Blutgerüst hinauf,
Ein Sterben ist's, ein Singen;
Bis endlich die Abtissin kam,
Als deren Lied sein Ende nahm,
Hört fürder keins man klingen.

Zwölf waren's, keine sang nun mehr,
Doch auch die Schreier rings umher -
Sie waren still geworden.
Sie waren still und taten sacht:
Es bannt der Tugend heil'ge Macht
Auch Kannibalenhorden.

P. A. Sch. S. J.

Besombo

Aus Samania, Kongo-Gebiet

Unter unseren Katechumenen befinden sich häufig ältere Frauen, deren Lebensgeschichte sehr interessant ist. Ich will aus vielen eine herausholen und unsere Besombo, welche in der Küche arbeitete, erzählen lassen. — „Als ich ungefähr sechs Jahre alt war, kam eines Tages ein Mann von einem andern Dorfe in unsere Hütte. Ich saß gerade bei meiner Mutter am Feuerchen. Er fragte meinen Vater, welcher noch 20 Frauen hatte, ob er seine Tochter Besombo verheiraten wolle. Als der Vater „ja“ sagte, stieß der Mann zum Zeichen der Zustimmung ein Messer in den Balken der Türe, dann mußte ich aus der dunklen Hütte heraus ins Freie, damit er mich besser sehen konnte, ob ich dick wäre und keine Krankheit hätte. Als der Mann sah, daß ich schön und dick war, wurde der Kauf abgeschlossen. Mein Vater bekam für mich einige Kupferringe, Messer und 100 Mitakos, das war ein ganzer Korb voll Geld. — Ich selbst finde mich sehr gut bezahlt. — Dann wurde der Tam-Tam geschlagen, meine Mutter kochte viel Essen und es war ein großes Fest.

Nun mußte ich, kaum sechs Jahre alt, dem fremden Manne folgen, aber meine Mutter begleitete mich. Im Dorfe angekommen, wurde ich bei den älteren Frauen und der Mutter des Mannes untergebracht. Hier mußte ich Holz holen, kehren und auf dem Felde arbeiten. Als ich arges Heimweh nach meiner Mutter hatte, durfte ich einige Wochen zu ihr gehen. Da brach der Krieg aus, und meine Mutter wurde ermordet. Ich weinte viel, sehr viel, aber niemand kümmerte sich um mich. Es hieß: arbeiten und kochen. Dabei wurde ich groß und kräftig.

Nun verkaufte mich der Mann an einen andern für 7000 Mitakos. Dieser Mann hatte noch 12 andere Frauen. Nach einiger Zeit sagte dieser zweite Mann, er habe genug Frauen und gab mich seinem jüngern Bruder als Geschenk. Bald darauf brach in Nkundo, unserm Dorf, ein Aufstand aus, und die Ngombe's, ein Stamm, aus welchem meistens Soldaten ausgehoben wurden, nahm mich und noch andere Frauen mit. Wir mußten in den Krieg und für die Soldaten kochen. Mitten im Urwald war die Schlacht; es wurden viele Menschen getötet, dann unter den Gefallenen die Belebtesten und Schönsten herausgesucht, in Blätter getan und auf dem Feuer gedämpft, dann wurden sie mit Palmöl verspeist. Das Fleisch ist nämlich wie das von einer Ziege.

Im echten Nkundo-Stamm durften die Frauen kein Menschenfleisch kochen, aber im Ngombe-Stamm kochten die Frauen. Besombo ist aus dem Ifaka-Stamm.

Während sie das erzählte, standen die Mädchen vom Ngombe-Stamm dabei und hielten sich Mund und Nase zu vor lauter Entsetzen, daß die Frauen von diesem Stamm Menschenfleisch kochen und vielleicht auch gegessen haben. Bei dem Nkundo-Stamm ist es allein Sache der Männer, das Kochen sowohl wie das Verspeisen.

Die Ngombe's haben mir dann das Zeichen ihres Stammes gemacht, einige kleine Schnittchen in die Haut, ungefähr 1 Zentimeter lang, dicht nebeneinander, so daß, wenn sie geheilt sind, das ganze aussieht wie ein aufgeworfener Kranz.



Unsere jetzigen Haushaltungsschülerinnen in Neuenbeken.

Beim Zurichten der Gefallenen konnten wir gut zusehen, wer ein guter oder schlechter Mensch war. Bei den guten Menschen waren die Eingeweide und der Magen klein und das Herz groß wie das von einem Huhn; bei den bösen Menschen war das Innere groß wie das einer Ziege. Die Weißen durften aber von dem Treiben der Soldaten nichts wissen, sonst hätte es Strafe gegeben; aber es war ja mitten im Wald, und niemand sah es.

Nun wurde ich die Frau von einem Soldaten, welcher später Arbeit auf einem staatlichen Schiff annahm, und so kam ich nach Coquilhatville. Da bekam ich aber ein solches Heimweh nach meinem Dorf, um es doch noch einmal zu sehen, daß ich fast krank wurde. Mein Mann erlaubte mir, einige Wochen dorthin zu gehen, aber der Weg war sehr, sehr weit und schlecht.

So verging eine lange Zeit, bis ich wieder zurückkommen konnte. Auch wollten mich meine Verwandten wieder verkaufen, aber ich nahm die Flucht und kam so wieder nach Coquilhatville; da war mein Mann nicht mehr zu finden. Er hatte im botanischen Garten Arbeit genommen und war unterdessen Christ geworden. Ich war noch Heidin und wußte noch nicht viel vom lieben Gott. Da brachte mein Mann mich nun zu euch Schwestern nach Bamania, um unterrichtet und eine gute Christin zu werden. Ich will auch viel, viel bei euch lernen, aber legt ein gutes Wort beim Pater Missionar für mich ein, daß ich bald das Glück habe, ein Kind Gottes zu werden.“ (Das ist sie nun schon längst geworden.)

z

Meine Bitte

Du führst die Sterne auf nächtlicher Bahn
Und leihst ihnen schimmernde Helle,
Die Wege zeigst du zum Ozean
Der waldgeborenen Quelle.

Du grüßest die Blume mit labendem Tau,
Wenn grausam die Strahlen sie plagen,
Du ruffst die Schwalbe zur südlichen Au,
Wenn traurig die Herbstwinde flagen.

Du ziehst mit dem schweigsamen Wüstenkind
Wo grün die Oase sich weitet,
Den Nachen, der ringt mit Woge und Wind,
Zum Port deine Vaterhand leitet.

O führe auch meinen irrenden Fuß,
Wo Zweige des Friedens mir winken;
Und lasse mich finden den himmlischen Fluß,
Draus Glück deine Seligen trinken!

z

Eine Heldin des Kreuzes

Aus Centocow, Süd-Afrika

Im Elternhaus.

Wie ein riesiger Bienenkorb steht der große Kraal am Bergabhang, der zum Ufer des Ingwangane-Flusses führt. Unten im Tale weidet friedsam das Vieh. Gerade kommt ein junges Zulu-Mädchen aus dem Kraal heraus; eine schlanke Figur, edle Züge, um die Schultern eine braune Perlenschnur; Fuß- und Handgelenke ebenfalls mit Perlen verziert. Ein wehmütiger Zug liegt auf dem dunklen schönen Gesicht; es scheint, das arme Kind hat schweres Leid. Vorsichtig schaut das Mädchen um sich, ob es niemand bemerkt. Sobald sie glaubt, daß die Luft rein ist, lenkt sie ihre Schritte in jene Richtung, von wo aus sie die Kapelle oben am Berg sehen kann, kniet nieder und erhebt die Hände bittend zum Himmel. Sehnsuchtsvoll schaut sie nach oben, nach dem Kapellchen unserer lieben Frau von Loretto. Was mag wohl in der Seele des heidnischen Mädchens vorgehen?

„Jambile“, ruft eine kreischende Stimme aus der Hütte. Kaum hatte das Mädchen diesen Ton gehört, so sprang es erschreckt auf und eilte zum Kraale. „Jambile“, rief die Stimme zum zweitenmal, und da kam auch schon der Kopf eines alten Zulu-Negers zum Vorschein, welcher mit dem blinkenden schwarzen Kopfring geziert war. Zürnend schaute der Alte das herbeieilende Mädchen, es war Jambile, an und sagte mit heftigem Tone: „Wo bist Du doch so lang gewesen? Hast Du wieder die Hütte von den Amaromas (Schwestern) oben am Berg geschaut?“ Nun kroch der alte Mann aus der niederen Öffnung heraus, richtete sich stolz auf und knirschte: „Daß doch dieser Tag bald käme, an welchem die Hütte da oben in Flammen aufgehen und unser alter Glaube wieder herrschen würde; und alle Amaromas sollten sie wegzagen.“ Und drohend sprach er zu seiner Tochter: „Nie sollst Du eine Christin werden; wehe Dir, wenn Du das jemals wagst; lieber schlage ich Dich tot, als daß Du zu den Amaromas gehst.“ Bei diesen schrecklichen Worten liefen Jambile heiße Tränen über das schmale Gesichtchen. „Hole Wasser unten am Fluß“, befahl der Vater in gebietendem Tone, und zog sich dann wieder in die Hütte zurück. Ohne Widerrede nahm das Mädchen den Wasserkrug, setzte ihn auf den Kopf und ging damit den Berg hinunter zum Fluß, um Wasser zu schöpfen.

Mit blutendem Herzen schlug Jambile den Weg zum Tale ein. O, könnte sie nur einmal bis zur Missionsstation durchlaufen, wohin sie sich schon so lange hingezogen fühlte. Sie war bereits 16 Jahre alt, hatte aber inmitten der schlechten heid-

nischen Umgebung ein edles Herz bewahrt. Viel Gutes hatte sie von den Amaromas gehört; viel tausendmal hatte sie mit Verlangen zum Kirchlein hinaufgeschaut, das oben am Berge stand und in welches sie noch nie einen Fuß setzen durfte. Sie war bange vor dem Vater. — „O Gott der Amaromas, hilf mir!“ rief sie täglich hinauf.

Nun stand sie am Ufer des Flusses. An einem Felsblock, an dem das Wasser murmelnd vorbeisloß, tauchte sie ihren



Wir machen alles sauber

Krug in das kühlende Naß. In Gedanken versunken starrte sie nach den schäumenden Wellen, die ihren Krug bald füllten und dann lustig davon sprangen. Sie sah das alles nicht, ihr Geist war wo anders, ihr Herz suchte den Frieden. Wie beneidete sie so manches Kind armer Eltern, das zur Schule gehen mochte und das so viel zu erzählen wußte von dem wunderbaren Gott der Christen. Das waren ihre seligsten Stunden, wenn sie bei ihren Freundinnen war und diese ihr erzählten, was sie in der Katechismusstunde gelernt hatten. Wie lauschte sie dann mit beiden Ohren; wie begierig fing sie jedes Wort auf. Jedes Wort war etwas ganz Heiliges, etwas Unfaß-

bares für sie. O, das waren glückliche Stunden! Aber der harte Vater hatte diesen Unterredungen schon lange ein Ende gemacht und Sambile mit schrecklicher Strafe bedroht, wenn sie je wieder über den Christengott sprechen soll. Sie mußte nach dem Willen ihres Vaters ganz heidnisch aufwachsen, unbeeinflusst vom Christentum, das er bis ins Tiefste seiner Seele haßte.

Aber Sambile hatte nun einmal bereits von dem göttlichen Gnadenbrunnen getrunken; der Durst ihrer Seele nach dem Himmlischen, Ewigen, konnte nur durch einen gestillt werden; das war der Gott der Christen. Viele Fragen hatte sie auf ihrem Herzen, aber niemand war, der sie beantwortete; viele Zweifel quälten sie, niemand war, der sie löste. Im elterlichen Kraal durfte sie nichts von ihrem Seelenleiden merken lassen, denn sobald der Vater sah, daß sie wieder in ihre christlichen Träumereien versunken war, schlug er sie auf die grausamste Weise und zwang sie zur schwersten Arbeit vom Morgen bis zum Abend.

So verliefen Sambiles junge Jahre; welch hartes Los. Aber gerne hätte sie all das Leid getragen, wenn nur jemand gekommen wäre, um die tiefsten Lebensfragen ihr zu lösen.

„Sambile, warum bist Du so traurig heute?“, rief auf einmal eine helle Stimme hinter ihr her. Es war ein Mädchen, das nach christlicher Weise gekleidet, gerade an ihr vorbeikam. Sambile erwachte aus ihren Träumereien. Als sie jedoch Okositova, eine gute Freundin von ihr, sah, kam ein frohes Lächeln in ihre Züge. Sie gab ihr die Hand und schaute ihr in die treuen Augen. „Warum so traurig, Sambile?“, fragte Okositova noch einmal. „Du weißt, meine Liebe, was ich will, und was mein ganzes Glück ausmachen würde, aber lieber schlägt mich mein Vater tot, als daß er mich zu dem Amaromas gehen läßt.“ Okositova begriff das Leid ihrer Freundin. Was hat sie es doch gut und schön; zwar war sie noch nicht getauft, aber ihre Eltern gaben ihr gerne Erlaubnis dazu, sich dem christlichen Unterricht zu unterziehen. „Wo kommst Du denn auf einmal her?“, frug Sambile ihre Freundin. „O, ich komme aus der Schule,“ sagte diese, „ich habe wieder viel Schönes gehört von Christus und seiner heiligsten Mutter. Ich sage Dir, Sambile, der Gottesdienst der Christen ist etwas Herrliches; so etwas haben die Heiden nicht; da herrscht keine Furcht und kein Verstecken vor Gott, wie bei uns vor den Geistern der Voreltern. O nein, unser Baba (Vater Missionar) sagt immer wieder: ‚Ihr müßt Gott lieben; der Gott der Christen ist ein Gott der Liebe. Aus Liebe ist er Mensch geworden, aus Liebe für die Menschen gestorben. Er will alle Menschen, Schwarze und Weiße, glücklich machen; er liebt sie alle mit derselben Liebe.‘ O, liebe Sambile, Du kannst gar nicht glau-

ben, wie schnell die Zeit vergeht, wenn wir auf die Worte unseres Missionars lauschen."

Heiße Tränen rollten bei diesen Worten über die Wangen der armen Jambile, und „O Jesus, o Maria“, rief sie; es waren die heiligsten Namen, die sie noch aus der Zeit, als sie noch mit den Schulkindern verkehren durfte, behalten hatte.

Plötzlich stand Jambile auf, setzte ihren Wasserkrug auf den Kopf und sagte: „Okositova, ich muß schnell nach Hause; wenn ich zu lange bleibe, wird der Vater wieder argwöhnisch und entsetzlich böse. Komm, geh mit mir, bis der Weg uns trennt; erzähle mir etwas von dem, was Du heute gehört hast.“ Nun begann Okositova zu erzählen von dem leidenden Erlöser, und wie Balsam flossen die Worte in Jambiles tief verwundetes Herz. „Und dieser Gott denkt auch an mich?“, fragte sie. „Ja sicher, Jambile, er hat alle Menschen gern, besonders jene, die aus Liebe zu ihm leiden. Siehe, Du leidest ja auch für ihn. Der Vater Missionar hat so oft die schönen Worte von Jesus gesagt: Wenn ich von der Erde erhöht sein werde, werde ich alle an mich ziehen! Siehe, alle zieht er aus dem Heidentum an sein göttliches Herz. Er wird auch Dir sicher helfen. Bete nur eifrig das Gebet, das ich Dich früher gelehrt habe: Begrüßet seist du, Maria. So oft hat uns der Vater gesagt, daß wir eifrig zur Mutter des menschengewordenen Gottesohnes beten sollen, daß sie uns sicher helfen werde, Kinder Gottes zu werden. Sicher, Jambile, Mutter Maria wird auch Dir helfen.“ Ein Strahl seliger Freude leuchtete aus Jambiles Augen. Dankbar schüttelte sie ihrer treuen Freundin die Hand. „Okositova“, sagte sie, „Du hast mir nach langen Leidenswochen wirklich einen großen Trost bereitet; ich will tun, was Du mir gesagt hast. Ich glaube an den großen Gott der Christen. Aber sage mir, was ist das für eine große Perlenkranz, die Du um den Hals trägst?“ „Ach, das ist ein Rosenkranz“, sagte Okositova. „Ach, gebe ihn mir, liebe Freundin“, flehte Jambile. Gerne gab Okositova den Rosenkranz ab mit den Worten: „Ich werde den Vater um einen andern Rosenkranz bitten. Aber da sehe ich schon die Hütte Deines Vaters, schnell zurück, sonst sieht er uns.“ Rasch gingen sie ein paar Schritte zurück, und Okositova sagte rasch: „Bei jedem Kraal mußt du ein ‚Ave Maria‘ beten; das andere werde ich Dir später erklären.“

Sorgsam verbarg Jambile den Rosenkranz unter ihrer Perlenkranz und gab der Freundin dankbar die Hand; dann ging sie mit erleichtertem Herzen nach Hause. Gott hatte dieses Zusammentreffen sicher so gewollt, um dem armen Kinde Kraft zu geben für das kommende Leid.

Als Jambile nahe dem Elternkraal gekommen war, hörte sie lebhaftes Gespräch; da war auch eine fremde Stimme dabei,

und wiederholt hörte sie ihren Namen nennen; sie begriff, daß von ihrer Verheiratung gesprochen werde. Ihr Herz schlug, das Blut stockte ihr in dem Gedanken, daß sie verkauft werden sollte an einen Heiden, und wer weiß, in welche abgelegene Gegend sie komme, wo sie nie mehr Anschluß an Christen finden soll. Krampfhaft drückte sie ihren Rosenkranz ans Herz.

Als sie in den Kraal eintrat, verstummte das Gespräch. Die drei Männer, welche am lustigen Feuerchen saßen, waren Sambiles Vater, ihr Bruder und ein großer fremder Mann, der das Mädchen vom Kopf bis zum Fuß betrachtete und dann dem Kraalbesitzer einen vielbedeutenden Blick zuwarf. Dieser nickte bejahend; dann begannen sie über etwas anderes zu sprechen, während ein riesiger Bierkrug die Runde tat. Nach einiger Zeit stand der fremde junge Mann auf und ging freundlich grüßend weg. „Sambile,“ sagte der Vater, besonders gut aufgelegt, „freue Dich, Du wirst reich und glücklich.“ „O Vater, wenn ich glücklich werden könnte“, und flehend sah sie ihn an. Aber der Vater sah in seiner Freude die Unvorsichtigkeit anfangs nicht und wiederholte: „Ja, ja, Du sollst glücklich werden, Sambile.“ Nun durfte sie nichts mehr sagen. Schweigend machte sie das Abendessen fertig; die ganze Familie kauerte rund um den großen Topf, und der Reisbrei wurde nach Landessitte mit den Fingern herausgeholt. Nach dem Abendessen wurde die Hütte mit einem losen Flechtwerk geschlossen; die Bewohner hüllten sich in ihre Decken und legten sich auf die Strohmatte rund um das Feuer, das mit Asche zugedeckt wurde. Nun war alles dunkel und still im Kraal. Zuweilen knisterte das Feuerchen, ein dünner Rauch stieg zur schwarzen Decke hinauf und suchte einen Ausgang zwischen den Ritzen der Maisbündel. Bald hörte man die regelmäßigen Atemzüge der Schlafenden; allein Sambile schlief noch nicht; in ihrer Hand hielt sie den Rosenkranz, und ein Ave Maria nach dem andern flüsterte ihr Mund. Lange, lange hatte sie so um Hilfe gerufen zum Mutterherzen Mariä, bis der Schlaf auch ihre müden Augen schloß. Im Traum sah sie sich in der Schule, in der Kapelle oben auf dem Berge; sie lauschte dem Unterricht des Missionars und war glücklich. Um so grausamer war das Erwachen. Zu ihrem Schrecken bemerkte sie, daß sie den Rosenkranz noch in der Hand hielt, aber glücklicherweise schliefen die andern noch; o hätten sie das gemerkt! Sie brachte ihn schnell an ein sicheres Plätzchen. Als die Sonne aufging, wurde die Hütte geöffnet. Die Maten wurden aufgerollt und an die Wand gestellt. Für Sambile begann das gewöhnliche Tagewerk Wasser holen, Feuer machen, Küche, Vieh hüten. Heute fühlte sie sich besonders ermutigt. Der Segen der Mutter Gottes war sicher auf sie herniedergekommen. Ihr unschuldiges Herz hoffte voll Vertrauen, daß der Himmel ihr noch Hilfe sende.

So gingen wieder Tage und Wochen vorbei; ruhige Tage, aber auch Tage, an welchem sie zitterte und bebte vor ihrem Vater, wenn er sich über die „Ama Roma's“ so aufregte. Dann schleuderte er ihr die schrecklichsten Drohungen vor den Kopf, falls sie es jemals wagen sollte, Christin zu werden. Sagte sie nur das kleinste Wort zugunsten des Christentums, dann schlug er sie auf die unbarmherzigste Weise. Auch kam der Fremdling oft wieder zurück und verhandelte so eifrig mit ihrem Vater, so daß sie wenig Gutes davon erwarten konnte. Jedoch wurde ihr Verlangen nach der Quelle der reinen Wahrheit immer stärker. In dieser Sehnsucht nach dem christlichen Glauben und in ihrer Angst, diesem Manne folgen zu müssen, tat sie etwas, was sie später schwer büßen mußte. Sie flog eines Tages aus dem elterlichen Hause und eilte wie ein ge-
 heztes Reh zur Missionsstation.

Hier wurde sie liebevoll aufgenommen; sie war ja schon bekannt durch die Erzählungen ihrer Freundin Okositova. Wie atmete das arme Mädchen hier auf, wo sie so viele Herzen fand, die sie verstanden und liebten. Sie war gerade in der Katechese. Der Missionar sprach über die Liebe des Sohnes Gottes, welcher für die Menschen in die Welt gekommen, um zu suchen und selig zu machen, was verloren war, um alle zu trösten, die mühselig und beladen sind. In welch hellen Farben schilderte der Missionar den Erlöser. Was muß das ein edles Wesen sein, dachte Jambile; solche Männer mit solchen Herzen waren unter ihrem Volke nicht, nein, die konnten nur allein vom Himmel kommen. (Fortsetzung folgt.)

Vom 9. bis 13. August in Neuenbeken Exerzitien für Jungfrauen!

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Hehrath Mk. 21.—, Peter, Rimbeck Mk. 22.—, Joseph, Kleinwallstadt Mk. 21.—, Maria, Essen Mk. 21.—, Franziska, Neuenbeken Mk. 21.—, Karl-Heinz, Boisheim Mk. 21.—, Erich, Kirchborchen für zwei Heidenkinder Mk. 50.—, Uebach Mk. 42.—, Anna-Gertrud, Anna-Gertrud, Rimbeck Mk. 50.—, Sophie und Joseph, Enkhausen Mk. 21.—, Stephan, N. N. Mk. 21.—, Joseph, Wassenberg Mk. 21.—, Agnes-Mechtilde.

Für die Mission: Berlin Mk. 3.—.

Für die Heidenkinder: Wattenscheid Mk. 5.—.

Almosen: Horrem zum Troste der armen Seelen Mk. 2.50, Muckenthal Mk. 5.—.

Für die Missionschule: zur Ausbildung armer Schülerinnen, Wattencheid Mk. 5.—.

„Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende, denn die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige,“ diesen Wunsch äußerte einst der liebe Heiland seinen Jüngern gegenüber und in ihnen auch uns, wird er darum nicht doppelt jene segnen, die durch ihr Scherflein mit-helfen, daß auch ärmere junge Mädchen, die so gern ihre Kräfte und Talente in den Dienst der Mission stellen wollen, ihr erhabenes Ziel erreichen?

Allen lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott, es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Gebetserhörungen

Der heiligen Theresia vom Kinde Jesu innigen Dank für Befreiung von schweren Kopfschmerzen. F. G. Lübbecke.

Kammrätsel

1	2	3	4	5	6	7						
a	b	c	f	h	i	l	n	n	o	p	s	s
a		c		h		l		n		r		s
d		d		i		l		n		r		t
a		e		i		l		o		s		u
a		e		i		l		o		s		u
a		e		i		m		o		s		u
a		e		i		m		o		s		ä

1. Ein in der Passion genannter Mann.
2. Der weiseste König.
3. Schmerzhaftes Krankheits.
4. Aufzeichnungen.
5. Richtschnur für jeden Neubau.
6. Mädchenname.
7. Wohlriechende Blüte.

1—7 nennt nach Einfügung der richtigen Zwischenbuchstaben eine Gnade, um die wir für viele eifrig beten sollten.

Auflösung des Ergänzungsrätsels

- | | | |
|--------------|-------------------|--------------|
| 1. I. | 9. Ehrenpreis. | 17. Doppelt. |
| 2. Um. | 10. Gänseleber. | 18. Agatha. |
| 3. Das. | 11. Offenbarung. | 19. Sonne. |
| 4. Auge. | 12. Tausendschön. | 20. Saal. |
| 5. Salbe. | 13. Tonkünstler. | 21. Eiche. |
| 6. Distel. | 14. Therebinte. | 22. Nu. |
| 7. Eidechse. | 15. Unterricht. | 23. E. |
| 8. Nilpferd. | 16. Theresia. | |

I—II—III: Tu das Deine, Gott tut das Seine.

Caritasblüten

Nr. 8

August

1930



An Maria

Wer hat im trüben Zeitgefilde
Dein Bildnis je noch recht gemalt,
Und ausgedrückt im ganzen Bilde
Wie himmlisch-schön dein Wesen strahlt?
Was auch an dir die Blicke schauen,
Ist licht, wie Sonntagsmorgenschein,
Ist süß, wie Duft von Frühlingsauen,
Ist quellenklar und taubenrein!

Dir sind im Himmel Seraphslieder
Mit Engelscharfengruß geweiht,
Das „heilig bist Du!“ hallet wieder
Im Tale der Unendlichkeit;
Frohlocken wogt durch alle Hütten
Der Seligen im Vaterhaus,
Und die entzückten Geister schütten
Verklärungslilien vor dir aus!

O könnten Sonnen dich erkennen,
Sie streuten dir auch ihren Glanz,
Und könnten Blumen dich erkennen,
Sie wänden selbst sich dir zum Kranz;
Die Meere rauschten dir Chorale,
Dir säng' das Vöglein auf der Flur,
Zum Dom des Ruhms mit einem Male
Würde, dich preisend, die Natur!

Du bist der Weinstock sel'gen Mutes
Den Pilgern, die, für's Kreuz entflammt,
Erstreden Perlen eines Gutes,
Das von den Himmels Höhen stammt;
Und sind die Wege dornverschlungen,
Und scheint das goldne Ziel so fern,
Dann blickst du in die Dämmerungen
Den Kämpfenden als Trostesfern!

Du bist der Hilfestab der Armen,
Die Erdenweh so tief durchbebt,
Um deren Brust, sie zu erwärmen,
Kein Glückeslicht mehr Strahlen webt;
Du lehrest sie dulden und vermissen,
Als Vorbild in dem Leid bewährt,
Und zeigst, in Prüfungsfinsternissen
Auf's Kreuz, das jede Pein verklärt!

O, daß auch ich, du hehre, gute,
Geliebte Himmelkönigin,
In deinem Schirme friedlich ruhte
Mit gottergebnem Tugend Sinn;
Gewiß dann wird mir Jesu Gnade
Das beste Seelenmanna sein
Und mir den letzten meiner Pfade
Dort lenken in die Heimat ein!

Tadeo, der Ausfägige Aus Rhodesia von Schw. Epiphana

Wer in der Driefonteiner Mission sollte ihn nicht kennen, den lebenslustigen Tadeo mit seinen abgefaulten Fingern und Zehen, dem trotz seiner Leiden der Humor nicht ausging. Wir kannten ihn nicht anders als ohne Finger und ohne Zehen. — Als wir unsere hiesige Missionstätigkeit im Januar 1924 antraten, war er in unserm Ausfägigenheim. Tadeo war damals etwa 20 Jahre alt und der Sonnenschein seiner Leidensgenossen. Leider wurde uns das Heim gegen Ende des Jahres 1924 von der Regierung genommen und der Dutch Reformkirche übergeben. Es war ein Anblick des Jammers, der uns Schwestern in der Seele wehe tat, als der Wagen mit den Armen an unserm Kloster vorbeifuhr und sie ihre verstümmelten Hände nach uns ausstreckten und riefen: „So laßt uns hier, wir waren doch hier so froh und glücklich!“

Aber unser Tadeo hielt es in seinem neuen Heim in Morgenstern nicht lange aus. Er entfloß bald der Anstalt und erschien eines Tages wieder bei uns. Doch er getraute sich nicht in die Nähe zu kommen. Er versteckte sich in einiger Entfernung und sandte einen Boten, er möchte einmal gerne die Schwestern sehen. So gingen wir also zu ihm hinaus. Auf unsere Frage, wo er herkomme, sagte er: „Ich bin weggelaufen, dort ist kein Priester; wir haben keine Messe und keine Sakramente mehr.“ Wir durften ihn leider nicht beherbergen; so ging er nach seinem elterlichen Kraal. Die Polizei forschte nicht nach ihm, die Krankheit schien einen Stillstand zu machen; er konnte unbehelligt einhergehen und war wieder der alte lustige Tadeo. Vor einem Jahre nun änderte sich die Sache. Die Krankheit brach aufs neue aus und machte schnelle Fortschritte. Glied für Glied begann zu faulen. Seine Angehörigen mieden ihn. Nur der alte Vater aß mit ihm und sorgte für ihn mit der Liebe einer Mutter. Dann fing auch der Vater die Krankheit auf. Jetzt brachte man beide in die Wildnis, weit entfernt von allen Menschen. Ich habe sie dort wiederholt besucht. Es war rührend, zu sehen, wie friedlich die Beiden dort zusammen lebten. Der kranke Sohn betete mit dem heidnischen Vater. Auf vieles Drängen hin hatte ich ihm eine alte Bibel gegeben, die las er seinem Vater vor. Der Vater hingegen tat dem Sohne alle Dienste wie eine liebende Mutter; er kochte für ihn, wusch ihn, legte ihn von einer Seite auf die andere, denn Tadeo war mittlerweile zum Skelett abgemagert, von Wunden ganz entstellt, in großen Schmerzen und hilflos wie ein Kind. Unser hochw. Vater Superior besuchte ihn auch öfters und spendete ihm die heiligen Sakramente und wusch seine Wunden.

In dem alten Vater erwachte unterdessen ein immer stärkeres

Verlangen nach der heiligen Taufe. So oft ich kam, fragte er: „Schwester, wann werde ich getauft? Schau, ich bin so krank, ein Weib kann ich nicht mehr nehmen, was fehlt noch, bis ich getauft werde?“ Zulezt konnte Pater Superior dem Bitten nicht mehr widerstehen und taufte ihn auf den Namen Joseph. Er war übergücklich.

Doch nun zurück zu unserm Tadeo. Es ging mit ihm zusehends bergab. Man sah das Ende nahen. Eines Tages kam ich hin und fand ihn weinend. Nach dem Grunde seiner Tränen gefragt, sagte er: „Meine Angehörigen waren hier und sagten, ich würde sterben; dann würden sie mich mit meiner Hütte verbrennen.“ (Das ist eine heidnische Sitte, obschon das Gesetz dagegen ist.) Ich sagte ihm: „Nie und nimmer wird das geschehen, dafür sorgen wir Schwestern schon, und wenn wir es selbst tun müßten. Du wirst begraben wie jeder andere Christ.“ Darauf gab er sich zufrieden. Einige Tage später starb er. Die Angelusglocke läutete gerade, als der alte Mann mit seinen wunden Füßen angehumpelt kam mit der Nachricht: „Tadeo ist tot.“ Schwester Virginia und Schwester Dagoberta bereiteten die Leiche zum Begräbnisse. Ich sandte ins nächste Dorf, um einen Schlitten zur Beförderung der Leiche zu bekommen. Doch die Leute weigerten sich anfangs. Dann ging ich mit zwei Männern zum Friedhof, das Grab auszuschaufeln. Mittlerweile war es Nacht geworden, ein Glück, daß der Mond am Himmel stand, denn die Beerdigung hätte nicht bis zum nächsten Morgen verschoben werden können. Wir waren noch keinen halben Meter tief mit unserer Arbeit, als wir auf einen Felsen stießen, was bis dahin noch nie vorgekommen war. Schon wollten die Männer die Arbeit aufgeben; nur durch vieles Zureden gaben sie sich daran, den Stein zu heben. Als wir einen meter tief waren, stießen wir auf einen anderen Stein, der nicht nachgeben wollte. Ich ließ sie allein, um ihnen ein anderes Werkzeug zu holen. Kaum hatte ich den Friedhof verlassen, als mir zwei schwarze Gestalten folgten. Auf meine Frage, wohin sie gehen, sagten sie ängstlich: „Wir sind zu bange, allein auf dem Friedhofe zu bleiben. Ich ging mit ihnen wieder zurück, um weitere Versuche mit ihnen zu machen. Inzwischen hatten Schwester Virginia und Schwester Dagoberta ihre liebe Not in der Wildnis. Denn obschon sie die Leiche desinfiziert hatten, weigerten sich alle, sie auf den Schlitten zu legen. So mußten sie es selbst tun. Nun setzte sich der sonderbare Leichenzug im Mondenscheine in Bewegung. Alles ging gut, bis wir zur Wegekreuzung kamen, wo der eine Weg zum Friedhof, der andere zum Viehstall führte. Da waren die Ochsen mit Schlägen und Treiben nicht dazu zu bewegen, den Friedhofweg zu betreten. Sie sausten mit der Leiche querfeldein dem Stalle zu. Es gelang den Burschen, sie bald zum Stehen zu bringen. Jetzt

wurde ausgespannt und der Schlitten von den Burschen weitergezogen. Als nun Grab und Leiche eingesegnet waren, weigerten sich wieder alle, die Leiche ins Grab zu senken. Wieder waren es die Schwestern, die ihm diesen letzten Dienst erwiesen. — So hat er denn doch seine letzte Ruhestätte neben seinen christlichen Glaubensbrüdern gefunden.

R. I. P.

✻

Von Tieren, Pflanzen und Mineralien

Von Schwester Engelberta

Zwei Bücher sind hier aufgetan,
Sie zeigen Gottes Liebe an,
Sie heißen Bibel und Natur,
In beiden erkennst du Gottes Spur!

Won freundlichen Lesern der Caritasblüten, besonders von jungen Studenten, wurde der Wunsch geäußert, etwas von der Tierwelt Afrikas zu hören. Da ich nun gerade so schöne Aufnahmen aus unserer Steppe bekommen habe, mit ihren weidenden Zebras und Giraffen, und auch von Elefanten allerlei erfahren habe, möchte ich meine Erfahrungen unseren jungen Missionsfreunden gleich mitteilen.

Es ist ein selten schöner Anblick, eine weidende Herde bei afrikanischem Sonnenuntergang am Flußufer grasen und weiden zu sehen und die friedliche Geselligkeit unter den verschiedenen Tiergattungen beobachten zu können. Sie erscheinen stets in Rudeln, und das auffallende dabei ist, daß unter jeder Tiergattung immer ein Anführer ist, der eine ganz besondere Wachsamkeit und Treue an den Tag legt.

Die Bullen oder Männchen stehen Wache, und beim leisesten Geräusch geben sie ein Signal von sich, worauf dann im Nu die ganze Herde reißaus nimmt, und zwar so schnell wie nur eben möglich ohne Geräusch verschwindet. Ich habe immer den Eindruck, als wären die Tiere in ihrer Freiheit viel schöner als die gefangenen Exemplare in der Menagerie. Das Fell ist glänzend und seidenweich, das Auge lebhaft strahlend und das Spiel der munteren Jungen, ihr Hüpfen und Springen so possierlich, daß sich der Jäger, welcher gut verborgen von seinem Auto aus alles sehen kann, sich oft vor Freude vergißt und durch ein Geräusch die spielenden Tierchen aufscheucht.

Ich spreche hier vor allem von den Zebras. Der Anblick einer Herde dieser wundervoll gezeichneten Tiere ist etwas überraschend Schönes; sie sind nicht so furchtsam. Das Fleisch des Zebra soll außerordentlich wohlschmeckend sein. Die Eingee-

borenen essen es mit Vorliebe, obwohl sie aus Furcht vor dem Löwen nicht leicht selbst auf Zebras jagen, denn das ist sicher, wo Zebras und Giraffen weiden, ist der Löwe nicht weit entfernt. Auch von den Leoparden werden diese schönen Tiere sehr verfolgt. Ein Jäger erzählte, er sei einmal Augenzeuge gewesen, wie sich so ein blutdürstiger Löwe auf ein Zebra stürzte und es in den Nacken biß. Es war ein schrecklicher Anblick; aber der Jäger war froh, daß der Löwe glücklich an ihm vorbeiging und sich mit dem Zebra zu schaffen machte. Durch die englischen Jagdgesetze hat sich der Wildreichtum in der Kili-



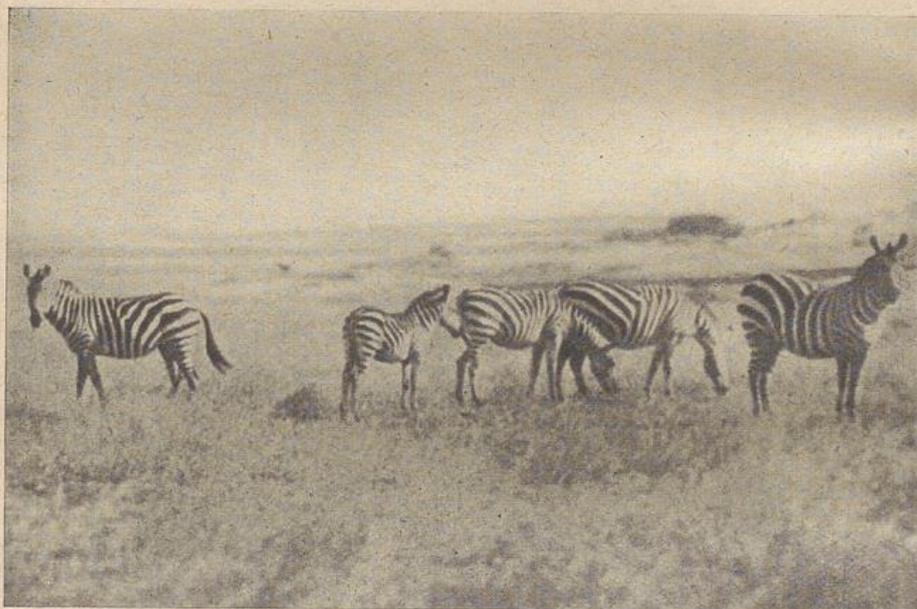
Rhinozerosse

mandjaro-Steppe wieder sehr vermehrt. Selbst bei Tage kann man hie und da Löwen auf dem Wege begegnen. Einige Auto-reisende seien sogar nur mit Mühe dem nachspringenden Löwen entwischt, welcher offenbar erzürnt war, daß er durch das Sausen des Autos in seinem Mittagsschlummer, den er im hohen Steppengrase halten wollte, aufgeschreckt wurde.

Auch ein Rhinoceros, das bekanntlich ein sehr dummes Tier ist, lief einem Auto nach, und zwar immer nebenher, wutschnaubend und doch nicht wissend, was es mit dem schwarzen, eisernen, schnaubenden Autotier machen sollte. Schließlich gebrach es ihm an Atem und Kraft, die Reisenden weiter zu verfolgen. Die Dame, welche im Auto saß, freute sich köstlich; sie war eine Jagdliebhaberin und fürchtete sich nicht im geringsten.

— Nun, ich möchte doch nicht dabei gewesen sein, denn der kleinste Unfall hätte das Auto zum Stehen gebracht, und dann wäre die Begegnung mit dem wutschnaubenden Rhinoceros keine angenehme und liebliche gewesen.

So dumm nun das plumpe Rhinoceros ist, so klug ist der Elefant. Er läßt sich zu allem abrichten, beurteilt sogar Gefahr, z. B. ob eine Brücke, die er überschreiten soll, seine Last zu tragen imstande ist. Er versteht es, seinen Herrn vor Gefahr zu schützen; er nimmt sich seines Wohltäters an, daß ihm nichts zuleide geschieht, unterscheidet seinen Feind schon aus weiter Ferne und nimmt Rache an ihm. Er lernt Zählen, führt mit seiner Rüsselspitze sehr geschickte Handlungen aus, zieht die



Zebras

Glocke, tanzt usw.; man gebraucht ihn zum Reiten, zum Tragen, zum Schieben von Lasten und auch auf der Jagd. Die Pferde können ja hier in Ost-Afrika wegen der Tsetsefliege nicht leben, wohl die Esel. Vollständig ausgewachsen ist der Elefant erst im 30. Lebensjahre, und dann erreicht er ein Alter von über 100 Jahren. Manche behaupten, daß er sogar 200 Jahre alt werden könne. Er wird bis zu 16 Fuß hoch und kann ein Gewicht von 8000 Pfund leicht erreichen. Im Urwald, am Fuße des Kibo, gibt es ganze Elefantenherden, und oft findet man am Wege durch den Urwald große, weite und tiefe Elefantengruben, welche als Fallen gestellt sind. Ihre Wege kann man gut sehen; sie reißen Bäume und Gestrüpp zu Boden.

Nun, ich mache schon lieber auf der Reise durch die Steppe

eine harmlose Begegnung mit den großen Vögeln, welche im grünen hohen Steppengrase, unter kleinen Zwergschirmbäumen gemütlich ihre Raft halten. Sie fliegen auch nicht so scheu auf, die hochbeinigen, storchähnlichen aber viel größeren weißen Flamingos. Man nennt sie „Faulenzer“, weil sie sogar in Gefahr noch zu faul sind, um rasch aufzufliegen. Der rote oder gewöhnliche Flamingo, der eine Höhe von 6 Fuß hat, verläßt das Nest in einem dunkelgrauen Gewande, das er im zweiten Jahre mit einem schmutzigweißen, dunkelgefleckten vertauscht; im dritten Lebensjahre wird sein Gefieder weiß und die Flügel schwach-rosarot, im vierten Jahre wird die rosa Farbe intensiver und mit Weiß gemischt, während die Schwung-



Giraffen

Schwanzfedern prächtig scharlachrot sind. Die schlanken, bis an den Leib ungefederten Füße von $2\frac{1}{2}$ Fuß Länge sind einfach rot. Eine Gruppe Flamingos in so einsamer Steppe ist ein herrlicher Anblick.

Überhaupt ist die Federnpracht der ostafrikanischen Vögel nicht zu beschreiben. Der Glanz des goldenen, grünseiden, bläulich oder zart-rosa und himmelblauen Gefieders tanzt mit den Sonnenstrahlen an Pracht um die Wette.

Dann kommen die vielbeliebten Papageien, deren Krächzen man von weitem hört und deren buntes Gefieder in der Sonne schillert. Das Papageien-Geschlecht zählt über 200 Arten und zeichnet sich durch Farbensönheit aus. Die Größe dieser Vogelsorten wechselt. Wir haben Papageien in der Größe eines

Raben, aber auch so klein wie ein Sperling. Die meisten Sorten haben die Größe einer Taube oder einer Amsel. Jede Gegend, ja selbst jede Insel besitzt ihre eigentümlichen nur ihr angehörige Sorten Papageien. Ihre Nahrung besteht aus Früchten, Bananen, Orangen, Palmkernen, Kafferkirschen. Bei ihren Mahlzeiten bedienen sie sich sehr geschickt des einen Fußes als Hand, der alles zum Schnabel bringt. Ein Vergnügen ist es, ihre Seiltänzerübungen in den Ästen zu beobachten. Sie haben viel Eigenes und Possierliches an sich; sie seufzen, lachen, nießen, gähnen und räuspern sich wie Menschen, und manche Sorte der Papageien zeigt darüber hinaus noch manche Verstandesfähigkeit. Sie sind aufmerksam, beobachtend, verschmitzt, falsch, boshaft, rachsüchtig, dagegen auch wieder den Menschen sehr anhänglich und zutraulich. Wegen ihrer Nachahmungslust und Verschmitztheit und ihrer Lebensart auf den Bäumen nennt man die Papageien unter den Vögeln „die Affen“.

Hier werden die verschiedenen Sorten eingeteilt in Kakadus, Rüssel-Papageien, Aras, Perrüschchen, Papageien und Erdpapageien, von denen ich den Lesern die Schönsten vorstelle.

Die gewöhnlich weißen Kakadus mit sehr großem, dickem hakigem Schnabel, nacktem Halbkreis um den Augen, herabhängender aber aufrichtbarer Federhaube und einem kurzen viereckigen Schwanz, bewohnen morastige Gegenden. Sehr schön ist der rothhäubige Kakadu, ebenso der gelbhäubige, mit dem Schwanz kaum einen Fuß lang, sonst sehr schön weiß mit schwarzem Schnabel.

Der rote Aras, der größte und schönste aller Papageien, hat ein glänzend-rotes Gefieder, hellblaue Schulterfedern, einen keilförmigen roten Schwanz mit hellblauer Spitze und einen weißen Oberschnabel mit schwarzer Wurzel und Spitze. Füße und Krallen sind glänzend-schwarz; seine Länge beträgt drei Fuß. Er lebt in feuchten Palmenwäldern und nur von Palmfrüchten. Die leicht zu zähmenden Jungen lernen sehr gut Sprechen, sind aber manchen Krankheiten, besonders der Epilepsie unterworfen. Ein Vater Missionar erzählte mir Folgendes: Er hatte einen Aras-Papagei, der seinem Herrn sehr zugetan war und ihn so sehr liebte, daß er eifersüchtig auf ihn wurde. Niemand durfte sich dem Vater nähern, ohne sich der Gefahr auszusetzen, gebissen zu werden. Man sah sich genötigt, ihn während der heiligen Messe einzusperrn, weil er sonst bis zum Altar vordrang und den Küster in seiner Tätigkeit behinderte. Eines Tages ließen sich mehrere Missionare den Bart abnehmen. Der Papagei saß ruhig neben seinem Herrn. Als nun sein Meister an die Reihe kam, sich den Bart abnehmen zu lassen, sträubte sich der Papagei; man liebte ihn, man gab ihm zu Fressen und beruhigte ihn einigermaßen; wie er aber sah, daß der Barbier das Messer nahm und seinem



Flamingo

Herrn sich näherte, fing er mit aller Macht an zu schreien, stürzte sich auf den Barbier und biß ihn mit solcher Wut, daß das Blut floß. Dann sprang er seinem Herrn auf die Knie,

von da auf die Schulter und schien, wenn er den Schnabel auf-
tat und ihm alle Federn zu Berge standen, der ganzen Ge-
sellschaft zu drohen. Mit großer Mühe gelang es endlich seinem
Herrn, ihn zu besänftigen; man mußte ihn einschließen. In
seinem Gefängnis schrie der Papagei unaufhörlich und wollte
zu seinem Herrn.

Solche Papageigeschichten gab es noch viele; aber wir wollen
uns jetzt von der Vogelwelt verabschieden und in einer herr-
lichen Kaffeepflanzung den Kaffeebaum beschauen, der über und
über mit weißen süßduftenden Blüten besät ist. Noch schöner sieht
er aus, wenn aus der Blüte grüne und dann korallenrote, zu-
letzt glänzend dunkelrote Beeren entstehen.

Eine Kaffeepflanzung macht viel Arbeit und Mühe. Die
Blüten haben einen herrlichen Duft, die Blätter sind immer
grün und schimmern wie Seide. Der dünne Stamm ist 12—18
Fuß hoch, und die feinen kreuzweise gegenüberstehenden Zweige
werden je höher dem Stamm entlang immer kürzer. So ein
Kaffeebaum in der Blüte stehend erinnerte mich anfangs immer
an einen niedlichen Christbaum, dessen Äste mit Schnee bedeckt
sind. Er kann ungefähr 20 Jahre alt werden, blüht jährlich
zweimal und trägt daher fast immer reife und unreife Früchte,
so daß grüne und hochrote Beeren an einem Baume zu finden
sind; dabei schwirrt und flattert es in seinen Zweigen von
kleinen Rotkehlchen, blau-grün-schillernden Honigvögeln, die
mit ihrem Seidengefieder und goldgelbem Schnabel wie Prin-
zesschen in ihrem Königreich tanzen und naschen.

Weil zur Kaffeekanne auch die Zuckerdose gehört, kann ich
nicht umhin, etwas vom Zuckerrohr zu erzählen, das hier in
Ost-Afrika fleißig gepflanzt wird und sehr gut gedeiht.

Das süße, saftige Zuckerrohr wird von den Kindern Afrikas
wie eine wohlschmeckende Zigarre im Munde herumgedreht.
Es ist gewöhnlich 6—12, ja auch schon 20 Fuß lang, 2 Zoll
dick; ein knotiger Salm mit schilfartigen Blättern und silber-
weißen Blütenrispen, dessen schwammiges Mark mit einem
köstlichen süßen Saft durchzogen ist. In Ost-Indien wächst es
in den wässerigen Gegenden wild, von da wurde es nach
Cypern, nach Sizilien und Afrika und in wärmere Striche von
Amerika verpflanzt. Eine Zuckerrohrpflanzung ist sehr ein-
träglich, doch können Gewitter, Ratten und Insekten oft die
ganze Ernte zerstören. Die Blätter des Zuckerrohres werden
zur Bedachung der Negerhütten verwendet; in grünem Zu-
stande dienen sie als Nahrung für Esel, Kühe usw., wodurch
diese Tiere herrlich gedeihen. Der Saft des Zuckerrohres macht
die Neger, ungeachtet der harten Arbeit bei der Ernte, wohl-
beleibt und gleichsam verjüngt.

Neben dem Zuckerrohr stehen gewöhnlich Felder von ge-
wöhnlicher Moorhirse, auch Durra genannt, das einzige Ge-

treide, das in vielen Gegenden Afrikas angebaut wird. Der rötliche oder schwarzbraune Same, wohl dreimal so groß als der von der gewöhnlichen Hirse, gibt ein schweres schwarzes Brot, aber auch ein gutes Mastfutter für das Federvieh. Die Eingeborenen hier in Ost-Afrika bereiten aus dem Samen ein geistiges Getränk, das sie sehr lieben.

Sie sehen also, meine lieben jungen Leser, daß es hier in Afrika auch gute Sachen gibt, guten echten gold-gelben Kaffee, süßschmeckendes Zuckerrohr, schöne kräftige Hirse, aus der gutes Bier bereitet wird. Auch der Weinstock gedeiht nicht schlecht, und Fruchtbäume gibt es eine nicht geringe Anzahl. Da wachsen auch sogar die großen, schweren „Ochsenherzen“ auf den Bäumen, eine herrlich schmeckende Kernfrucht, dann die schönen Bananen, welche hier ganz anders schmecken als in Europa. Wie herrlich ist ein Bananenhain. Noch viel Schönes und Hochinteressantes könnte ich euch erzählen. Am besten wäre es, wenn ihr selbst nach Afrika gehen würdet, da könntet ihr mit eigenen Augen alles ansehen. Zum Schluß darf ich nicht vergessen, daß Afrika auch Diamanten und Goldfelder hat. Aber diejenigen, welche diesen Schätzen nachjagen, sind nicht die Glücklichsten.

Am Fuß des Kilimandjaro in Ost-Afrika sind Mineralien von größtem Werte zu finden. Außerdem holen sich die Wadschaggas auch ihr Salz an einem ausgetrockneten See, der unten in der Steppe liegt. Die alten Wadschagga-Leute erzählen, daß vor vielen Jahren dort ein kochender See gewesen sei, als nämlich der Kibo noch Vulkan war; jetzt ist der Kibo seit vielen Jahren ausgebrannt, und der See in der Steppe ist vertrocknet. In der heißen Zeit kommt immer noch Salz an die Oberfläche, eine Art Soda, Natron, das das Volk hier sehr liebt. Die salzsuchenden Leute brechen meistens nachts auf, und dann ziehen ganze Karawanen mit Sturmlaternen versehen, in strengstem Schweigen, einer hinter dem andern, durch die Steppe zum Salzsee. Daß der Kibo wirklich ein Vulkan gewesen, kann man an der Vulkanerde und an den gelöcherten Vulkansteinen sehen; manche behaupten sogar, die häufigen Erdbeben kämen vom Kibo, der, wie sie sagen, ganz tief im Innern doch noch Feuer enthält, trotz seiner mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Haube, welche der weiße König niemals ablegt.

Lobet den Herrn von der Erde her,
Ihr Ungeheuer und alle Tiefen!
Ihr Berge und Hügel, Fruchtbäume und alle Zedern!
Ihr wilden Tiere und alles Vieh,
Ihr Gewürm und gefiederten Vögel,
Lobet den Herrn!

Eine Heldin des Kreuzes

(Fortsetzung.)

Alle diese Gedanken gingen Sambile durch den Kopf; und als der Vater Missionar sagte, daß der göttliche Erlöser feierlich den Befehl gegeben hat, hinauszugehen in die ganze Welt und überall zu predigen und zu taufen, auch bei den armen Negern, da klopfte Sambiles Herz voll seliger Freude, und als er zum Schluß die Anwesenden anspornte, diesem guten Erlöser auch ein Herz voll Liebe entgegenzubringen und danach zu streben, gute Christen zu werden, reisten im Herzen Sambiles die heiligsten Vorsätze. „O wie schade“, seufzte sie, als der Unterricht beendigt war. Voll Freude noch mehr zu hören, ging sie zum Missionar, um ihm ihre ganze Seele zu eröffnen. Sie versprach ihm, dem Heiland durch mutiges Kreuztragen gleichförmig werden zu wollen. Und als der Priester ihr zum Abschied das Kreuz auf die Stirne drückte und den priesterlichen Segen gab, erfaßte die gottsuchende Seele eine heilige Rührung.

Nun sollten schwere Tage für Sambile anbrechen. Was ihre neuen Freunde gefürchtet hatten, verwirklichte sich bereits am folgenden Tag. Sambiles Vater kam mit ihrem Bruder zur Missionsstation, um seine Tochter zu holen. Vergeblich suchte der Missionar, den Vater auf andere Gedanken zu bringen; mit blutendem Herzen mußte er Sambile ziehen lassen, genötigt durch das Gesetz. Das arme Kind wurde mit Stockschlägen nach Hause getrieben, und dann folgten Tage voll bitterem Leid. Auf Schritt und Tritt wurde sie mit Argwohn beobachtet. Wehe ihr, wenn sie etwas länger ausblieb beim Wasserholen. Nur der Abend und die Nacht brachten der armen Dulderin Ruhe und Frieden, wenn sie auf ihrer Matte liegend ihren Rosenkranz betete, während alles um sie herum schlief.

Da die Mißhandlungen von seiten ihres Vaters und ihres Bruders immer ärger wurden, flüchtete Sambile zum zweiten Male zur Missionsstation Centecow. Hier wurde sie freundlich aufgenommen, aber auch vom wütenden Vater aufs neue geholt. Bald nachher kam sie zum dritten Male. Aber wie sah das arme Mädchen aus! Schluchzend ließ sie den Schwestern die blutigen Striemen auf ihrem Leibe sehen, welche die Stockschläge verursacht hatten. Tags zuvor war es nämlich zu Hause zu einem Streit gekommen. Ihr Vater sagte zu ihr: „Du mußt nun heiraten. Ein reicher junger Mann, ein berühmter Zauberer im Zululand hat um Deine Hand gebeten.“

Bei diesen Worten stieg in Sambiles Herz der edle Stolz eines Zulumädchens auf, und sie antwortete: „Nein, ich will ihn nicht.“

„Du mußt es. Es ist das Recht eines Vaters, seine Kinder zu verheiraten, an wen er will.“



Die alten Neger-Veteranen von Samania (Kongogebiet) wollten mit der „großen Mama“ (unserer ehrwürdige Mutter Generaloberin) auf einem Bilde stehen

Nun sprach sie mit ernstem, entschlossenem Blick: „Ich heirate diesen Zauberer nicht. Ich habe einen Abscheu vor allen heidnischen Greueln, ich will Christin werden und zu den Schwefstern gehen.“

Mit stolzer Festigkeit, wie ein echtes Zulukind, stand Jambile vor ihrem Vater und ihrem Bruder; verwundert schauten sie sie an. Eine solche Entschlossenheit, einen solchen Mut, haben sie bei Jambile noch nie gesehen. Als sie von ihrer Überraschung wieder etwas zu sich gekommen waren, nahm der Vater in wütendem Zorn den Stock und schlug seine Tochter auf solche schreckliche Weise, daß sie sich vor Schmerzen am Boden wälzte wie ein zertretener Wurm. Am selben Abend war Jambile wieder geflüchtet. Auf der Missionsstation tröstete man das arme Geschöpf und verband ihre Wunden. Aber noch am gleichen Abend holte der Vater seine Tochter wieder zurück. Auf dem Heimweg fielen wohl schwere Worte, aber keine Schläge. Als der Wüftling das mißhandelte Mädchen sah, ließ er es in Ruhe.

Der folgende Tag war für Jambile ein Tag großer Trauer, welcher sonst für so viele Mädchen ein Tag der größten Freude ist.

Ndhlovoe, so hieß der berühmte Zauberer, welcher Jambile heiraten wollte, erschien bereits am frühen Morgen in der Hütte. Zwanzig fette Ochsen, drei Pferde, sieben Ziegen und ein junges Schaf hatte er als Brautschatz mitgebracht. Damit sollte Jambile bezahlt werden. Ihr Vater freute sich, als er all diesen Reichtum vor sich sah.

„Schau, Jambile,“ sagte er, „nun wirst Du die Frau von diesem mächtigen Zauberer; freue Dich, Du wirst jetzt reich und glücklich.“

Ob Jambile sich auch mit aller Energie dagegen wehrte, es half nichts. Sie wurde einfach gezwungen, diesem Mann zu folgen. Als teuerstes Kleinod nahm sie aus dem Elternhaus ihren Rosenkranz mit, und im Herzen bewahrte sie ein großes Vertrauen auf den Gott der Christen, den sie ja Vater nennen, zu dem sie beten durfte und von dem sie wußte, daß er sie erhören werde. Gottes Gnade und Schutz gingen mit der armen Jambile in das neue Heim, Gottes Hand leitete diese Ausgewählte auf dornigen Pfaden, die sie nun betrat.

Im Kraal des Zauberers.

Auf sonniger Bergeshöhe steht ein Kraal von gewaltigem Umfang; rings herum ist ein festgestampfter Platz, ein riesiger Terpentibaum beschattet mit seiner flachen Krone den einsamen Kraal. Zwei Männer stehen vor der Hütte mit einer schwarzen Ziege; sie sprechen mit einem Mann, der auf dem Boden kauert; er ist aufgepuzt mit einer Anzahl kupferner Arm- und Beinringe und mit Perlenschnüren.

Wir stehen vor dem Kraal des großen Zauberers Ndhlovoe, dessen Name im ganzen Zululand berühmt ist. Den beiden Männern, die vor dem Kraal stehen, hat er gerade ihre Zukunft voraus gesagt und zum Lohn dafür die schwarze Ziege erhalten. Nicht immer werden die Kunden so billig behandelt, denn nicht selten ist ein Ochse oder eine Kuh der Preis für seine Wissenschaft. Auf einen Wink des Zauberers entfernen sich die Besucher ehrfurchtsvoll. Der große Mann selbst legt sich vor seiner Hütte auf eine Matte und läßt sich von der Sonne bescheinen; er wartet sichtlich noch auf andere Menschen, die seine Hilfe suchen, er hat ja Zulauf genug. Neben ihm steht eine riesige Kürbisschale mit frischem Kaffernbier, wovon er ab und zu einen Schluck zu sich nimmt, um sich zu stärken für seine neuen Betrügereien.

Da öffnet sich die Türe des Flechtwerkes, und eine Frauengestalt tritt heraus. Es ist Jambile. Mitten im Hof setzt sie einen Riesenkessel auf den Dreifuß und macht darunter ein flinkes Feuerchen an. Aus den zerstampften und keimenden Amabelekörnern braut sie das „Utschwala“, das so geliebte Kaffernbier. Die folgenden Tage hat sie ja sehr viel davon nötig, denn ihre Hochzeit mit dem Zauberer ist in Sicht.

Erst einige Tage war Jambile in dem Kraal des Zauberers; das Glück, wovon ihr Vater immer gesprochen hatte, hat sie bis jetzt noch nicht gefunden, und Ndhlovoe war wohl reich an irdischen Gütern, aber arm an inneren, darin konnte er Jambile nichts bieten. Mit Widerwillen sah sie, wie viele ihrer Stammesgenossen Tag für Tag zu Ndhlovoe kamen, um sich von ihm Wahrsagen zu lassen. Welch ein Mitleid hatte sie mit diesen armen Menschen! Sie selbst glaubte ja schon lange nicht mehr an diese heidnischen Prophezeiungen und Zauberkünste. Seitdem sie eine höhere Gesinnung in ihrem Herzen trug, fühlte sie einen entschiedenen Abscheu gegen die heidnischen Opfer und Gebräuche. Ihr Mann verlangte, daß sie sich auf echt heidnische Manier schmücke, und zwar mit zahlreichen Perlenschnüren. Er hatte nämlich nichts lieber, als daß jeder sie als die Frau des reichen und berühmten Zauberers bewundere. Aber eines konnte der mächtige Mann nicht mit all dem in das Herz seiner Frau legen, nämlich die Liebe zu ihm; nur gezwungen war sie in seiner Wohnung. Als Ndhlovoe das merkte, suchte er durch alle möglichen Zaubetränke diese Liebe in ihr Herz zu gießen.

So kam denn der Hochzeitstag, den Jambile schon lange gefürchtet hatte. Drei Tage dauerten die Feste bei Sang und Klang, bei Tanz und Schmausereien. Von allen Seiten waren die Besucher herbei geströmt; auch Jambiles Vater und Bruder waren da. Drei Ochsen, fünf Ziegen und sechs Schweine schlachtete der Zauberer zu Ehren seiner Gäste. In großen Töpfen wurde das Bier herumgereicht, am dritten Tage endigte endlich

das Trinkgelage, wie gewöhnlich bei solchen Festlichkeiten, mit einer Fechtpartie, wobei die Messer gezogen wurden. Und Eine war, die froh war, als die Hochzeit vorüber, das war Jambile, sie, die der Mittelpunkt für diese Festlichkeit war. In diesen Tagen hatte sie einen solchen Ekel vor der heidnischen Welt empfunden wie nie zuvor. Als die Gäste weg waren, mußte Jambile langsam lernen, sich in die Rolle der Frau des mächtigen Zauberers einzuleben. Nach und nach schien sie sich mit ihrem Los zu versöhnen, aber so oft die Glocken der Missionsstation aus der Ferne klangen, überfiel sie neue Traurigkeit. Diese Glocken riefen ihr immer wieder die seligen Stunden ins Gedächtnis, die sie durchlebt hat. Tagelang hielt diese Traurigkeit an, und selbst im Traum ließen ihr diese Erinnerungen keine Ruhe. Oft sah sie den Heiland mit dem Kreuz, wie er ihr winkte und sie ermunterte, zu ihm zu gehen und wie er ihr selbst den Weg zeigte, auf welchem sie zu ihm kommen könnte. Dann wollte sie auch, aber es war wie eine geheime Macht, die sie zurück hielt. Sie schrie in ihrem Traum und weinte und klagte laut, und Ndhlovoe ärgerte sich über die Schwermut seiner Frau. Alle seine Zaubermittel konnten diese trübe Stimmung nicht ändern.

Bei all dem hatte sie auch glückliche Stunden, das war, als der liebe Gott ihr das erste Kindchen schenkte. Nun hatte sie doch einen sichtbaren Trost in ihrer trostlosen Einsamkeit. Dringend bat sie ihren Mann, das Kind doch bei den Ama Roma's taufen zu lassen; aber davon wollte er nichts hören. So ging wieder ein Jahr vorbei. Die andauernde Schwermut war von sehr nachteiligem Einfluß auf ihre Gesundheit, und Jambile wurde immer schwächer.

Eines Tages ging Ndhlovoe wieder auf Reisen. Jambile machte nun von der Abwesenheit ihres Mannes Gebrauch, um die nächste Missionsstation zu besuchen. Doch verschiedene Heiden erzählten es Ndhlovoe, als er zu Hause ankam. Zornig und aufbrausend trat er in seine Hütte: „Das fehlt noch! Die Frau eines Zauberers bei den Christen!“ Was sieht er da? Seine Frau kniend am Boden, nach christenweise laut betend. „Lasse das, wir haben die Ama Roma's nicht nötig mit ihrem Gott“, fuhr er sie an. „Wir haben unsere Götter. Verehere die Geister so wie unsere Vorväter es auch getan haben. Willst Du Unheil und Unglück über unser Haus bringen? Denk daran, daß die Geister damit nicht zufrieden sind, daß die Frau eines mächtigen Zauberers dem Christengott dienen will. Ich befehle Dir, laß den Christenglauben fahren.“

„Nein,“ erwiderte Jambile ruhig, „höre, ich werde es Dir offen sagen, ich will entschieden eine Christin werden. Diesen Wunsch habe ich schon lange im Herzen, und nun will ich ihn zur Ausführung bringen. Von Deinen Göttern will ich nichts



Unsere ehrwürdige Mutter Generaloberin und ihre Begleiterin Schwester Ebba
bei den schwarzen Kongo-Kindern

wissen, und ich verlange auch, daß Du mir Kleider gibst, um wie eine Christenfrau gehen zu können. Da über den Sternen wohnt der „Nkoeloenkoeloe“, der wahre Gott, den die Ama Roma's verehren.

Ndhlovoe hatte sich bei diesen Worten immer mehr erregt, und mit geballter Faust stand er vor ihr. Aber ruhig blieb sie

bei ihrer Forderung: „Du mußt mich Christin werden lassen.“ Da kam der Zauberer ganz außer sich vor Wut, und wie ein Rasender begann er seine Frau zu schlagen, bis sie bewusstlos niederfiel. Einige Wochen gingen vorbei. Da klopfte das Glück noch einmal an Ndhlovoes Wohnung. Jambile schenkte einem Söhnchen das Leben. Nun wurde Ndhlovoe milder und freundlicher gegen sie. Jambile fühlte sich selig im Besitz ihres Kindes. Es war für sie ein neuer Beweis, daß der große Gott über den Sternen mit Liebe an sie dachte. Dieses zweite Kindchen war überaus schwach, und Jambile fürchtete, daß es sterben würde. O, daß es dann doch nur getauft wäre. Sie raffte all ihren Mut zusammen und flehte zu ihrem Manne, das Kind doch bei den Ama Roma's taufen zu lassen, und was sie nicht zu erwarten getraute, geschah, und Ndhlovoe stimmte zu. Der rauhe Heide hatte erfahren, daß seine Frau mit viel mehr Aufopferung für ihn sorgte, als die heidnischen Frauen es zu tun gewöhnt waren, und nun konnte er ihrer innigen Bitte nicht länger widerstehen. Das war ihr erster Sieg. Jambile jubelte im Herzen. In ihrer Sorge, daß ihr Mann sein Wort zurücknehmen könnte, eilte sie noch am gleichen Tage zur Missionsstation, um das Kind taufen zu lassen. Strahlend vor Freude kehrte sie nach Hause zurück, in dem seligen Bewußtsein, ein Kind Gottes in ihren Armen zu tragen. Ein Dankgebet um das andere sandte sie zum Gott der Christen, der doch auch ihr Gott und Vater war. Aber Ndhlovoe war über ihr hastiges Handeln wohl etwas verstimmt, da er dem heidnischen Aberglauben zufolge bange war, daß das Kind infolge der Taufe sterben müsse. Glücklicherweise wurde aber der Kleine kräftiger und ging gut voran. Als er das sah, sprach er nichts mehr über die Taufe der Christen.

Jambile war mit ihrem getauften Söhnchen so glücklich, daß sie auch äußerlich auslebte zur nicht geringen Freude von Ndhlovoe. Jetzt achtete sie die Zeit gekommen, um nochmals ihren tiefsten Seelenwunsch auszusprechen. Wohl zeigte ihr Mann sich unerbittlich, aber dieses heftige Auftreten von früher blieb aus. Das gab ihr Hoffnung; sie hielt an, und siehe, nach viel Streit und Tränen siegten ihr gläubiges Vertrauen und ihr anhaltendes Gebet, und Ndhlovoe gab ihr Erlaubnis, alle Sonntage zur Kirche zu gehen und am christlichen Unterricht teilzunehmen, ja, an einem gewissen Tage kaufte er selbst Kleider für seine Frau. Jambile konnte ihr Glück kaum fassen, jenes Glück, nach welchem sie jahrelang sich sehnte und das ihr nun als reife Frucht in den Schoß fiel. Nebst innigen Dankgebeten stiegen auch Bittgebete aus ihrem Herzen zu Gott empor, daß er doch ihren Mann erleuchten und zum Christentum führen möchte.

Jambile als Christin.

Lange vorher, ehe Sonntags das Glöckchen der Missionskapelle zur heiligen Messe läutete, kniete Jambile schon andächtig vor dem Allerheiligsten. Jedes Wort, das sie in der Predigt und im Katechismusunterricht hörte, fiel als gute Saat in ihr williges Herz. Zwei Jahre dauerte die Probezeit, und dann wurden die Katechumenen zur heiligen Taufe zugelassen. In großer Eingezogenheit bereitete Jambile sich durch Fasten und Gebet auf die große Gnade vor. Sie erhielt bei der Taufe den Namen Columba. Dieser Heiligen tat sie alle Ehren an, denn sie liebte Kreuz und Leiden wie ihre heilige Patronin. Noch als Heidin hatte Jambile im Traum den kreuztragenden Erlöser gesehen; jetzt als Christin begriff sie vollständig, was Christus der heiligen Columba sagen wollte, als er ihr am Kreuze erschien. Seit dem Tage der Taufe fühlte Jambile sich glücklich. Ihre liebste Beschäftigung war, ihren Kindern die Religion tief ins Herz zu pflanzen. Auch versuchte sie auf ihren heidnischen Mann einzuwirken, um ihn für Christus zu gewinnen. Manchmal kam es ihr vor, als würde sie Erfolg bei ihm haben, dann aber brachen wieder Tage an, an welchen er zornig wurde, sobald sie nur mit einem Worte das Christentum berührte. Columba schwieg dann traurig. Es schnitt ihr durch die Seele, wenn sie sah, daß jeden Tag so viele zu ihrem Mann kamen, um durch ihn auf ganz raffinierte Weise betrogen zu werden. „Ach, würden diese Menschen doch jenen kennen, der gesagt hat: „Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid.“

Noch ein drittes Kindchen, ein Töchterchen wurde Columba geschenkt, zur nicht geringen Freude ihres Mutterherzens. Von dieser Zeit an jedoch machte sich bei ihr eine schleichende Krankheit, die Schwindsucht, bemerkbar. Dieses Leiden sollte für sie eine schwere Prüfung werden, worin sie sich als heldenmütige Kreuzträgerin zu kennen geben sollte.

Ndhlovoe sah, wie sie körperlich zurückging. In seinem Aberglauben schrieb er diesen Rückgang der Kraft der Taufe, ihrem Gebete und dem Besuch der Kirche zu. Seine heidnischen Freunde stärkten ihn in dieser Meinung. Nun bekam die arme Frau Tag für Tag Vorwürfe, Drohungen und Verwünschungen ohne Ende zu hören. Doch was sie am schmerzlichsten berührte, war, daß ihr Mann nach heidnischem Gebrauch eine zweite Frau nahm. Nach einigen Wochen wurde dann wieder in Ndhlovoes Haus Hochzeit gehalten. Die neue Frau war eine echte Heidin, die vom ersten Tage an mit Verachtung auf Columba herabsah. Sie verstand es ausgezeichnet, sich bei Ndhlovoe in Gunst zu bringen und Columba verächtlich zu machen. Sie drang auf Ndhlovoe ein, daß er seine erste Frau doch

zwingen sollte, zum Heidentum zurückzukehren. Durch den schlechten Einfluß, den diese zweite Frau auf Ndhlovoe ausübte, brachen für Columba Tage und Wochen eines wahren Martyriums an.

Fortsetzung folgt.

5

Erzbruderschaft vom kostbarsten Blute

kanonisch errichtet in der Klosterkapelle der Missionsschwwestern vom kostbaren Blut zu Narle-Rixtel

Zur Aufnahme erforderliche Bedingungen

Um Mitglied dieser Bruderschaft zu sein und auf ihre Ablässe und Gnaden Anspruch zu erhalten, wird nichts anderes gefordert, als daß man sich durch einen eigens dazu bevollmächtigten Priester einschreiben lasse. Man besleißige sich, das kostbare Blut Jesu Christi im Geiste und in der Wahrheit zu verehren, oft an das Leiden Jesu Christi zu denken und dem himmlischen Vater dessen kostbares Blut aufzuopfern zur Verzeihung der eigenen Sünden, für die Anliegen der heiligen Kirche, zur Bekehrung der Sünder, zur Hilfe und zum Troste der armen Seelen im Fegfeuer.

Ein besonderes oder tägliches, sogenanntes Bruderschaftsgebet, ist nicht vorgeschrieben; jedoch wird gewünscht und den Mitgliedern ans Herz gelegt, daß sie täglich, oder doch sehr oft, mit großem Vertrauen auf die göttliche Kraft des kostbaren Blutes, zur Erinnerung und zum Danke für die sieben Blutvergießungen Jesu (Beschneidung, Todesangst am Ölberge, Geißelung, Dornenkrönung, Kreuztragung, Kreuzigung und Eröffnung der Seite) siebenmal das Ehre sei dem Vater usw. oder die Gebete, welche auf dem Aufnahmezettel gedruckt sind, beten.

Ablässe, welche die Mitglieder verdienen können

(Die Ablässe können auch den armen Seelen im Fegfeuer zugewendet werden)

Vollkommene Ablässe

1. Am Tage der Einschreibung, wenn man beichtet, kommuniziert und nach der Meinung des Heiligen Vaters betet.

2. In der Todesstunde, wenn man nach Empfang der heiligen Sakramente, oder, wenn man sie nicht empfangen kann, reumütig mit dem Munde, oder, wenn dies nicht möglich, im Herzen den süßesten Namen Jesu anruft. Es können ferner die Eingeschriebenen von den zur Aufnahme bevollmächtigten Priestern den apostolischen Segen in der Sterbestunde empfangen, womit ein vollkommener Ablass verbunden ist.

3. An jedem Tage, an welchem man, nach Empfang der heiligen Sakramente, eine Stunde lang mündlich betet oder betrachtet, oder teils mündlich betet, teils betrachtet, zum Andenken an das Leiden unseres Herrn Jesu Christi und an die Schmerzen seiner heiligen Mutter. Außerdem muß ein Gebet verrichtet werden nach der Meinung des Heiligen Vaters.

Andere vollkommene Ablässe

Um die hier folgenden Ablässe zu gewinnen, ist außer der Beichte und Kommunion der Besuch einer beliebigen Kirche erforderlich, sofern nicht der Beichtvater aus einem vernünftigen Grunde ein anderes frommes Werk vorschreibt.

Das Kreuzchen † hinter den folgenden Festtagen deutet an, daß der Ablass auch innerhalb der Oktav gewonnen werden kann.

1. Einmal im Monat an einem beliebigen Tage.
2. Am Neujahrstage.
3. Am Feste der heiligen drei Könige. †
4. Am Feste Mariä Lichtmeß. †
5. Am Feste des heiligen Joseph.
6. Am Feste Mariä Verkündigung.
7. Am Feste des Wunders des heiligen Blutes zu St. Maria in Vado zu Ferrara (28. März).
8. An allen Freitagen des März.
9. Am Freitage in der Passionswoche, als dem Feste der Schmerzen Mariä.
10. Am Gründonnerstag und Karfreitag.
11. Am heiligen Ostertage. †
12. Am Feste Kreuzerfindung.
13. Am Feste Christi Himmelfahrt.
14. Am Pfingsttage.
15. Am Feste Mariä, Hilfe der Christen (24. Mai). †
16. Am heiligen Fronleichnamsfeste.
17. Am Feste des heiligen Johannes des Täufer.
18. Am Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus. †
19. Am ersten Sonntage des Juli, als dem Feste des kostbaren Blutes. †
20. Am Feste Maria vom Berge Karmel (16. Juli).
21. Am Feste Mariä Himmelfahrt. †
22. Am Feste Mariä Geburt.
23. Am Feste Kreuzerhöhung.
24. Am Feste der sieben Schmerzen Mariä (3. Sonntag im September).
25. Am Rosenkranzsfeste. †
26. Am Feste des allerheiligsten Erlösers (23. Okt. oder 3. Sonntag im Juli).
27. Am Feste Allerheiligen.

28. Am Allerseelestage. †
 29. Am Feste Mariä Opferung.
 30. Am Feste des heiligen Franz Xaver (3. Dez.)
 31. Am Feste des heiligen Nikolaus (6. Dezember).
 32. Am Feste Mariä Empfängnis. †
 33. Am heiligen Weihnachtsfeste. †

Um diese Ablässe zu gewinnen, kann entweder die Beichte, oder Beichte und Kommunion am Tage vorher verrichtet werden; ausgenommen sind bloß die Freitage im März und der Gründonnerstag. Der Kirchenbesuch muß jedoch stattfinden am Tage selbst, das heißt, vom Vorabend um die Zeit der ersten Vesper an (etwa von 2 Uhr nachmittags) bis zum Sonnenuntergang des Festtages selbst. Diejenigen, welche alle Wochen zu beichten pflegen (wenn sie nicht rechtmäßig gehindert sind), können, ohne jedesmal vor Gewinnung des Ablasses beichten zu müssen, alle in diese Zeit fallenden Ablässe gewinnen, falls sie keiner schweren Sünde sich bewußt sind.

Unvollkommene Ablässe

1. 10 Jahre und 10 Quadragen an allen übrigen Festen unseres Herrn Jesu Christi und der allerseeligsten Jungfrau, die oben nicht angeführt sind; an den Festen der heiligen Apostel und Evangelisten, der heiligen Engel und Erzengel; an den Festen des heiligen Joachim, Anna, Laurentius, Stephanus, Philippus Neri, Franz von Paula, Franz von Assisi, Cäcilia, Agnes, Luzia, Jungfrau und Martyrin Katharina und am Sonntag innerhalb der Oktav des heiligen Gregorius Thaumaturgus, wenn man an diesen Tagen reumütig irgendeine Kirche besucht und darin nach der Meinung des Heiligen Vaters betet.

2. 7 Jahre und 7 Quadragen, so oft man in irgendeiner Kirche entweder das heilige Sakrament des Altars, oder ein Bild des Gekreuzigten, oder der seligsten Jungfrau besucht, und so oft man in der Kirche, wo die Bruderschaft vom kostbaren Blute errichtet ist, der heiligen Messe oder Prozession oder sonst einem Gottesdienste derselben beiwohnt, wenn man reumütig nach der Meinung des Heiligen Vaters betet.

3. 1 Jahr, so oft man, auf was immer für eine Weise, die Andacht zum kostbaren Blute zu verbreiten sich bemüht.

4. 100 Tage, so oft man Unwissende in den Geheimnissen des Glaubens unterrichtet, oder das heilige Sakrament des Altars bei den Prozessionen, oder die heilige Wegzehrung zu den Kranken begleitet, oder im Falle der Verhinderung beim Glockenzeichen ein Vaterunser und Ave Maria betet; ferner so oft man Frieden zwischen Feinden stiftet oder stiften läßt; so oft man Arme beherbergt oder irgend welche Leiche zum Begräbnis begleitet; so oft man fünf Vaterunser und fünf Ave Maria für die verstorbenen Brüder und Schwestern betet;

so oft man einen Sünder zur Bekehrung bringt, oder sieben Ehre sei dem Vater usw. zu Ehren des kostbaren Blutes betet; und endlich, so oft man irgend welches andere Werk der Frömmigkeit und Liebe ausübt.

Alle diese vollkommenen und unvollkommenen Ablässe können den armen Seelen zugewendet werden.

Die Eingeschriebenen haben Anteil an den geistlichen Gütern und nach ihrem Tode an den Fürbitten und Hilfeleistungen, die durch die Bruderschaften vom kostbarsten Blute und deren Mitglieder zustande kommen, und endlich an allen guten Werken der Kongregation der Missionare vom kostbaren Blute.

Ebenso nehmen sie besonderen Anteil an allen guten Werken und Bußübungen aller Orden und Kongregationen beiderlei Geschlechts.

(Pius IX., Rom, 20. September 1852.)

Es können sonach die Mitglieder sicher hoffen, daß durch die Anteilnahme an genannten Verdiensten, guten Werken und Gebeten ihre Reinigung im Fegfeuer und Erlösung aus demselben sehr beschleunigt werde.

Papst Pius IX. hoffte zuversichtlich, daß durch die besondere Verehrung des kostbaren Blutes Jesu der Zorn Gottes versöhnt werde, Gnade und Barmherzigkeit erfleht, Glaube, Hoffnung und Liebe wieder mehr zunehmen und Wachstum in allem Guten und ewiges Leben von vielen erlangt werde.

Gott sucht uns heim

Gott sucht uns heim! Ein wundersames Wort!
Fast traurig klingt's und bringt uns doch viel Segen;
Des Leidens Druck und Stachel nimmt es fort
Und will uns nur den Trost des Friedens geben.
Heimsuchung bringt uns Gottes Nahesein
Ins Herz hinein.

Gott sucht uns heim! Ach, das ist kein Gericht,
Ein Kommen ist's, voll Liebe und Erbarmen;
Das ist kein Zornstrahl, der uns niederbricht,
Ein sanftes Heben ist's auf Heilands Armen;
Das ist ein sicherer Führer himmelan
Auf rauher Bahn.

Gott sucht uns heim! – O hochwillkommener Gast!
Und bringst du mir auch Kreuz und Dornenkrone,
Sanft ist dein Joch und süß ist deine Last,
Und hat die ew'ge Ruhe noch zum Lohne. –
Sieh, darum will ich nimmer traurig sein,
Sucht Gott mich heim!

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Niedersfeld Mk. 21.—, Antonia, Limbach für drei Heidenkinder Mk. 63.—, Paderborn Mk. 21.—, Theresia, Wieschowa Mk. 21.—, N. N., Silvingen Mk. 21.—, Maria, Saarlouis-Roden Fr. 120.—, Joseph, Paderborn Mk. 21.—, Heinrich-Joseph, Bersbach Mk. 21.—, Barbara-Theresia, Hamm Mk. 21.—, Maria.

Für die Mission: Limbach Mk. 12.—, Losheim Mk. 70.—, Erfurt Mk. 5.—.

Für die Ausfägigen: Limbach Mk. 5.—.

Almosen: Würzburg Mk. 7.50.

Für die Missionschule: Wetten Mk. 20.—.

Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende, denn die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. Diesen Wunsch äußerte einst der liebe Heiland seinen Aposteln gegenüber und in ihnen auch uns; wird er darum nicht doppelt jene segnen, die durch ihr Scherflein mithelfen, daß auch ärmere junge Mädchen, die so gerne ihre Talente und Kräfte in den Dienst der Mission stellen wollen, ihr erhabenes Ziel erreichen?

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott, es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Gebetserhörung

Dem heiligen Antonius, dem heiligen Joseph und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu sei innigen Dank für auffallende Hilfe in vielen Anliegen. Veröffentlichung und Missionsalmosen waren versprochen. K. F. Wieschowa.

Königszug

			be=	irrt			
		und	un=	die	wie		
		ein=	fach	Leuch=	ten		
	ge=	hen	und	im	ste=	hen	
We=	ge	so	schlicht	Le=	ben	in	de=
re=	ih=	Men=	gibt	fer	bes=	Mä=	ren
	die	schen	Es	wird	man	he	

Auflösung des Kammrätsfels

1. Malchus, 2. Salomon, 3. Ischias, 4. Notizen, 5. Bauplan, 6. Rosalia, 7. Flieder. 1—7 Missionsberuf.

Caritasblüten

Nr. 9

September

1930

Bitte an den heiligen Schutzengel



BK

Lehre mich auf allen meinen Wegen
In dem Glauben stark, wie Felsen, steh'n,
Laß, wo Zweifel ihre Schlangen regen,
Deinen Flügel säuselnd mich umweh'n;
Lehre mich ans Herz den Himmel pressen,
Daß in mir, was unrein, früh erstickt,
Daß mein Geist die Tiefen lernt vergessen
Und die Sehnsucht auf zur Höhe blickt!

Herz-Jesu-Gnaden-sonne

Plauderei von Schw. Engelberta

Wochen, viele Wochen lang hat es geregnet, Tag für Tag und besonders des Nachts, in Strömen gleich einem Wolkenbruch. Der weiße König „Kibo“ war beständig in einen dunklen Schleier eingehüllt, die Wege waren naß und schlüpfrig, die Flüsse angeschwollen, so daß unsere eifrigen Christen und Katechumenen jenseits des sonst so leicht passierbaren Fließchens Ran nicht nach Uru in die Kirche kommen konnten. Krankheiten waren durch die fortwährende Nässe und Kälte allerorts entstanden; Influenza und eine schwere Grippe forderten manche Opfer; nicht selten läutete das Totenglöcklein.

Die Masika (große Regenzeit) dieses Jahres 1930 war wirklich unerquicklich und stimmte Herz und Gemüt düster und melancholisch. Die Vöglein saßen traurig in den Zweigen der alten Riesenbäume, und der herrliche Rosengarten in Uru war seines Schmuckes beraubt; entblättert lagen die wundervollen Rosen auf dem Boden oder hingen vom Regen zerzaust an den Sträuchern.

Da nahte der Juni, der „Herz-Jesu-Monat“, und endlich hatte der starke strömende Regen nachgelassen. Zum erstenmal stahl sich wieder ein freundlicher goldener Sonnenstrahl durch das Fenster in mein Stübchen, wo ich krank zu Bette lag, und malte seine Himmelslichter an die Wand, vergoldete das liebe Madonnenbild, und immer höher stieg er bis hinauf zum Bilde des heiligsten Herzens Jesu, beleuchtete die ausgebreiteten Arme der weißen Gestalt und vereinigte sich gleichsam mit den goldenen Feuerstrahlen des heiligsten Herzens. Sonnenschein und Schönheit, Wahrheit und Weisheit leuchteten aus den milden Heilandsaugen, strahlten aus dem feuerflammenden Jesuherzen.

Kein Wunder, das Herz-Jesu-Fest war nahe; es wollte seine Gnaden-sonne über uns aufgehen lassen. Menschen und Tiere, Vögel und Blumen, die ganze Natur sollte sich wieder erfreuen können an dem alles in mildem Lichte vergoldenden, erwärmenden Sonnenstrahl.

Ein Sonnenschein in trüben Stunden, wie erquickend, tröstend wirkt er auf einen Kranken, der einsam und allein in seinem Stübchen oder in einer armen strohgedeckten Hütte liegt. Der Sonnenstrahl mit seinem Himmelslichte verschönert alles.

Wie die Schneeglöckchen durch die Kraft der Sonne aus dem dunklen kalten Erdreich hervorgelockt werden, wie jede Blume dem Lichte zustrebt, so verlangt das Menschenherz nach Licht und Wärme, so hungert die Seele nach reiner Höhenluft und Sonnenwärme, nach Gesundheit, Freiheit, Freude, nach Trost und Liebe.

Draußen zwitschert schon lustig ein Vöglein, es freut sich eben auch und singt sein Willkommen. Ist es mir nicht, als ob schon vor dem Fensterlein die Rosenbüsche zu duften anfangen? Ja, siehe da, es kommt soeben Schwester Gerardine, unser jüngstes Schwesterchen, erst sechs Monate in Afrika, und bringt mir in einem Wasserglase drei frisch aufgeblühte, herrliche Rosen, weiß, gelb und rot und stellt sie mir mit freundlichem Lächeln aufs Tischchen. Gleich hinter ihr tritt Schwester Siena herein, die kleine Resi-Rita auf dem Arme, ein zehn Monate altes Baby mit einem kleinen Veilchensträußchen; die Erstlinge, die die Sonne wachgeküßt, haben sie mir gebracht. Alle machen sie Sonnengesichter, sie wollen ja Sonnenkinder sein, denn alle in der kleinen Station Uru kennen gar wohl das liebe Verschen:

„Laß mich Sonnenschein vielen Menschen sein,
Daß da Segen walte, wo ich geh und schalte!“

Aber siehe, da kommt noch ein Sonnenstrahl zur Türe herein und bringt mir, was keineswegs zu verachten ist, nämlich ein Täßchen frisch gekochten heißen Kaffee, und wie sie vor Freude strahlt, unsere Schwester Agnesia; da wird es mir ganz warm und froh im Herzen, ich fühle, ich werde bald wieder gesund und die liebe Junisonne bringt mich wieder auf die Beine.

Noch so manche geistige Freuden hatte der Monat Juni für Uru gebracht, insbesondere die auffallend rasche Bekehrung des jungen Häuptlings Milanga, welcher ein heroisches Opfer zu bringen bereit war und acht Frauen entließ; die letzte und jüngste mit ihrem Kindchen entließ er im Juni; sobald die Wege passierbar wurden, brachte er sie selber in ihr früheres Heim. Milanga ist willens, Christ zu werden und sich nach seiner Taufe mit einem christlichen Mädchen von der Station Uru trauen zu lassen. Die Herz-Jesu-Gnadensonne ist in seinem Herzen aufgegangen und hat diese schon lange in ihm schlummernden Entschlüsse endlich zur Reise gebracht. — Eine große Freude für das ganze christliche Volk in Uru, welches schon die Zahl 1000 überschritten hat, nicht gezählt die vielen hundert Katechumenen.

Nun schließen sich auch viele Heiden an, welche die Furcht vor dem Häuptling noch zurückgehalten hatte. Der seeleneifrige Missionar und Pater Superior in Uru ist natürlich hocheifrig.

Bald steht nun wieder der Herz-Jesu-Rosengarten in Uru in vollster Blüte; die Junirofen edelster Sorte duften und schmücken den Altar des schlichten Kirchleins. Die drei vorhin genannten jungen Schwestern sind jetzt allein mit den braven Mädchen, 30 an der Zahl nebst einigen kleinen Kindern. Meine Wenigkeit wurde des besseren Klimas wegen nach Kilema versetzt, aber die kleine, arme Station Uru wird mir im treuen

Andenken bleiben, und ich hoffe, daß die drei jungen Schwestern in Liebe und Friede glücklich bleiben, denn wo Liebe da Friede, wo Friede da Gott, wo Gott, keine Not!

Uru liegt wie ein Felsenestchen am Urwald, so mitten in der Wildnis, aber man kann mit gutem Gewissen ruhig schlafen, wie die Taube so sicher in ihrem Felsenest, am heiligsten Herzen Jesu, dessen Schutz und Schirm die Mission geweiht ist.

„O Herz Jesu, süße Liebe, birg in deine Wunde mich;
Wie ein Täubchen in den Nischen soll auch meine Seele sitzen,
Sich in Lieb zu Dir verzehren, außer dir nichts mehr begehren.
O Herz Jesu, süße Liebe, birg in deine Wunde mich!

2

Eine Heldin des Kreuzes

(Schluß.)

Die Kreuzträgerin.

Auf fortwährendes Drängen seiner zweiten Frau und den Rat seiner Freunde beschloß Ndhlovoe, für seine Frau seine heidnischen Zaubermittel anzuwenden, um sie wieder herzustellen. Auch seine Liebe zu Columba trieb ihn dazu an. Sie aber hatte als Christin einen Abscheu vor diesen heidnischen Gebräuchen und versetzte sich mit aller Entschiedenheit dagegen. Ndhlovoe gab endlich nach. Zulezt jedoch setzte er seinen Willen durch; er mußte ja seinen guten Namen als Zauber-Doktor aufrechterhalten. Columba mußte der Gewalt weichen und ihren Mann handeln lassen, obschon sie einen ungeheuern Ekel und Widerwillen empfand. Ndhlovoe begann nun zu kurieren mit Kräutern und Getränken, mit Salbungen und Beschwörungen, aber statt die Arme zu heilen, brachte die gewalttätige Kur nur einen größeren Rückgang der Kräfte. Nun holte Ndhlovoe eine Schar seiner Kollegen herbei, Zauberer, Schlangenbeschwörer, Wahrsager; jeder wußte ein anderes Mittel. Große Töpfe Medizin wurden gekocht, und Columba mußte das alles schlucken. Die Zauberer rieben sie mit allerlei Salben ein, schnitten in ihrem Leibe herum, zapften Blut, aber alles war vergebens; sie wurde mit Schlangenhäuten umwickelt, um den bösen Einfluß der Krankheit zu verbannen. Es wurden Ziegen, ja selbst Ochsen für sie zum Opfer gebracht, um die Geister zu versöhnen, denn die waren erboßt, weil Columba Christin geworden war.

In all diesem bitteren Leid fand sie nur Trost im Gebet und in der Hingabe an Gott.

Als nun alle Mittel nichts halfen, sagte einer der Zauberer: „Weit weg von hier wohnt ein berühmter Zauberer, der in

den ärgsten Krankheiten noch helfen kann.“ Man ließ ihn kommen. Wieder gingen alle möglichen Kuren aufs neue an, natürlich ohne Erfolg. — Jetzt begannen jene Zeremonien, durch welche nachgeforscht wurde, wer die Schuld von Columbas Krankheit trägt, denn das steht bei den heidnischen Schwarzen fest, daß, wenn jemand stirbt, ein feindlicher Mensch die Schuld trägt. Und die weisen Doktoren konnten sich die ganze Krank-



Schwesterngemeinde von Bamania und zwei Schwestern von Bokuma,
in der Mitte Ehrwürdige Mutter Generaloberin, rechts Schwester Ebba,
links Mutter Nivarda

heit nicht anders erklären, als daß die Christen daran schuld seien. Ja, der christliche Glaube, der trug die Schuld an allem. Die Geister waren erobert und forderten von Columba selbst das Opfer, weil sie vom Glauben ihrer Väter abgefallen war. Seit nun Ndhlovoe davon überzeugt war, forderte er mit Entschiedenheit den Abfall vom Christentum. Columba, die durch das Leiden vor Gott eine Heldin geworden war, wies die Forderung entschieden und mit ruhiger Würde zurück. Ndhlovoe störte sich nicht daran; er hing seiner Frau gegen

ihren Willen eine Gallenblase von einem geschlachteten Opfertier um den Hals, welches ein offenkundiges Zeichen ist, daß die Person, welche sie trägt, Heide ist. Columba aber riß sie vom Hals und warf sie ins Feuer.

Als nun auch nicht die geringste Besserung eintrat, entfernten sich die Zauberer, und es wurde wieder ruhiger in Ndhlovoes Wohnung. Columba wußte nach und nach ihren Mann zu besseren Gedanken zu bringen, so daß er sie schließlich auf ihr anhaltendes Bitten zur Missionsstation brachte, damit sie dort gepflegt werde. Da kamen nun Tage des Friedens und der Freude für Columba; hier hörte sie kein Fluchen und Schelten, hier war sie nicht das Opfer heidnischer Gewalttätigkeiten. Sie blieb da mehrere Wochen. Auf dem Krankenbett empfing sie die erste heilige Kommunion; ihre Andacht und Eingezogenheit überraschte alle Anwesenden. Mit Hochachtung betrachteten sie diese edle Frau, die so viel duldete, um dem christlichen Glauben treu zu bleiben. Wie gerne wäre sie hier geblieben, wie gerne hier gestorben. Ach, sie fühlte wohl, daß sie nicht mehr lange zu leben hatte. Aber der stille Friede sollte hier auf Erden nicht lange ihr Anteil sein. Wieder stand der göttliche Meister vor ihr, beladen mit dem Kreuz und sagte: „Columba, folge mir.“ Der Gipfel des Kalvarienberges war noch nicht erreicht.

Eines Tages kam Ndhlovoe zu Pferd auf der Missionsstation an, um seine Frau zu holen. Dringend bat man ihn, seine todkranke Frau doch im Krankenhause sterben zu lassen; aber davon wollte er nichts wissen. „Wenn sie stirbt, will ich sie zu Hause haben“, sagte er, und damit nahm er die Arme zu sich auf den Sattel und ritt nach Haus. Mit heißen Tränen nahm Columba Abschied von dem geliebten Heim. Als sie an der Kirche vorbeiritten, warf sie noch einen langen schmerzlichen Blick dorthin, wo Jesus im Tabernakel wohnt; noch einmal schaute sie um, noch einmal winkte sie ein stilles Lebewohl.

Ndhlovoe war sehr vorsichtig im Reiten; er schonte die Kranke, wenigstens insoweit, daß er ihr das Reiten so leicht wie möglich machte. Unterwegs suchte er sie zu bewegen, doch zum Heidentum zurückzukehren. „Ach“, sagte Columba, „lieber opfere ich alles, als den Glauben an meinen Gott, den ich über alles liebe.“

Ohne jeden Unfall kamen sie in ihrer Wohnung an. Die zweite Frau empfing sie mit einem Blick, welcher Eifersucht und Widerwillen deutlich zu erkennen gab. Das tat der armen Kranken sehr weh. Als jedoch die Kinder hereingesprungen kamen und ihr Mütterchen liebkosend umringten, vergaß sie für einen Augenblick ihr Leid und fand ihr Glück und ihre Freude bei ihren Lieblingen. Jetzt hatte Columba den Gipfel

des Calvarienberges erreicht; sie verlangte, daß ihre Seele von den Banden des Leibes erlöst werde. Aber erst mußte sie noch ans Kreuz.

Columba wurde in ihrer Hütte ziemlich verwahrlost, nur die Kinder sorgten für sie, so gut sie konnten. Über Tag legten sie ihr Mütterchen vor die Hütte auf eine Matte, dann erzählten sie ihr alles auf kindliche Weise; das war der einzige Trost und die Aufmunterung für die Kranke. Columba zeigte ihre mütterliche Teilnahme und wußte die kleinen Herzen ihrer Lieblinge immer wieder auf Gott zu lenken. „Jesus lieben und dann zu den Schwestern gehen“, das flößte sie ihnen tief ins Gemüt. Als die Kranke fühlte, daß es mit ihr zu Ende ging, bat sie ihren Mann um den Priester. Der alte Heide wehrte sich erst, gab aber dann doch endlich nach und sandte einen Boten zur Mission. Der Missionar kam eilends zu Pferd mit dem Allerheiligsten. Inzwischen hatte Columba ihre Kinderchen geschickt, um Blumen und grüne Zweige zu holen. Von ihrem Krankenbett aus ordnete sie alles an. Eine Kiste mußte als Altar dienen, darüber wurde eine Decke gelegt und mit Blumen und Zweigen geziert. Auch rund um die Hütte war frisches Grün angebracht. Mit einem seligen Lächeln erwartete Columba den Besuch ihres Herrn und Gottes. Auch viele Heiden kamen in die Hütte und viele blieben neugierig draußen stehen, um zu beobachten, was der fremde Missionar da wohl machen wird. Als der Priester die weiße Hostie in die Höhe hob, auf die Kranke zutrat und die Worte sprach: „Sehet das Lamm Gottes . . . und „O Herr, ich bin nicht würdig“ und als sie die anwesenden Christen so ehrfurchtsvoll das Haupt neigen sahen, fielen manche Heiden unwillkürlich auf die Knie. Die Spendung der letzten Dlung wurde mit neugierigen Blicken verfolgt. Die Heiden konnten nicht begreifen, daß Columba so kurz vor dem Tod noch so ruhig und froh sein konnte. Für den Heiden ist der Tod immer etwas Schreckliches. Als der Priester mit der Kranken noch einige Gebete verrichtet hatte, wollte er sich entfernen. Columba gab ihm jedoch zu erkennen, daß sie noch etwas auf dem Herzen habe. „O Baba,“ sagte sie, „ich bin froh, daß ich sterben darf und daß ich jetzt zu Gott gehe, für den ich manches Opfer in meinem Leben gebracht habe. Aber eine Sorge drückt mich noch. Das sind meine Kinder. Mein jüngstes Töchterchen ist nun 2½ Jahre alt und glücklicherweise getauft; das Kind wird nicht mehr lange leben. Im Himmel werde ich es wiedersehen; dafür habe ich keine Sorge. Aber dann ist noch mein sechsjähriges Söhnchen. Du weißt, Baba, daß er getauft ist und daß ich ihn bis jetzt im Christentum erzogen habe. Wie wird es ihm gehen, wenn er nach meinem Tod in heidnische Hände fällt? Hilf doch, daß mein Mann ihn Dir überläßt.“

Der Missionar ließ Ndhlovoe rufen und machte ihm den versprochenen Vorschlag. Der Heide wollte jedoch nichts wissen, so sehr der Missionar sich auch anstrengte, ihn zu bereden. Endlich sagte der Priester: „Sei doch nicht so hartnäckig gegenüber Deiner sterbenden Frau und erfülle ihr diesen letzten Wunsch.“ Das half. Columba erhielt das Versprechen, daß der Sohn auf der Missionsstation erzogen werde. Nun war noch das älteste Mädchen übrig. Das wollte der Vater um keinen Preis weggeben. Er erklärte, daß sie zu Hause bleiben muß. Columba erreichte aber doch noch, daß er zusagte, daß sie Christin werden dürfe. Das Kind war nämlich noch nicht getauft. Mit erhobenen Händen flehte Columba den Missionar an, daß er doch ein wachendes Auge über das Kind halte, damit es bewahrt bleibe vor den Gefahren des Heidentums. Der Missionar versprach es ihr beim Abschied. Sie dankte ihm mit bewegter Stimme und bat ihn, beim heiligen Meßopfer ihrer eingedenk zu sein.

Nun war Columba bereit, zu Gott zu gehen; sie hatte, so gut sie konnte, für das Seelenheil ihrer Kinder gesorgt und wartete nun zufrieden auf den Tod. Aber so schwer wie das Leben war, so schwer sollte auch das Sterben sein. Drei Tage kämpfte sie mit dem Tode. Der Missionar kam noch einmal und gab ihr seinen Segen.

In den letzten Tagen wurde Ndhlovoe auffallend unruhig. Er sah verwirrt und aufgereggt aus; mehr als sonst ging er immer wieder zur Hütte seiner kranken Frau; er sprach jedoch wenig mit ihr, und auch die wenigen Worte waren kalt und gleichgültig.

Gegen Abend kam das Ende ihres Lebens immer näher. Jetzt gebot Ndhlovoe den Kindern, die Hütte zu verlassen. Columba streckte flehend die Hände nach ihnen aus, als wollte sie sagen: „Laß mir doch meine Kinderchen.“ Aber der hartherzige Heide trieb die Kinder mit zornigem Blick aus der Hütte; dann schloß er sorgfältig die Türe. Ndhlovoe war ein großer Zauberer, und bei diesen Volksbetrügereien spielen die Medicinen, welche aus menschlichen Körperteilen zusammengestellt sind, eine große Rolle. Da nun Columba im Sterben lag, wollte er sichtbar die Gelegenheit wahrnehmen, sich von seiner Frau Körperteile zu verschaffen. Er schnitt die Augen, das Herz und verschiedene andere Körperteile heraus. Am andern Morgen kam Ndhlovoe schon in aller Frühe mit einer Kiste zur Missionsstation. Es war schrecklich, die Kiste, aus welcher noch das Blut tropfte, zu sehen. Man öffnet dieselbe und fand darin die Leiche von Columba entseßlich zugerichtet. Auf den Vorwurf des Missionars, wie er doch seine Frau so mißhandeln konnte, erklärte er ganz ruhig, daß seine Frau bereits gestorben war, und daß er ihr aus dem warmen Leib die Zauberteile ge-

200

schnitten habe. — Das ist vor der Regierung nicht strafbar, und ein Beweis für das Gegentheil konnte nicht geliefert werden. — Und so ließ man den alten Sünder seines Weges gehen.

Nachmittags wurde die sterbliche Hülle der edlen Märtyrin beerdigt. Weinend standen die Kinder um das Grab ihrer Mutter; für sie hatte in Wahrheit ein edles Mutterherz zu schlagen aufgehört. Die älteste Tochter wollte nun nicht mehr zu Hause bleiben bei ihrer harten Stiefmutter; sie ging nach Centecow zur Schule. Ihr Vater, der sich erst dagegen wehrte, wendete nun nichts mehr dagegen ein. Das Kind ist nun herangewachsen zu einem lieben, schlanken, sanften Mädchen und ist in allem das Ebenbild ihrer Mutter. Bei der Taufe erhielt es den Namen Anastasia. Das kleinste Kind starb drei Tage nach dem Tode der Mutter in den Armen seines Schwesterchens. Ndhlovoe setzte seine Wahrsagerei fort wie früher; ein Christ zu werden bedeutete für ihn der Verlust irdischer Güter, und darum dachte er am liebsten gar nicht daran. Möge seine heiligmäßige Frau für ihn im Himmel die Gnade der Bekehrung erlangen.

Die edle Columba wird stets ein Vorbild für die Schwarzen des ganzen Gebietes bleiben; sie hat einen glänzenden Beweis geliefert, was Glaubenstreue und Glaubensstärke in einer Seele vermögen. In heldenmütigem Streit hat sie gekämpft mit dem Heidentum und ist Siegerin geblieben. Jetzt sieht man auf ihrem Grabe nur ein einfaches Kreuz mit dem Namen „Columba“. Aber das Kreuz sagt uns, daß sie, die darunter ruht, einer glorreichen Auferstehung entgegengeht. Das Kreuz sagt uns auch, daß Columba, welche als treue Kreuzträgerin dem Erlöser gefolgt ist, ihn nun auch in seiner Herrlichkeit schauen darf.

5

Freiheit

Ich hörte viel von Freiheit reden,
Da wollt' ich selber werden frei,
Lebt lang in dem geträumten Eden
Und fand, daß ich ein Sklave sei.

Denn ist die Herrschaft unsrer Sinne
Was anderes als Sklaverei?
Nun ging ich, suchte Gottes Minne
Und sieh', jetzt ward ich endlich frei.

5



Wie Mandhlovuzana Wahrsagerin geworden ist

Schw. M. Amata

Unter den Zauberern hat der Umgomo omkulu, der Hauptzauberer, die Pflicht, neu Eintretende anzulernen. Drei Monate muß die betreffende Person, ob weiblich oder männlich, von allen abgesondert leben. Diesem Gesetz mußte sich auch Mandhlovuzana unterwerfen. Drei Monate lebte sie in der Nähe des Hauptzauberers allein in einem Kraal und wurde in alle Regeln der Zauberei eingeweiht. Sie wurde belehrt, wie sie sich bei Krankheiten, bei Diebstählen, bei Schlägereien usw. benehmen soll und was sie zu tun habe. Während ihrer ganzen Lehrzeit durfte sie mit niemanden sprechen, nur mit dem Hauptzauberer. Wollte jemand sie sehen, so mußte er ein Geschenk mitbringen, Gold oder Schmucksachen, Perlen oder Kupferringe. Am Schlusse der drei Monate erhielt sie die Macht und die Erlaubnis, ihr Amt als Wahrsagerin auszuüben. Es wurde ein Fest veranstaltet, wobei eine weiße Ziege geschlachtet wurde. Mandhlovuzana schmückte dann ihr langes Haar mit der Gallenblase der Ziege und begann ihr Amt als Wahrsagerin auszuüben.

Es gibt vier verschiedene Klassen von Wahrsagern.

1. Die sogenannten Klatschenden. Diese beginnen ihr Geschäft mit Fragen. Jene, die von ihnen etwas erfahren wollen, müssen auf jede Frage, die an sie gestellt wird, mit den Händen

klatschen, leise oder stark. Klatschen sie leise, so ist es weit entfernt von dem, was sie wissen wollen, und stark ist ungefähr das, was sie erfragen. Jedesmal sagen sie beim Händeklatschen „sinavuma“ „so ist es“. Bald sind sie dann zufrieden und geben der Wahrsagerin ihren Lohn, viel oder wenig, je nachdem, was sie wissen wollten. Handelt es sich um Schlägereien, so zahlen sie wohl oft bis zu 5 oder sogar 10 L. Diese Sorte Wahrsagerinnen ist wohl am wenigsten boshaft.

Die zweite Sorte hat, wie man mir mitteilt, direkt mit dem bösen Geist zu tun. Sie erklären, nicht der Teufel sagt es ihnen, sondern die „Awapanzi“, jener aus der Unterwelt. So sagte mir einmal ein solcher Wahrsager: „Ich weiß, daß es zwei Herren gibt, einen weißen im Himmel und einen schwarzen in der Unterwelt; und jener in der Unterwelt ist der meinige. Er hilft mir Geld verdienen; er sagt mir alles, was die Leute bei mir erfragen und zeigt mir die richtige Medizin für schwere Krankheiten.“

Eine andere Wahrsagerin dieser Sorte sagte mir, nachdem sie katholisch geworden war, wie sie stets in der Nacht, ehe Leute zu ihr kamen, arg vom bösen Geist geplagt worden sei und wie er ihr dann das, was die Betreffenden wissen wollten, mitgeteilt habe.

Die dritte Sorte ist die ukutshay'amatambo, welche vermittels Knochen wahr sagen. Zu diesem Zwecke benützen sie die kleinen Knöchelchen von Ziegen und Pavianen. 40—50 solcher kleiner Knöchelchen, die sie in beiden Händen halten, werden gemischt und auf den Boden geworfen; in der Lage derselben sieht dann der Wahrsager seine Geheimnisse.

Die vierte Sorte endlich, die sogenannte neue, welche vor ungefähr zwanzig Jahren in Natal noch unbekannt war, verdient mit Tanzen ihren Lebensunterhalt. Diese Wahrsagerinnen scheinen direkt vom Teufel besessen zu sein. Sie sammeln sich stets in Gruppen. Ihr Hauptaufenthalt ist das noch wenig zivilisierte Zululand an der Grenze von Natal. Nur unter den allernächsten Verwandten üben sie ihr Amt aus: Geheimnisse entdecken, Verlorenes finden. Sie kennen die Religion von ganz fremden Personen und treffen nie mit einem katholischen Priester zusammen. Falls ein solcher in ihre Nähe kommt, machen sie weite Umwege. Ihre Hauptaufgabe ist das Tanzen. Sie schicken zu irgendeinem beliebigen Kraal die Nachricht, daß sie zum Tanz kommen werden. Der Kraaleigentümer läßt es dann überall bekanntmachen, und bald strömt eine Menge Volkes herbei. Alle ohne Ausnahme sind sehr zufrieden mit dem Tanz, wobei viel Geld gegeben wird. Es ist auch Sitte, daß jeder, der zu ihnen kommt, ihnen die Hand zum Gruß darreicht, seien es Bekannte oder Fremde. Einmal kam eine Christin mit ihren Verwandten, Seiden und

Protestanten, zu einem solchen Kraal. Der Heide begrüßt sie sofort mit einem Handdruck, die Katholikin und der protestantische Bruder unterließen es. Da sagte die Wahrsagerin zum Protestanten: „Warum begrüßt Du mich nicht? Du bist doch einer von den unsrigen und wirst mit uns in der Hölle brennen.“

Von dem Gelde, was sie mit Tänzen verdienen, verwenden sie nichts, ohne zuvor die Erlaubnis des Teufels eingeholt zu haben. Ein Augenzeuge erzählte, wenn der Wahrsager um die Erlaubnis fragt, fällt er wie tot zu Boden; eine ganz fremde Stimme spricht dann aus ihm, nachher weiß er aber nicht mehr, was er gesagt hat und die Anwesenden müssen es ihm erzählen. Im Falle einer Weigerung nimmt er ganz sonderbare unheimliche Gestalten an.

Hoffentlich verschwindet diese Sorte bald wieder, da auch im Zululand der katholische Glaube immer weiter verbreitet wird.

K

Sprichwörter und Sinnsprüche

Besser arm in Ehren, als reich in Unehren.

Der kleinste Feind ist wohl der dir von außen droht; der dir im Innern wohnt, verursacht größte Not.

Edel macht das Gemüt, nicht das Geblüt.

Fängst du dein Werk mit Beten an, ist's um die Hälfte schon getan.

Geld geht durch alle Türen, nur durch die Himmelstüre nicht.

Glaub denen nicht, die nach Ausreden haschen, wer sauber ist, will sich nicht waschen.

Häng an die große Glocke nicht, was jemand im Vertrauen spricht.

Mit Redlichkeit geh durch die Welt, das ist das beste Reisegeld.

Tadeln ist leicht, Bessermachen schwer.

Treue ist ein seltener Gast; halt ihn fest, wo du ihn hast.

Vergleichen und vertragen ist besser als zanken und schlagen.

Wächst die Ehre spannenlang, wächst die Torheit ellenlang.

Wenn das Aug nicht sehen will, da hilft weder Licht noch Brill.

Wer seine Kinder lehrt, mit Wenigem auskommen, der hinterläßt ihnen ein großes Vermögen.

Wer seine Feinde bezwingt, beendet wohl den Krieg; doch wer sich selbst bezwingt, gewinnt den schönsten Sieg.

Wie einer den Zaun hält, so hält er auch den Garten.

Reise unserer Ehrw. Mutter Generaloberin von Ost-Afrika zum Congo-Gebiet quer durch Zentral-Afrika

Von Schw. M. Ebba, Begleiterin der Ehrw. Mutter

Schon manch beschwerliche Reisen und harte Strapazen mußten wir im verflossenen Jahr auf uns nehmen, aber keine dieser Reisen kann in Vergleich gebracht werden mit dieser letzten Reise zum Congo, die eine Zeit von 25 Tagen in Anspruch nahm. Es war am 4. April, als wir mit der einbrechenden Dunkelheit unter Blitz und Donner von der Mission Morogoro hinab zur Stadt fuhren, um dort in der Sakristei der Kirche von Morogoro, die von der Mission besorgt wird, zu übernachten. Der Zug ging nämlich schon um 5 Uhr morgens von Morogoro ab. Der anhaltende Regen nötigte uns, schon am Abend zuvor abzufahren, denn des Morgens wäre es kaum noch möglich gewesen, wegen des schlechten aufgeweichten Weges. Der gute schwarze Lehrer von Morogoro hatte uns in der Sakristei zwei Betten hergerichtet und bot alles auf (natürlich nach seiner Auffassung), um uns ein angenehmes Nachtquartier zu verschaffen. Sogar die Moskitoneze fehlten nicht. Schwester Amabilis, die uns zur Bahn begleitete, verbrachte ihre Nachtruhe in einem Liegestuhl, ebenfalls in der Sakristei. Schon in aller Frühe machten wir uns reisefertig. Auf die heilige Messe und heilige Kommunion mußten wir leider verzichten, da das Allerheiligste nicht in der Kirche ist und auch kein Priester anwesend war. Die Schwestern hatten uns das Frühstück mitgegeben, und Schwester Amabilis ruhte nicht, bis wir uns gut gestärkt hatten. Es schien, als ahnte sie, daß ein langer Fasttag uns bevorstehe. Wir hörten schon gleich bei unserer Ankunft von großer Überschwemmung auf der Strecke nach Kigoma, welches unser nächstes Reiseziel war, und zögerten fast, die Reise zu unternehmen, bis wir von der Bahndirektion erfuhren, daß die Verbindung mittels Booten aufrechterhalten ist und es wohl noch Monate währen würde, bis die Bahn wieder durchfahren könnte. So reisten wir denn im Vertrauen auf Gottes Hilfe ab. Einige Stunden fuhr unser Zug ungestört durch die ostafrikanischen Fluren, und schon hegten wir die frohe Hoffnung, durchfahren zu können, als auf einmal zu beiden Seiten rauschende Wasser auftauchten und immer dichter den Bahndamm bespülten.

In kurzer Zeit war alles unter Wasser und nur mühsam keuchte das Dampfroß voran, bis das Wasser stets stärker wurde und ihm Stillstand gebot. Das weite Tal, das sich zwischen mächtigen Bergen ausbreitete, glich einem großen See. Schon drängten sich die Boote an den Zug heran, um die Passa-

giere aufzunehmen. Es entstand eine unangenehme Situation. Der Regen setzte wieder ein und jeder wollte zuerst ein Plätzchen im Boot finden, zudem mußte man noch für sein Gepäck sorgen. Die Wagen, Trittbrette und Boote — alles war vom Lehmschlamm bespült. Letztere lagen unten im Wasser und man mußte vom Bahndamm hinunterspringen in den Kahn. Sie können sich denken, daß wir in unseren weißen Habiten bald wie die Ziegelbäcker ausfahen, desgleichen auch die Mitreisenden. Es waren ungefähr 18 bis 20 Boote, die zu je 5 von einem Motorboot gezogen wurden. Die Kähne waren klein und so konnten nur wenige Personen darin Platz finden, zudem mußten wir noch stehen.

Es war wirklich ein interessantes Bild, als die Boote gleich Zügen über die Wasserfläche gleiteten. Ein leichter Wind brachte uns etwas Kühlung, denn trotz des Regens war es noch tüchtig heiß. So fuhren wir ungefähr eine halbe Stunde, als von ferne die Bäume und Sträucher aus dem Wasser emporragten als Beweis, daß das Wasser seichter wird. Auch ein Zug mit 3—4 Wagen wurde sichtbar. Die Motorboote ließen nun die Kähne los und schwarze Ruderer trieben dieselben an den Zug heran, wo wir nun hinaufkletterten. Diese Wagen waren genau so schmutzig als die ersteren, denn der Zug stand noch ziemlich im Wasser. Mittlerweile war es drei Uhr geworden, da dieselben Boote nochmals zurückfahren mußten, um die Eingeborenen zu holen, während wir alle samt dem Gepäck inzwischen in einem Wagen einquartiert wurden. Ehrw. Mutter und ich hatten zusammen ein Sitzplätzchen und konnten abwechselnd etwas ausruhen. Die arme Ehrw. Mutter sah so müde und angegriffen aus, so daß ich wirklich fürchtete, wir könnten nicht durchhalten. Ich versuchte an den Koffer zu kommen, um etwas Brot herausnehmen zu können, denn wir hatten seit morgens 4 Uhr weder etwas zu essen noch zu trinken bekommen können. Mein Bemühen war vergebens, denn das Gepäck war alles übereinander aufgestapelt. Es waren einige Kinder unter den Mitreisenden, die weinten laut vor Hunger und Durst. Endlich setzte sich unser Zug in Bewegung, aber nach kaum fünf Minuten mußte er schon wieder halten, da der Schlamm auf den Schienen das Fahren unmöglich machte. So mußten nun schwarze Arbeiter, tief im Wasser stehend, mit Spaten die Schienen frei machen. Ungefähr zwei Stunden ging die Fahrt in dieser Weise ganz langsam voran. Unheimlich rauschte das Wasser zu beiden Seiten. Seit Menschengedenken war eine solche Überschwemmung nicht dagewesen. Allmählich wurde das Wasser doch etwas weniger und schon glaubten wir, das Ärgste überstanden zu haben, als auf einmal der Zug wieder hielt und die Beamten alle Eingeborenen wieder aussteigen hießen. Auch unsere Reisegenossen und wir rüsteten uns zum Aussteigen, doch

206

die Beamten hielten uns zurück. Die ernststen Mienen derselben leihen uns nichts Gutes ahnen und wirklich — vor uns war ein gähnender Abgrund. Das Wasser hatte hier große Verheerungen angerichtet. Jedenfalls war an dieser Stelle die Brücke weggeschwemmt, große Bäume lagen entwurzelt in der Tiefe, der Boden war ganz zerklüftet, ein schreckenerregender Anblick. Über diesen Abgrund lagen so ungefähr 10 bis 15 Meter ohne jede Unterlage die Schienen, welche der Zug passieren mußte. Es herrschte Totenstille unter den Reisenden, während der Zug ganz langsam über diese gefährliche Stelle



Ostafrikanische Neger.

fuhr. Wir riefen innig die drei heiligsten Namen an und Gott sei Dank, stand der Zug bald wieder auf festem Boden. Gegen 6 Uhr abends erreichten wir einen kleinen Bahnhof, wo ein größerer Zug für die Weiterreise, die noch einen Tag und zwei Nächte dauerte, bereit stand.

Wir bekamen nun ein kleines Abteil für uns und zogen dann rasch unsere schwarzen Habite an. Inzwischen war die Nacht hereingebrochen und wir bemühten uns, etwas Tee oder Milch zum Trinken zu bekommen, denn das Butterbrot, das inzwischen recht trocken geworden war, konnte uns den Durst nicht löschen. Unser Bemühen war aber vergebens, obwohl wir bis neun Uhr warteten. Mit dem Gedanken: „Für Dich, o mein

Gott“ legten wir uns zur Ruhe. Der nächste Tag war der Passionssonntag, den wir ohne heilige Messe und heilige Kommunion im Zug verbringen mußten. Mit der Morgendämmerung des 7. April erreichten wir Kigoma, eine Stadt am schönen Tanganyika-See, den wir nun passieren mußten. Hier erwarteten uns zwei Schwestern von unserer Lieben Frau von Afrika, welche uns liebevolle Gastfreundschaft gewährten, denn unser Schiff, das uns nach Albertville bringen sollte, fuhr erst nachts zwölf Uhr ab. Zuerst ging es natürlich in die Kirche, wo wir noch der heiligen Messe beiwohnen und die heilige Kommunion empfangen konnten. Die guten Schwestern boten sich sogar an, unsere schmutzigen Kleider waschen zu lassen, damit wir dieselben dann auf der Rückreise wieder rein mitnehmen könnten. Wie wohltuend uns diese Liebe nach dieser beschwerlichen Fahrt berührte, können Sie sich wohl denken. Der liebe Gott möge es den guten Schwestern tausendfach segnen! Gegen acht Uhr abends brachten uns die Schwestern auf das Schiff. Im Belgischen Kongo ist die Umgangssprache französisch, also kamen wir jetzt vom Englischen ins Französische, d. h. für uns, vom Regen in die Traufe. Ein Glück, daß Ehrw. Mutter holländisch sprechen kann, wie es ja viele Belgier auch können. Der zweite Kapitän auf unserem Schiff war ein gemütlicher Holländer, der uns mit aller Freundlichkeit die notwendige Auskunft gab. Am 8. April, morgens, landete das Schiff in Albertville, von wo aus wir mit der Bahn nach Kabalo fahren mußten, das wir in einem Tag erreichten. In Albertville, einem anmutigen Städtchen, das sich am Ufer des Tanganyika-Sees hinzieht, erwartete uns ebenfalls eine Schwester von unserer Lieben Frau von Afrika, die Ehrw. Mutter Provinzialin selbst. Hier bei den Schwestern, die uns ganz in ihre Gemeinde aufnahmen, genossen wir dieselbe Liebe und Gastfreundschaft. Der Zug nach Kabalo fuhr erst Samstag, den 12. April, ab, und so waren wir genötigt, die Güte der Schwestern vier Tage in Anspruch zu nehmen. Diese stillen Tage widmeten wir mehr denn sonst dem lieben Gott und benutzten diese Zeit, unsere Geisteserneuerung zu halten. Neugestärkt fuhren wir dann Samstag morgens ab. Manche afrikanische Wildnis haben wir im letzten Jahre durchkreuzt, aber solch eine wildromantische Gegend war uns noch nicht zu Gesicht gekommen. Von den kegelartigen Bergen, die ganz vom undurchdringlichen Urwald bewachsen sind, stürzten wilde Bäche hinab in den Fluß, der mit seinem tiefgrünen Wasser das Tal durchzog. Durch den anhaltenden Regen war der Pflanzenwuchs sehr üppig. Vögel in purpurrotem, grünem, blauem und geflecktem Federkleid flatterten im Gebüsch und verschönerten die Wildnis. Gegen Abend desselben Tages erreichten wir Kabalo, ein kleines Städtchen am Kongostrom, wo unser

Schiff zur Weiterfahrt nach Rogola schon bereit lag. Am Palmsonntag, morgens, verließ das Boot Kabalo und gegen Nachmittag waren wir schon in Rogola. So mußten wir auch am Palmsonntag die heilige Messe und heilige Kommunion entbehren. In Rogola hatten wir bis zum nächsten Morgen Aufenthalt und konnten so des Nachmittags einige Stunden bei den Ehrw. Schwestern vom heiligen Kreuz verbringen, die



Große Wäsche!

hier mit den Vätern vom Heiligen Geist zusammen wirken. Auch hier wurden wir mit aller Liebe und Freundlichkeit empfangen und hatten nun Gelegenheit, den lieben Heiland im heiligsten Sakrament besuchen zu können.

Von Rogolo ging es wieder per Bahn nach Kindu, ebenfalls eine kleine Stadt am Kongoström, die wir um 10 Uhr abends erreichten. Unterwegs stieg der hochwürdige Pater Su-

perior der Mission von Kindu ein, welcher uns für den nächsten Morgen in seine Mission einlud und uns auch am Abend noch ans Schiff brachte, das hier für die Weiterreise nach Pontjerville bereitstand. Wir hatten einen heißen Tag hinter uns, der uns manchen Schweißtropfen kostete. In der Nacht wurde es kühler. Da wir aber nur einen einzigen Habit bei uns hatten, konnten wir die feuchten Kleider nicht wechseln und haben uns so einen starken Katarrh zugezogen. Wir hofften, uns gleich in die Kabine zurückziehen zu können. Leider waren diese noch nicht gerichtet, und so waren wir genötigt, auf dem Deck des Schiffes uns bis gegen 11 Uhr ein Plätzchen zu suchen. Des Morgens in aller Frühe, während alles auf dem Schiff noch in tiefem Schlaf lag, schlichen wir ganz leise hinab an der schlafenden Schiffswache vorüber und eilten in die eine halbe Stunde entfernte Mission von Kindu, um dort der heiligen Messe beizuwohnen und die heilige Kommunion zu empfangen. Nachher verbrachten wir noch einige Stunden bei den ehrwürdigen Schwestern vom heiligen Kreuz, die uns ebenfalls mit aller Liebe bewirteten. Am andern Morgen, nachdem wir noch einmal den lieben Heiland in der Missionskirche empfangen hatten, verließ das Schiff Kindu.

Drei Tage und vier Nächte mußten wir auf diesem Schiffe verbringen. Das Wasser des Kongostromes war sehr hoch, so daß die Schiffe des Nachts liegen blieben. Dazu sind viele gefährliche Stellen im Strom, die alle durch Zeichen kennbar gemacht sind, so daß die Schiffe sie umgehen können. Dessenungeachtet fahren die Eingeborenen in ihren ausgehöhlten Baumstämmen, Piroque genannt, unbesorgt über den Strom. Mir schwindelte es, als ich zum erstenmal diese kleinen, schmalen Fahrzeuge sah, die oft in den Wellen zu verschwinden schienen. Mehrere sahen wir umkippen, doch nach kurzer Zeit tauchten die Insassen wieder aus dem Wasser empor und im Moment standen wieder alle in ihren Rähnen. Die Schwarzen können schwimmen wie die Fische. Während unseres Aufenthaltes auf diesem Schiff entstand ein heftiges Unwetter, wie wir es auf dem Wasser noch nicht erlebt haben. Die Wellen des Kongostromes bäumten sich auf, ähnlich denen des Ozeans, dichter Nebel hüllte alles ins Dunkle und es entlud sich ein starkes Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen. Gott sei Dank arbeitete sich unser Schiff tapfer durch. Bei solchen Gelegenheiten ist der Gedanke, daß wir überall in der Hand Gottes sind, besonders tröstlich. Ein anderes Mißgeschick traf uns noch auf dieser Reise. In unsere beiden Koffer waren die Ameisen gekommen. Sogar unsere Kleider, die über Nacht an der Wand hingen, verschonten sie nicht. Unser Reiseproviant, der ohnehin schon recht schmal geworden war, mußte besonders herhalten. Alles wimmelte von Ameisen und wir mußten uns

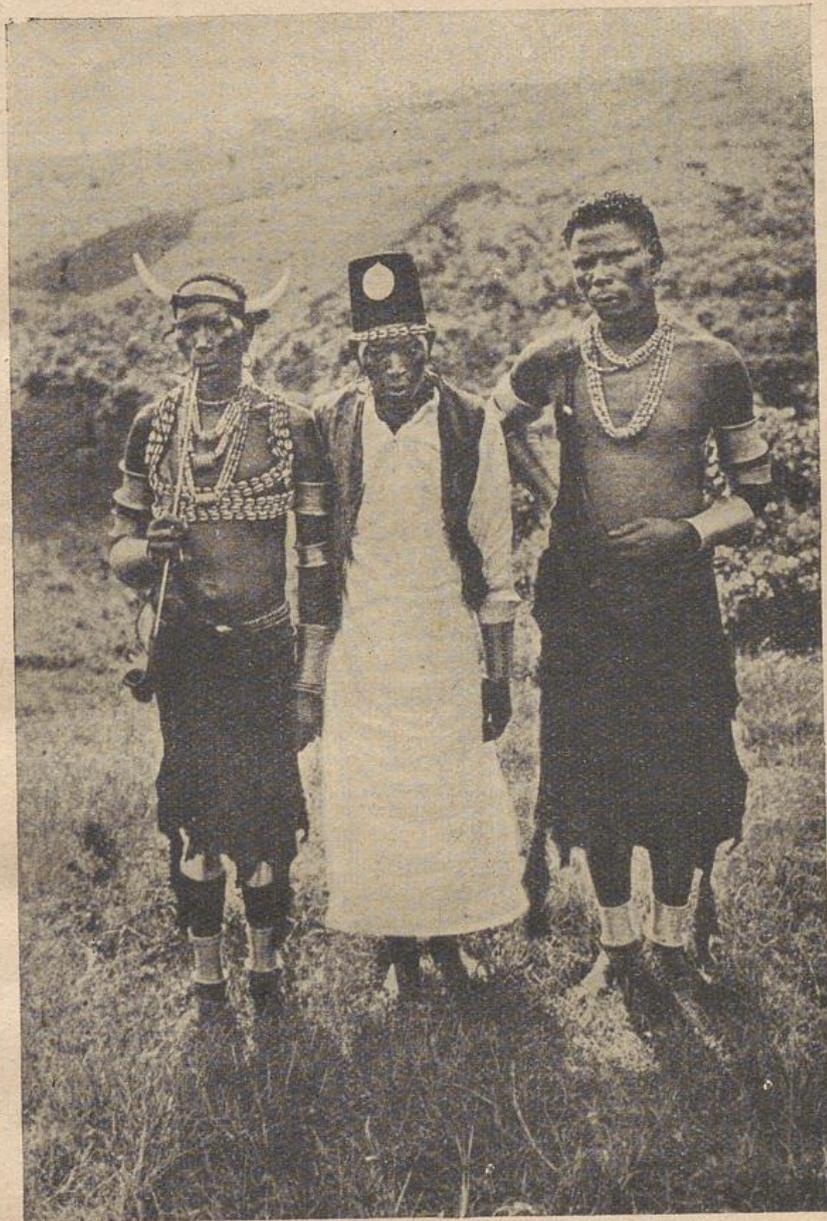
wirklich plagen, um alles wieder rein zu bekommen. Dazu gab es hier auch sehr viele Moskitos. Der Boden am Deck des Schiffes war oft ganz schwarz davon. Außerdem belästigten uns noch andere Käfer und Ungeziefer. — Donnerstag, den 17. April, erreichten wir Ponthierville. Es war höchste Zeit, denn der Katarrh von Ehrw. Mutter verschlimmerte sich sehr und ein starker Husten war noch hinzugekommen. Der hochwürdige Herr Pater Superior ließ uns mit seinem Auto vom Schiff abholen und brachte uns in seine Mission, wo wir den Nachmittag verbringen konnten. Am nächsten Morgen ging es per Bahn nach Stanleyville, das wir in sechs Stunden erreichten. Ehrwürdige Mutter wurde während der Fahrt so krank, daß sie sich nicht mehr aufrichten konnte, und wir richteten auf dem Sitzpolster ein Plätzchen zum Liegen. Da der Zug keinen Speisewagen hatte, konnten wir uns auch keine Stärkung verschaffen. Unser letztes Brot war dermaßen ver-schimmelt, daß wir es nicht mehr genießen konnten. Es war der heilige Karfreitag. Der Gedanke an das bittere Leiden unseres Erlösers gab uns immer wieder Mut und Kraft. Gegen Mittag erreichten wir ein Hotel, wo die Reisenden ihr Mittagsmahl einnehmen konnten. Ehrw. Mutter konnte nicht hinaufgehen und zudem gab es ja doch nur Fleischspeisen. Ich bestellte uns deshalb Thee und Brot, da Ehrw. Mutter sonst nichts genießen konnte. Die guten Leute hatten uns aber das Brot gut mit Leberwurst bestrichen und so mußten wir uns mit dem Tee allein begnügen.

Endlich fuhr der Zug in Stanleyville ein. Zwei Schwestern der Missionarinnen Mariens holten uns am Bahnhof ab. Da das Kloster der Schwestern an der anderen Seite des Stromes lag, mußten wir nun gleich mit einem Rähnen über den Strom fahren. Durch die Freundlichkeit eines mitreisenden Herrn erhielt Ehrw. Mutter einen Stuhl zum Sitzen. Des Hochwassers wegen war die Strömung so stark, daß das Boot tüchtig ins Schwanken kam. Ehrw. Mutter, ganz geschwächt von der langen Reise, bekam jetzt auch noch die Seekrankheit. Ja, den Karfreitag des Jahres 1930 werden wir wohl gut in Erinnerung behalten. Die Schwestern taten nun wieder alles für uns, und Ehrw. Mutter mußte sich gleich zur Ruhe begeben. Gott sei Dank war Ehrw. Mutter am heiligen Ostersfest wieder so weit hergestellt, daß sie der heiligen Messe beiwohnen konnte. Hier in Stanleyville mußten wir nämlich sechs Tage warten auf das nächste Schiff nach Coquilhatville, dem Endziel unserer Reise. Es war gut; so konnte sich Ehrw. Mutter wieder etwas erholen. Am zweiten Ostertag nahmen mich die lieben Schwestern mit in ihr Sanatorium, das für kranke Eingeborene errichtet ist. Den halbstündigen Weg mußten wir in einem ausgehöhlten Baumstamm auf dem

Kongostrom zurücklegen. Ehrw. Mutter konnte leider noch nicht mitfahren. Mir bangte, als ich in das schwankende Fahrzeug stieg, aber das gute Beispiel der beiden Schwestern, die so mutig einstiegen, nahm mir denn auch die Furcht. Die schwarzen Ruderer taten ihr Bestes, so daß wir bald unser Ziel erreichten. Eine der Schwestern konnte flämisch sprechen und erzählte, daß vor drei Tagen ein Kind von einem Krokodil ins Wasser gezogen wurde und nicht mehr gefunden werden konnte. Im Kongostrom sind nämlich die Krokodile zu Hause. — Am Donnerstag, den 24. April, lichtete der „Brabant“, das Schiff, welches uns nach Coquilhatville brachte, die Anker. Nun stand uns eine Reise von 5½ Tagen bevor. Unsere Aussicht war während dieser Zeit eine große Wassermüste, denn der Kongo hatte seine Ufer weit überschritten. Dieselben sind umsäumt von einer undurchdringlichen Wildnis. Ab und zu begegnete uns ein Schiff oder es kam ein kleiner Posten, wo das Schiff anlegte. Des Nachts lagen wir stets an einem Dorf der Eingeborenen, das sich längs des Flusses hinzog. Die Stromschiffe sind ganz anderer Art wie die Schiffe des Ozeans. Gewöhnlich sind an der Rückseite ein bis zwei große Wasserräder angebracht, die die Dampfkraft unterstützen. Der untere Teil des Schiffes ist ein großer Raum, wo das Holz zum Heizen der Maschine aufgestapelt wird. Gleichzeitig dient dieser Platz, der die ganze Länge des Schiffes einnimmt, auch zum Aufenthalt für die Eingeborenen, die oft recht zahlreich auf Reisen gehen.

Auch Schweine, Ziegen, Hunde, Katzen, Hühner, Hähne und Enten, alles ist in diesem Raum. Jedes Schiff führt nämlich sein Schlachtvieh mit sich. Am Ende des Schiffes ist hinter einem Gitter das Gepäck aufbewahrt und die Frachtsendungen. Sie können sich denken, daß es da unten oft laut zugeht. Der zweite Stock ist in Kabinen für Europäer eingeteilt, ebenso ist dort der Speisesaal und die Küche. Alle Arbeiten werden nur von den Schwarzen ausgeführt. — Im dritten Stock ist die Wohnung des Kapitäns und einige Luxus-Kabinen mit Eßsalon für die hohen Herrschaften der Regierung oder hoher geistlicher Würdenträger. An den Seiten der Kabinen ist das Deck, wo sich die Passagiere in der frischen Luft, mitunter auch in der heißen Sonne, aufhalten können. Obwohl der Ausblick nicht abwechslungsreich ist, so bietet er doch manches Schöne und Interessante. Oft glaubt man, in der Ferne schöne Parkanlagen zu sehen, denn die hohen Bäume des Urwaldes, die majestätischen Palmen sind durch Schlingpflanzen oft bogenartig verbunden und die herabhängenden Zweige prangen im Blumenflor der Schlinggewächse. Auch vielen kleinen Inseln begegnet man, die gleich Rundells im Flußbett liegen. Besonders schön ist es am Abend, wenn der Mond

mit seinem Silberlicht die Wildnis beleuchtet und ungezählte Leuchtkäferchen und Leuchtschmetterlinge über die Wasserfläche schwirren. Auch das Schiff trägt zur Illumination bei. Aus



Ein hübsches Trio (Ost-Afrika)

dem großen Kamin sprühen die Funken gleich einem Feuerregen hoch in die Luft und fallen ins Wasser zurück. — Der liebe Gott erfreut die Menschen überall durch die Schönheiten der Natur.

Im Kongogebiet sind die Neger hier in der Wildnis größtenteils noch unbekleidet. Sie ernähren sich hauptsächlich vom Fischfang. Die Wohnungsverhältnisse sind hier besser wie in Natal, weil die Regierung die Eingeborenen hierin unterstützt, und diesbezügliche Anweisungen gibt.

Oft sieht man Lehmhäuser mit 3—4 Räumen und einer kleinen Veranda. — In diese Reisezeit fiel auch der erinnerungsreiche „Weiße Sonntag“, der Tag der Erstkommunion der Kinder. Auch diesen heiligen Tag mußten wir ohne heilige Messe und heilige Kommunion verbringen. Dazu gefiel es dem lieben Gott, uns noch ein anderes Kreuzchen zu schicken. Ehrwürdige Mutter wurde wieder krank und die Anzeichen waren so, daß wir befürchteten, es könnte Typhus sein. Doch der liebe Gott half nochmals in der Not. Am Nachmittag trat etwas Besserung ein und am nächsten Tag war Ehrwürdige Mutter wieder ziemlich hergestellt. Es war ja nicht zu verwundern bei den fremdartigen Mahlzeiten und zudem setzte uns das heiße Klima auch etwas zu, besonders, da unsere schwarzen Habite fast nicht mehr trocken wurden. Endlich, am 29. April, erreichten wir Coquilhatville, die Hauptstation von Bamanian. Ehrw. Mutter Nivarda und zwei der hochwürdigen Patres holten uns mit dem Auto vom Schiff ab und brachten uns unter Blitz und Donner in die Mission von Coquilhatville, wo wir zuerst Monsignor v. Goethem einen kleinen Besuch abstatteten. Nachdem das Unwetter sich gelegt hatte fuhren wir nach Bamanian, das ungefähr zwei Stunden von Coquilhatville entfernt ist. Inzwischen war die Natur wieder mit goldenem Sonnenschein überflutet zur Freude der lieben Schwestern, die sich mit den Kindern und den Christen der Mission um das Schwesternhaus versammelt hatten zur Begrüßung der Ehrwürdigen Mutter. Die Veranda prangte im Blumenschmuck und die Fahnen flatterten im Sonnenschein. Die Freude war wirklich groß. Auch die hochwürdigen Herren und das Volk teilten die Freude der Schwestern.

Dem schönen Begrüßungsgedicht der Kleinen folgten Lieder und Reigen, unter der Leitung von Schwester Auxilia so schön vorgeführt, wie wir es von so einfachen Naturkindern nicht erwartet hätten. Die alten Katechisten, die Ehrwürdige Mutter schon vor 24 Jahren kennengelernt hatten, waren im Feststaat erschienen und hatten es besonders wichtig, ihre Willkommensfreude zu äußern. Sie meinten ganz treuherzig, damals waren sie noch jung und schön und jetzt seien sie schon alt geworden. Die Neger sind alle große Kinder.

Ehrwürdige Mutter war sehr erstaunt über den großen Fortschritt der Mission seit ihrem letzten Besuch vor 24 Jahren. Mehrere neue Gebäulichkeiten sind inzwischen erstanden, so das Schwesternhaus mit dem trauten Kapellchen, die Mädchenschule

und das Wohnhaus der internen Kinder der Mission ganz in der Nähe der Schwesternwohnung. Alle Gebäude sind in Stein aufgeführt. Die wohlgepflegten Anlagen heben das Ganze, so daß man sich schnell heimisch fühlt. Besonders die Schule hat einen großen Aufschwung genommen. Für die Knaben ist bereits eine Normalschule errichtet, die von den ehrw. Schulbrüdern geleitet wird. Sobald wir mehr Kräfte für die Schule haben, möchte Monseigneur auch für die Mädchen eine solche Schule errichten. Obwohl das Volk noch nicht so vorangeschritten ist, so beginnt doch allmählich unter den Mädchen das Verlangen zu erwachen, sich dem lieben Gott im Ordensstande zu weihen. Mehrere Mädchen haben sich bereits bei der Ehrw. Mutter mit diesem Wunsche gemeldet. Wir empfehlen diese Kinder recht innig Ihrem frommen Gebete, damit sie der Gnade treu bleiben, denn die Gefahren und Kämpfe sind sehr groß, die die armen Kinder zu bestehen haben. — Die Schwestern haben einen großen Einfluß auf das Volk und können besonders auch in der Krankenpflege viel Gutes wirken. Groß und klein kommen zu den Mamas, wie sie die Schwestern nennen, um Rat und Hilfe zu suchen. Mutter Nivarda ist die „Mutter“ für die ganze Umgegend. Die Schwarzen erzählen, daß vor vielen Jahren ein reicher, mächtiger Häuptling im Kongo gestorben sei. Dessen Geist ist nach Europa gegangen und ist dann als „Mutter Nivarda“ wieder in ihr Land zurückgekommen. Manch drollige Geschichten haben wir dort erlebt.

Schluß folgt.

K

Gebetserhörung

Der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu innigsten Dank für Erhörung in drei verschiedenen Anliegen. Neuenbeken.

Aus Dankbarkeit für erlangte Hilfe in verschiedenen Anliegen sende ich gleichzeitig Mk. 3.— für die Mission. Kleinwenkheim.

Innigsten Dank dem heiligen Vater Joseph, dem heiligen Judas Thaddäus, der kleinen heiligen Theresia und der heiligen Rita für Erhörung in einem großen Anliegen. Raschitz, Schw. S.

Der allerseeligsten Jungfrau und Mutter Maria herzlichsten Dank für die wunderbare Hilfe in einem großen, schweren Anliegen.

Möchten doch alle erkennen, daß ihre mächtige Fürbitte nie umsonst angerufen wird. Schw. M. A.

K

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Brügge Mk. 21.—, Theresia, Diefflen Mk. 84.—
für vier Heidenkinder, Warburg Mk. 21.—, Maria, Salzkotten Mk. 21.—,
Elisabeth, Conzen Mk. 21.—, Anna.

Für die Mission: Hundsfeld Mk. 10.—, Oppeln Mk. 2.—, Olpe
Mk. 2.50, Wieschowa Mk. 5.—, Kleinwenkheim Mk. 5.90, Hamborn
Mk. 7.50, Sigmaringen Mk. 2.50, Neuenbeken Mk. 3.—, Miesenheim
Mk. 4.—.

Almosen: Niederbachem Mk. 12.50.

Für die Missionschule; zur Ausbildung armer Missionschülerinnen:
Wassenberg Mk. 35.—, Friedritt Mk. 20.—.

„Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende,
denn die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige.“ Diesen Wunsch
äußerte einst der liebe Heiland seinen Jüngern gegenüber und in ihnen
auch uns; wird er darum nicht doppelt jene segnen, die durch ihr Scherf-
lein mithelfen, daß auch ärmere junge Mädchen, die so gern ihre Kräfte
und Talente in den Dienst der Mission stellen wollen, ihr erhabenes Ziel
erreichen?

Allen lieben Wohlättern ein recht herzliches Vergelt's Gott! Es segne
und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn
Jesu Christi!

3

Rösselsprung

			schlecht	D			
		Herz	be-	Gott	wie		
		un-	fer	e-	lend		
	wenn	die	chung	ist	hie-	nie-	
stü-	ret,	Ver-	su-	der	Mensch	den	wenn
zer-	Glück	ist	schnell	den	blin-	die	er
	fer	un-	wie	La-	dem	Hand	
		D	Gott	ster	reicht		

3

Auflösung des Königszuges

Es gibt Menschen, die ihre Wege gehen
So schlicht und einfach und unbeirrt,
Die wie Leuchten im Leben stehen,
In deren Nähe man besser wird.

Caritasblüten

Nr. 10

Oktober

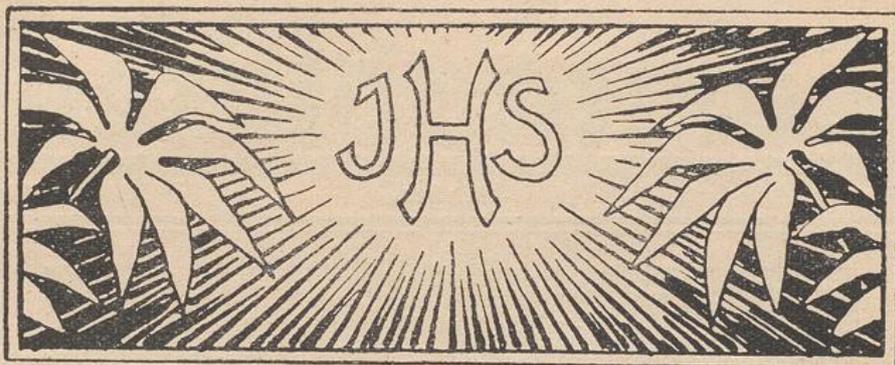
1930



VON STEINLE PINXIT.

BK

Madonna im Rosenhag.



Passionsblumen der Missionschwestern vom kostbaren Blut

Im fernen Ost-Afrika auf britischem Gebiet, liegt auf einer Anhöhe, Vorgebirge möchte ich es fast nennen, im Schatten hoher Kokospalmen eine Niederlassung der Väter vom Heiligen Geist, die Missionsstation Bura. Sie besitzt bereits eine aus Stein gebaute, geräumige Kirche, ein Marienhaus, mehrere Schullokale, ein Wohnhaus für die hochwürdigen Patres und ein Schwesternklösterchen, nebst den notwendigen Wirtschafts- und Ökonomiegebäuden.

Wenn wir das Auge in die Ferne schweifen lassen, so breitet sich vor unsern Blicken eine endlose Steppe aus, kaum können wir noch die allgemeine Karawanenstraße unterscheiden. Am Fuße des Hügelabhanges sehen wir eine Baumwollpflanzung. Der Hügel selbst ist bewachsen mit blühenden Kaktusbäumen und verschiedenem Grün; meist stacheligem Gebüsch. Hinter uns begenet der Blick einer herrlichen Gebirgslandschaft, dichtbewachsenen Bergen, tiefen Schluchten und zerklüftetem Gestein. Die Eingeborenen sprechen mit einigen Ausnahmen die Suaheli-Sprache.

Zur Zeit unserer Erzählung, September 1914, leitete der hochwürdige Pater Müller aus der Kongregation der Väter vom Heiligen Geist die Station. Drei Missionschwestern aus der Genossenschaft der Missionschwestern vom kostbaren Blut, Schwester M. Genesia, Oberin, Schwester M. Hermenegildis und Schwester M. Eustachia, unterstützten ihn in seiner Missionstätigkeit. Soeben war die Kunde vom Ausbruche des Weltkrieges auch nach Bura gedrungen und hatte das Herz des eifrigen Missionars mit banger Sorge erfüllt. Gedankenvoll überflog sein Auge die Gegend und blieb dann auf dem Missionskirchlein ruhen. Auf seiner Kirche — in der das heilige Taufwasser schon über so viele schwarze Krausköpfe ge-

flossen war, — in der sein priesterlicher Segen so manches neu-
bekehrte Paar fürs Leben verbunden hatte! Würde der Krieg
seine zerstörenden Wellen auch bis hierher schleudern? oder
würde es ihm vergönnt sein, bei seinen schwarzen Christen zu
bleiben? Würde das mit so vieler Mühe und so großen Opfern
Erworbene der Mission erhalten bleiben? Wer wußte es?

Bald, leider nur zu bald, sollten sich seine trüben Ahnungen
verwirklichen, jedoch in ganz anderer Weise, als er gefürchtet.

Vor mehreren Jahren hatte sich in der Nähe von Bura ein
anglikanischer Prediger niedergelassen. Er sah das Wirken
und Arbeiten des katholischen Priesters und der Missions-
schwestern. Haß und Neid bemächtigten sich seiner Seele und
auf alle mögliche Weise suchte er ihre segensreiche Tätigkeit zu
hintertreiben. Schon manchen Verdruß, manche Schwierigkeiten
hatte der Prediger dem katholischen Priester und den Schwestern
verursacht, doch ohne viel Erfolg.

Da brach der Krieg aus! — Das schien ihm die günstigste
Gelegenheit, um sich für immer der katholischen Nachbarschaft
zu entledigen. Und er zögerte nicht! Es kam ihm sehr gelegen,
daß der Sammelplatz der englischen Truppen nur eine kleine
Strecke von seinem Wohnort entfernt war. So erschien eines
Tages der Prediger daselbst und beschuldigte den katholischen
Priester und die Missionswestern des Verrates und der
Spionage. Er fand leicht Glauben bei seinen Landsleuten, da
die Beschuldigten der feindlichen Nation angehörten, der Pater
war wohl Elsässer, die Schwestern aber aus Deutschland und
Österreich. Das Urteil war schnell gefällt!

Es war am 6. September, als die Hiobspost eintraf. — Un-
verweilt sollte der Pater Missionar abgeführt werden, er war
gerade in der Kirche und hielt den Gottesdienst. Noch eine
kurze, ergreifende Ansprache an seine lieben Schwarzen — und
ehe die armen Leute noch recht begriffen hatten, um was es
sich handle, war ihr treuer Hirte schon auf dem Weg in die
Gefangenschaft. Er wurde in die Küstenstadt Mombasa ge-
bracht und von da nach Bombay in Indien.

Nach der Gefangennehmung des hochwürdigen Paters waren
die drei Missionswestern in großer Bestürzung zurückge-
blieben. Sie ahnten, daß ihres Bleibens auf der Station auch
nicht mehr lange sein würde und ihre Ahnung hatte sie nicht
betrogen. Es waren kaum einige Stunden vergangen, da
sahen sie ein Gefährt, das sich der Mission näherte, es war be-
stimmt, um sie in die Verbannung zu bringen.

Mit schwerem Herzen wurde schnell das Notwendigste zu-
sammengepackt, ein langer schmerzlicher Blick umfaßte noch
einmal die liebgewordene Stätte, zum letztenmal fuhr die
Hand der Schwester liebkosend und abschiednehmend über die
dunklen Krausköpfe der lieben Kleinen, die laut weinend und

schreiend die geliebten Schwestern festzuhalten suchten. Schluchzend riefen sie immer wieder: „Mutter, geh' nicht fort.“ „Mutter, warum gehst du fort, wir haben dich doch lieb.“ — Selbst die harten Krieger konnten sich der Rührung nicht erwehren, als sie die Kinder mit Gewalt von den Schwestern entfernen mußten.

Unter militärischer Begleitung wurden die Schwestern bis Voi gebracht. Oft noch wandte sich ihr tränenfeuchter Blick zurück nach der verlassenen Missionsstation, die ihnen zur zweiten Heimat geworden war. Schwester Genesis faßte sich zuerst, ihre bebenden Hände umfaßten innig das kleine Brustkreuzchen, und es den beiden Schwestern zeigend, sagte sie: „Er hat unschuldig gelitten, nicht weil Er mußte — sondern weil Er wollte — laßt uns Ihm nachfolgen.“

Nach einem zweiwöchigen, an Entbehrungen überreichen Aufenthalt in Voi, wurden die Missionschwestern durch die fieberreiche Steppe nach Mombasa befördert, wo sie bei den französischen Patres, den Vätern vom Heiligen Geist, liebevolle Aufnahme fanden. Leider war ihres Bleibens hier nicht lange, infolge der überstandenen Leiden und Entbehrungen, hatten sie beständig mit dem Fieber zu kämpfen, besonders Schwester Hermenegildis konnte sich nicht mehr erholen und siechte langsam dahin. Sie wurde deshalb im öffentlichen Krankenhaus untergebracht, was für die armen Schwestern keineswegs eine Verbesserung ihrer traurigen Lage bedeutete! Die Pflegerinnen, sowie der englische Arzt kamen ihnen mit Mißtrauen entgegen. Schwester Hermenegildis' Zustand verschlimmerte sich täglich, doch man schien es nicht zu bemerken. Durch liebevolle, aufmerksame Pflege suchten deshalb die beiden Schwestern der Leidenden einen Ersatz zu bieten „dafür“, daß sie ihr keinerlei Erleichterung verschaffen konnten. Die Krankheit war, was der Arzt erst nach ihrem Tode konstatierte, in ein bössartiges Typhusfieber ausgeartet. O, was mußte die gute Schwester Genesis viele vergebliche Bitten tun, bis der Arzt ihr endlich erlaubte, einen Priester rufen zu lassen, um der Kranken die heiligen Sterbesakramente zu spenden! — Und es war höchste Zeit! — Zwei Stunden später hatte Schwester Hermenegildis ausgelitten. Es war am 25. Januar 1915.

Die aufopferndste Pflege ihrer zwei Leidensgefährtinnen hatte den Tod nicht von ihr fernhalten können. Unsagbar groß war der Schmerz der beiden Zurückgebliebenen, waren doch ihre Herzen durch das gemeinsam ertragene Leid, so innig miteinander verbunden. Ganz niedergebeugt von Schmerz schrieb Schwester Genesis an ehrwürdige Mutter Generaloberin: „Seit September mit außergewöhnlichen Leiden, Opfern und Prüfungen ganz vertraut geworden, will mir doch ob dieses Verlustes das Herz fast brechen. Meine zitternde Hand vermag

kaum zu schreiben.“ Ach, die gute Schwester Oberin ahnte nicht, als sie diese Zeilen schrieb, daß ihrer noch mehr Opfer warteten, und daß ihr das Herz wirklich brechen sollte!

Einige Tage nur ruhte Schwester Hermenegildis im Grabe, da zeigten sich auch bei Schwester Eustachia die Anzeichen von Typhusfieber. Ihr entkräfteter Körper, geschwächt durch die Leiden und Opfer der letzten Zeit, konnte der Krankheit keinen Widerstand mehr bieten. Schwester Genesis wich nicht von ihrem Lager, gönnte sich Tag und Nacht keine Ruhe, doch alles umsonst, der liebe Gott verlangte auch dieses Opfer von ihr — und großmütig, wenn auch mit blutendem Herzen brachte sie es.

Am 28. Februar schlug die Trennungsstunde, Schwester Eustachia starb in den Armen von Schwester Genesis. — Doch sollte die Trennung der drei so innig Verbundenen nicht lange währen. Fünf Tage später kämpfte Schwester Genesis auch den letzten Kampf. Fünf Tage nur und die edelmütige Dulderin war wieder mit ihren geliebten Schwestern vereint. Jubelnd flog ihre im Schmerz geläuterte Seele himmelwärts, um ewig und in unaussprechlicher Wonne zu genießen, was nach den Worten des heiligen Völkerapostels Paulus, Gott denen bereitet hat, die ihn lieben!

Treu ergeben ihrer Genossenschaft bis zum letzten Atemzug, schrieb Schwester Genesis, als sie ihr Ende nahen fühlte, mit ersterbender Hand noch ein Briefchen an die ehrwürdige Mutter Generaloberin. Durch den holländischen Konsul in Mombasa wurde dieses letzte Zeichen kindlicher Anhänglichkeit der Genossenschaft übermittelt. Es war nur ein halber Briefbogen mit Bleistift geschrieben, und was enthielt er? Worte der Liebe und Dankbarkeit für ihre geistliche Mutter, ehrwürdige Mutter Generaloberin und für ihre Mitschwestern, sowie für ihre lieben Angehörigen in der fernen Heimat. Er enthielt ein herzliches „Deo gratias“ für die unschätzbare Gnade der Beharrlichkeit im heiligen Berufe.

Drei „**Passionsblumen**“ waren es, entsprossen in der Genossenschaft der Missionschwestern vom kostbaren Blut, zur herrlichen Blüte geworden, brach sie der Erlöser „**Tod**“ in dem kurzen Zeitraum von nicht ganz sechs Wochen.

*

Und was ist aus dem Verleumder geworden? — An ihm hat sich das Sprichwort bewahrheitet: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“ oder „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonne.“ Er konnte dem Glanz des Goldes nicht widerstehen, viel Geld wollte er verdienen, schnell reich werden. — Er ward zum Verräter an seinem Vaterland! Auf frischer Tat ertappt und durch die aufgefundenen Beweise überführt, ergab sich auch die Unschuld des katholischen Priesters und der drei Missionschwestern. Der Prediger ge-

stand, daß er den Missionar und die drei Schwestern fälschlich beschuldigt habe. Er wurde als Vaterlandsverräter zum Tode durch den Strang verurteilt. „Möge Gott seiner armen Seele ein gnädiger Richter sein!“

Der hochwürdige Vater Missionar wurde sofort aus seiner Haft entlassen und ihm erlaubt, frei in seine Missionsstation zurückzukehren. Die drei Schwestern weilten nicht mehr unter den Lebenden, als ihre Schuldlosigkeit offenbar wurde.

Nach seiner Freilassung reiste der hochwürdige Vater nach Europa. Gelegentlich dieser Reise kam er auch nach Holland und besuchte das Mutterhaus der Missionschwestern vom kostbaren Blut. Jetzt erst, nachdem die eingehenden Schilderungen des hochwürdigen Missionars die kurzen Berichte der drei Schwestern vervollständigt, ergab sich ein klares Bild dessen, was die drei Missionarinnen zu erdulden gehabt hatten.“ Wir hoffen, daß die so früh Dahingegangenen am Throne Gottes der Genossenschaft der Missionschwestern vom kostbaren Blut viele neue Arbeiterinnen für den Weinberg des Herrn erbitten werden.

2

Bericht aus dem Mutterhaus

Am 14. und 15. August fand wieder die erhebende Feier der Einkleidung und Profess-Ablegung statt. Gerne teilen wir unsern Lesern und Leserinnen die Namen der glücklichen Bräute Christi mit:

Es wurden eingekleidet:

Postulantin	Jungen	Schw.	Irenäa	aus	Westfalen
"	Leinen	"	Regia	"	Saargebiet
"	Zloklikowicz	"	Juvenalis	"	Österreich
"	Schmitt	"	Edgarda	"	Bayern
"	Jacops	"	Bettina	"	Rheinland
"	Weidenbacher	"	Merita	"	Württemberg
"	Winterling	"	Silvestris	"	Hessen-Nassau
"	Hemmers	"	Custodia	"	Rheinland
"	Hülsken	"	Reginata	"	Westfalen
"	Conzen	"	Clothwiga	"	Rheinland
"	Kullas	"	Wenera	"	Schlesien
"	Hassler	"	Lothara	"	Saargebiet
"	Stobrawe	"	Klimaka	"	Schlesien
"	Bollmuth	"	Leonides	"	Bayern
"	Reber	"	Digna	"	"
"	Hermann	"	Ludolfa	"	"
"	Knapp	"	Melita	"	"
"	Stengele	"	Jutta	"	Württemberg
"	Iffing	"	Theodora	"	Bayern

Postulantin Stein	"	Bernhilda	"	Hessen-Nassau
" Töschke	"	Robertine	"	Rheinland
" Limp	"	Cortona	"	Rheinland
" Göb	"	Savina	"	Bayern
" Heiler	"	Majellis	"	"

Die ersten heiligen Gelübde legten ab:

Schwester Hortana Esch	aus	Rheinland
" Aquinatis Walter	"	Westfalen
" Clothildis Schwiez	"	Schlesien
" Annetta Eichenseher	"	Bayern
" Melitina Lichtenberg	"	Rheinland
" Heribalda Lenz	"	Rheinland
" Wilhelma Gerath	"	Saargebiet



Wie ich ins Kloster kam

Auf dem roten Einband einer Gedichtsammlung las ich die Worte der Heiligen Schrift: „Wer die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, ist nicht tauglich für das Himmelreich.“ Sie waren ein neuer Blickstrahl für meine Seele, um mich in meinem gefaßten Entschluß zu bestärken. Ich wußte nichts von unserer Kongregation, hatte nie den Namen „Heilig Blut“ gehört, geschweige zu wissen, daß eine halbe Stunde Bahnfahrt entfernt von meiner Heimat drei Niederlassungen unserer Genossenschaft waren. Eine Konvertitin schrieb mir die Adresse des Mutterhauses auf ein Zettelchen, ehe der Zug abdampfte, als ich von den Exerzittien in St. Ingbert heimkehrte. Da war es mir klar, daß ich in ein Missionskloster gehörte. Die beiden kurzen Worte „Heilig Blut“ machten einen tiefen gewinnenden Eindruck auf mich. Ohne Zögern bat ich um Aufnahme; ich fühlte, ich gehöre dorthin.

Dazu kam, daß eine erfahrene Lehrerin mich mit aller möglichen Kraftaufwendung aneiferte, meinen Entschluß auszuführen. „Gehen Sie jetzt, wenn die Gnade ruft“, sagte sie, „ich versichere Sie, wenn Sie jetzt der Stimme Gottes nicht Folge leisten und warten, wie es der Wunsch Ihrer Eltern ist, so haben Sie nächstes Jahr, wenn Sie gehen wollten und wirklich könnten, nicht mehr die Kraft, den Entschluß auszuführen. Ich freue mich, wenn ich Ordensleute sehe, statt auch gerne dem Kloster einen Besuch ab, aber eintreten könnte ich nicht mehr. Das wäre auch bei Ihnen der Fall, wenn Sie jetzt dem deutlichen Ruf der Gnade nicht Folge leisten.“ Diese Lehrerin wollte nämlich vor mehreren Jahren selbst den Ordensberuf erwählen; drei ihrer Brüder waren in Amerika im

Kloster. Weil sie als Lehrerin eine feste Stellung hatte, ließ sie der jüngeren Schwester, welche ebenfalls in einen Orden einzutreten wünschte, den Vortritt und blieb bei ihrer allein stehenden Mutter.

In Berufsfragen, besonders wenn es sich um das Ordensleben handelt, sind die nächsten Verwandten nicht immer die besten Ratgeber. Ich habe darum meine Eltern erst um die Erlaubnis gebeten, als ich die Aufnahme in der Tasche hatte, und meine Mutter sagte zum Vater: „Wenn Maria um die Erlaubnis fragt, bleibt es sich gleich, ob Du ja oder nein sagst, sie geht doch.“ Wie oft sagte meine Mutter: Warte bis ich tot bin.“ Dann wäre ich wohl heute noch am Warten. Der liebe Gott hat mir meine lieben teuren Eltern bis auf den heutigen Tag gesund und arbeitsfähig erhalten. Ihm sei herzlich Dank dafür! Kurz und entschieden antwortete ich meinem Vater: „Ich kann nicht warten, die Stunde hat geschlagen, ich gehe.“ Wer die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, ist nicht tauglich für das Himmelreich!

Wie verschieden die Meinung meiner Umgebung war, leuchtet aus folgenden kleinen Episoden:

Kurz vor meinem Eintritt sagte eine Dame zu mir: „Ich sehe es Ihnen an, Sie werden bald ins Kloster gehen.“

Bald darauf begegnete ich einer Studiengenossin, welche z. Bt. Seminarlehrerin ist. Ich sagte zu ihr: „Es mag sein, daß Du mich nicht mehr siehst; ich gehe am 15. August ins Kloster.“ Sie lachte hell auf und hielt meine wiederholten Bestätigungen für erdichtet. „Du — — ins Kloster, da könntest Du ja Deinen Kopf nicht durchsetzen.“

Seit August dieses Jahres bin ich neun Jahre im Kloster, sechs davon weile ich in Afrika, und ich glaube, daß mir gerade mein Dickkopf dazu verholfen hat, mein vorgestecktes Ziel zu erreichen. Schwierigkeiten kommen, damit sie überwunden werden. Was nichts kostet, ist auch nichts wert!

Der Kampf um den Beruf hat bis auf den heutigen Tag in meinem Traumleben nachgewirkt.

Zu wiederholten Malen war ich zu Hause oder auf einem Ozeandampfer. Es stellten sich mir große Schwierigkeiten entgegen, ich aber blieb immer Sieger. Einmal erwachte ich mit den Worten: „Und wenn die ganze Hölle sich wehrt, dann gehe ich doch ins Kloster.“ Ich war fest entschlossen, selbst den Weg nach Rom nicht zu scheuen.

Meine Eltern haben mich gemeinsam im Monat Mai drei aufeinanderfolgende Jahre vor den festlich geschmückten Muttergottesaltar gebracht, um mich der himmlischen Mutter Maria zu weihen. Das hatte mir mein Vater vor der ersten heiligen Kommunion erzählt. Als ich nun alt genug war, dachte ich: jetzt ist für mich die Zeit der Aufopferung gekommen und für

die Eltern die Stunde, wo sie das vor Jahren gebrachte Opfer erneuern und wirklich bringen müssen. Auch auf meinen Schültern lag darum die schwere Pflicht zu handeln.

Wenn die Eltern das Kind auf den Armen tragen oder an der Hand führen, weil ihr Liebling zu hilflos ist und auf keinen Fall davonlaufen kann, ist das Opfer leicht; wenn das Kind aber herangewachsen ist und das Opfer wirklich gebracht werden soll, dann fühlt es die menschliche Natur. Wird es nun mit dem ganzen Willen gebracht, dann ist es ein wertvolles und Gott wohlgefälliges Opfer von seiten der Eltern, das Gott aber auch reichlich belohnen wird.

Der Sohn oder die Tochter sind von den Eltern geschieden durch die äußere Trennung, in ihren Herzen aber bleibt die Liebe zu den Angehörigen und betätigt sich geistigerweise für dieselben. Von allen Ordensmitgliedern wird täglich sowohl für die lebenden als auch für die verstorbenen Angehörigen gebetet. Öfters werden zu deren Besten heilige Messen gelesen. Der Orden nimmt selbst Anteil an den Familienereignissen, besonders wenn es sich um schwere Anliegen handelt, und das Gebet die einzige Rettung ist.

Der Ordensberuf muß erkämpft werden. Mein Seelenführer sagte mir: „Freuen Sie sich, wenn Ihnen äußere Schwierigkeiten in den Weg treten, dann bleiben Sie vielleicht vor inneren bewahrt, die viel schwerer zu überwinden sind.“

Die äußeren Schwierigkeiten fordern bei unsern Eingeborenen oft mehr heroische Opfer als bei den Europäern.

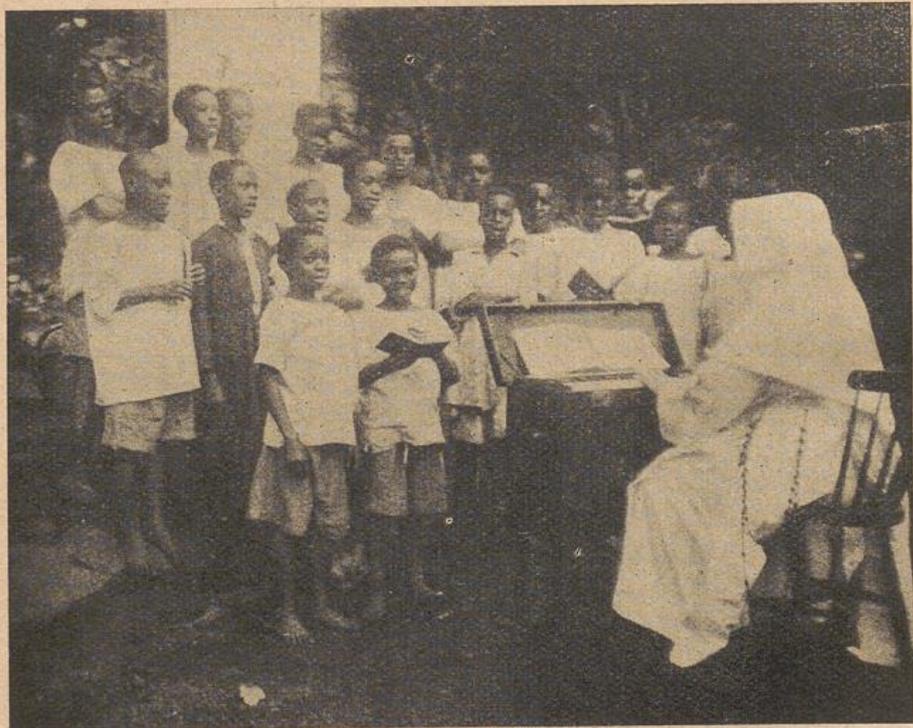
Brigitta, eine eingeborene schwarze Kandidatin, wurde von ihren heidnischen Angehörigen fest an einen Baum gebunden und furchtbar geschlagen, damit sie ihre Gesinnung ändere. Sie aber blieb fest und ist heute Professschwester der Töchter vom heiligen Franziskus.

Würden wir den Schleier lüften und vor den Augen unserer lieben Leser den langen Film der Schwierigkeiten abspielen lassen, der ihnen den Einblick in die Kämpfe mancher eingeborenen Priester und Ordensleute bieten könnte, dann würde sie großes Staunen ergreifen über den Heldenmut dieser Neuchristen. Oft denke ich, wie dankbar müssen die Kinder in Europa sein, daß der liebe Gott ihnen christliche Eltern gegeben hat.

Manches heidnische Mädchen wird schon vor seiner Geburt an den heidnischen Mann verkauft, der schon bald ins Greisenalter kommt. Ich vergesse nie den Anblick eines jungen Mädchens, das ich als arme Sklavin vor einer Hütte auf der Matte liegend fand. Sie war krank; ich näherte mich ihr, um mit ihr zu sprechen. Nach kurzem Gruß fragte ich sie: „Bist Du denn eine Christin, weil Du den schönen Namen Cäcilia trägst?“ „Ja“, sagte sie, „ich bin in den Tagen der Krank-

heit getauft worden, aber ich weiß nichts von dem Glauben. Ich möchte gerne mit Dir gehen und lernen." Aber da nahte sich schon die Gefahr. Ihr zukünftiger Mann, Kuipa, der in der Nähe auf dem Felde arbeitete, hatte uns bemerkt. Schwester Alfreda und ich sagten leise mit etwas ängstlicher Stimme: „Cäcilia ist krank, darf sie mit uns zur Station gehen bis sie gesund ist?“ „Unter keinen Umständen, die bekommt ihr nicht“, lautete die Antwort, „mein anderes Weib Elisabeth habt ihr weggestohlen; Cäcilia ist mir am liebsten von all meinen Weibern; diese wird mein Lieblingsweib.“ Wir entfernten uns, doch Cäcilia schaute uns sehnsüchtig nach. Unterwegs erzählte mir Schwester Alfreda, daß Bruder Aegidius schon so oft sein Glück versucht habe, der in der Umgegend wegen seines Eifers „Johannes der Täufer“ genannt wird.

Wie glücklich sind wir dagegen, und wie dankbar müssen wir dem lieben Gott für die Freiheit sein, die wir durch das Christentum in der Wahl unseres Berufes besitzen. Möchten doch mehr junge Söhne und Töchter den guten Anregungen, welche die Stimme der Gnade gibt, Folge leisten, und bei der Wahl ihres Berufes einen tiefen Blick in die Ewigkeit werfen; unzweifelhaft gäbe es dann mehr Arbeiter und Arbeiterinnen für den Weinberg des Herrn. Schw. M. D.



Eine Gesangstunde.

Erwartungsieber in Ost-Afrika

Heitere Plauderei von Schwester Engelberta

Fieber gibt es bekanntlich allerlei Sorten und Gattungen, besonders in Afrika, im Osten noch mehr als im Süden. Dann gibt es Fieber, welche zwar mehr im materiellen als im krankhaften Auftreten ihren Ursprung haben, wie z. B. „Prüfungsieber, Reisefieber, Bergnügungsieber“, ein Uebel, an dem besonders heutzutage die ganze Welt zu leiden scheint, und nicht zuletzt das „Geldbeutelieber“, welches schließlich in die gefürchtete Schwindsucht ausartet.

Aber solch ein Fieber, wie wir es hier am Kilimandjaro herum, noch dazu am ewigen Schneeberg mitgemacht haben, war bis jetzt noch nie dagewesen.

Ein lang andauerndes „Erwartungsieber“, gestiegen bis zum höchsten Gradmesser, und dann plötzlich bis zu Null herabgesunken, — das muß erlebt sein, um diese Krankheit recht zu verstehen.

Hier also am Kilimandjaro, und zwar in mehreren Stationen, besonders aber in Kilema, ist solch ein Fieber ausgebrochen und hat uns arme Schwestern sozusagen „schachmatt“ gemacht, so daß wir gegenseitig in schwesterlicher Liebe „Wiederbelebungsversuche“ machen mußten, d. h. den gebrochenen Mut wieder neu beleben.

Zwar eine lange Einleitung — aber die Sache muß eben verstanden sein.

Sage und schreibe zwei Jahre ist es her, daß ein Brief aus dem Mutterhaus ankam mit der ganz unerwarteten Mitteilung, daß sich unsere ehrwürdige Mutter Generaloberin auf der Reise zu uns nach Afrika befinde. War das ein Staunen, ein Verwundern, ein Sichfreuen, zugleich aber auch ein Befürchten, wie wird sie diese weite Reise, besonders im Innern Afrikas bei oft so ungünstiger Witterung bestehen usw. Damals, glaube ich, hat unser Fieber schon angefangen leise Wurzel zu schlagen. Es muß wohl so sein.

Dann aber kamen, Gott sei Dank, die ebenso schönen wie interessanten Reisebeschreibungen von der Reisebegleiterin unserer ehrwürdigen Mutter, und sie träufelten wie Balsamtropfen auf die fiebergefangenen Gemüter.

Also die Reisenden waren mit Gottes Schutz glücklich im schönen Mariannahill angekommen — und so würde es auch weitergehen, und man verträstete sich geduldig auf weiteres Warten, besonders, wenn hier und da auch ein Brieflein von der ehrwürdigen Mutter kam, aus deren Zeilen wir entnehmen konnten, daß sie sich selbst auch schon recht freue und sich sehne, zu uns zu kommen. Das war dann natürlich wie eine heilende

Salbe aufs Wundfieber. Muß uns selbst loben, wir waren dann wirklich brave, geduldige Kinder, die mit freudiger Ergebung aufs Mütterchen warteten.

Als aber die Nachricht kam von einer nochmaligen gewiß dreimonatigen Verzögerung, da fing unser „Erwartungsfieber“ schon wieder an zuzunehmen; besonders die gefährliche Reise nach dem Congo machte uns viel Unruhe und steigerte unser Fieber zusehends.

Immer spärlicher wurden die Nachrichten mit der Post, wochenlang hörten wir nichts, bis endlich jene kam, welche das Fieber wieder hoch trieb und besonders unsere Mutter Provinzialoberin am heftigsten packte, nämlich die höchst bedauerliche Nachricht von der schweren Erkrankung der Schwester Ebba, und daß der Arzt eine nochmalige Rückreise nach Ost-Afrika verbiete und anrate, daß die ehrwürdige Mutter, deren Gesundheit am Congo auch so viel gelitten, schleunigst nach Europa zurückreise. Das war wie eine Bombe im friedlichen Heerlager. Unser Erwartungsfieber, je nach Gemütsanlage und Phantasie der Schwestern, bereitete mancher schlaflose Nächte und unruhige Träume. Eine Schwester sah schon hoch ein Luftschiff fliegen, hörte den Motor knattern und surren — und die beiden Mütter den Flug zum Himmel nehmen. Sie sah und sah, schwebte selbst in der Luft an einem Seile hängend. Immer höher ging's im rasenden Tempo dem Monde zu; schon ganz nahe; — ob sie wohl dort landen würden? — Sollte am Ende gar eine Missionschwester die Erste sein, welcher das Geheimnis des Mondes enthüllt würde? — Da — auf einmal das Donnern des Propellers ächzend, eine Rauchfahne schlägt hoch, der Kopf der Maschine senkt sich — sie stürzen. Ein Schrei des Entsetzens in stiller Nacht, — schweißgebadet erwacht sie und hat statt dem Seile den Bettzipfel in der Hand.

— O arme Schwestern, vom „Erwartungsfieber“ geplagt! —

Sturmnovenen wurden gehalten, besonders auf einer kleinen Station, wo so vier Schwestern recht traut, in Liebe und Freude beisammen wohnen, ich meine, dort in Hinterpommern oder wie sie heißt, und alle 14 Nothelfer angerufen.

In irgendeinem andern kleinen armseligen Kirchlein am Kili- mandjaro wäre es der lieben kleinen heiligen Theresia bald schlecht ergangen — sie wäre nämlich fast von süß stark duftenden Rosen erstickt und der Mantel der Statue befleckt worden vom Blätterschmuck; da hat sie sich eines Tages selber geholfen, oder tat es der Wind, das himmlische Kind! Kurz, die Rosen lagen am Boden. Das heiße Gebet und die Rosenknospen hat sie aber doch erhört, wie wir bald sehen werden.

Endlich kam der unsere Fiebertemperatur sichtlich erleichternde Brief an unsere von soviel Hoffnungen und Enttäu-



Die Weihe der Schwarzen an den Christus-König.

Die Engel tragen die Symbole seines dreifachen Königtums (Leidenkönig, eucharistischer König, himmlischer König). Der Heiland selbst ohne irdische Königsabzeichen. Die Schwarzen bieten ihm ihr Herz dar.

(Altarbild für eine Christus-König-Kirche in Basutoland. Gemalt von Paul Reck.)

schungen geplagte Mutter Ubalda, daß unsere Reisenden am 26. Juli in Tanga abzuholen seien.

Endlich einmal! —

Mit Freude und frischem Mut machte sie sich zur Reise bereit, einer inneren Einsprechung folgend; sogar einen Tag

früher als nötig, verließ sie Kilema und gedachte in Uru zu übernachten; und sie tat sehr gut daran, denn wie befürchtet, blieb das Auto (es gehörte unserm christlichen Häuptling) in der Steppe ein paarmal stecken, und sie hätten die Fahrgelegenheit, welche ja nur einmal in der Woche ist, versäumt. Welch ein Glück, daß noch ein Tag Zeit war.

Bei den drei jungen Schwestern in Uru war eben auch jene Krankheit, „das Erwartungsieber“, ausgebrochen. Natürlich war die Freude aller groß, als sie wirklich Mutter Ubalda im Hause fanden und hörten, sie reise am nächsten Tag per Bahn nach Tanga, der Hafenstadt, direkt am Meere liegend, wo auch eine Missionsstation, besetzt von drei Schwestern, ist.

Mutter Ubalda hatte bei ihrer Abreise unserer Schwester Oberin Mathilde fest versprochen, ihr klipp und klar zu melden, wann sie mit dem hohen, so lange und so sehnsüchtig erwarteten Besuche in Kilema eintreffen werde.

Indessen, das Fieber am Kilimandjaro nahm jetzt erst recht zu; sogar die Eingeborenen wurden davon ergriffen. Es wurde gebaut, gehämmert, geklopft, Wege geebnet, gereinigt, gepuht — aber bitte, meine freundlichen Leser, nicht, daß Sie vielleicht glauben, in Kilema wäre Schmutz und Unordnung gewesen — aber es war durch das Empfangsieber ein Verschönerungsverein entstanden; jeder wußte vor seiner Tür etwas zu verbessern; und selbst in der Natur ging solch ein Raunen. Der holde Frühling war gerade gleichsam erwacht, die große Regenzeit vorbei, die Nacht des Winters gebrochen. Die Wiesen grüntem und schmückten sich mit zarten Blumen. Ein süßer Duft erfüllte die Luft. Unsere weißen Täubchen flogen jetzt so lustig hin und her, dazwischen flatterten die weißen Schleier der viel beschäftigten Schwestern. Die eingeborenen Mädchen eilten geschürzt, eifrig arbeitend, kehrend, waschend und mit Kalk und Pinsel hantierend, herum. Allen voran unsere zarte, aber unermüdliche, ordnungsliebende Jungfrau Theresia. Mit einem scharfen Messer bewaffnet, schlug sie die Rasenplätze in ihre gehörigen Formen und Wege; die kleinen Kinder hörte man singen und deklamieren; sie zupften ihre Kleidchen zurecht. „Nichts schmutzig machen“, hieß das beständige Kommando, „die Blumen nicht abzupfen, den feinen, geraden Weg nicht vertreten, die Bananenschalen nicht herumwerfen.“ Arme Kleine! Auch sie bekamen das „Empfangsieber“. Sogar der Mopi, der treue Haushund, durfte nicht im Rasenplätze liegen, mit eingezogenem Schwanz gehorchte er dem Kommando. Der zahme Hammel, der Schafsbock, kannte sich auch nicht mehr aus und wurde vom kleinen Michel aus dem Blumenbeete an seinem Fettschwanz herausgezogen. Hähne und Hühner wurden gejagt, daß sie nichts in Unordnung bringen sollten.

Das Empfangsfieber war schon scheinbar aufs Höchste gestiegen; alles war bereit, und zwar schön zur rechten Zeit fertig geworden. Schwester Oberin hatte längst die Fremdenzimmer oben im ersten Stock fein zurecht gerichtet und die blütenweißen, neuen Vorhänge, welche Mutter Ubalda in erwartungsvoller Liebe für die ehrwürdige Mutter und Schwester Ebba gemacht hatte, aufgehängt. Beständig sah man sie mit einem Arm voll schneeweißer Wäsche und Linnen, mit Kissen und Decken hin und her trippeln, denn sie hatten in ihrer hausfräulichen Würde auch für andere Schwestern, welche hierher nach Kilema zu den heiligen Exerzitien kommen sollten, zu sorgen.

Dienstag, den 13. August, war es; da hieß es als allgemeines Lösungswort: „Sie kommen, sie kommen! — Jetzt schnell noch das Refektorium zieren; gepußt war es ja schon, spiegelblank. Schwester Domitilla ordnete die Blumensträuße mit kunstsinziger Hand. Nicht viel, nichts überladen, aber herrlich standen die weißen Calas, die duftenden Rosen und die lieblichen demütigen Veilchen auf dem Tische und auf den Schränken. Oberhalb des Ehrenplatzes, wo die ehrwürdige Mutter Generaloberin sitzen sollte, war auf einer Tafel auf Goldgrund gemalt unser Wappen vom kostbaren Blute, umgeben mit einem zarten Kränzlein und sieben blutroten Köschen. Also fertig — alles fertig! — Die Kinderchen standen schön gekleidet mit ihren Fähnchen bereit, und Schwester Geratiana ging mit ihnen bereits eine Strecke voraus. Sei, wie sie lustig waren, diese unsere Kleinsten von Kilema, und wie sie ihr Empfangsliedchen hinausschmetterten! Dazwischen riefen sie immer wieder: „Sie kommen, sie kommen heute! Mama Ubiladi bringt die Mama mkuba walaya (die große Mutter aus Europa).“

Das „Empfangsfieber“ stand jetzt bei allen und jedem in Kilema auf dem Höhepunkt. Glänzende Augen leuchteten, rote Backen glühten, flinke Füße eilten hin und her. Da kommt vom neuen, noch unvollendeten Hospital, wo unsere Zahnärztin und Krankenschwester von Kilema, Schwester Ludwina, welche dort auf der Lauer stand, mit der Nachricht „sie kommen nicht, sie sind in der Nachbarstation Riboscho“. Da! Aus war's! Sprachlos standen wir, und leise, sanft ergeben, flüsterte eine der Schwestern: „Sie kommen heute nicht.“ Die Fieberhitze war bei allen bis auf Null gesunken.

Bald darauf bekam Schwester Oberin den so fest versprochenen Brief, worin Mutter Ubalda schrieb: „Wir kommen nächsten Dienstag.“ Nun hatte sie uns reinen Wein eingeschenkt; — also Gott sei Dank, doch nächsten Dienstag schon. Ergeben stellte Schwester Thiadildis ihren Kuchen in den Schrank, aber nicht ohne einen leisen Seufzer der bittersten Enttäuschung. —

Aber siehe da, es kam noch anders. Mittwoch abend kam

ein Bursche aus Uru, welcher uns die freudige Mitteilung brachte, daß unsere beiden Mütter doch schon am Samstag kommen werden.

Ist auch gut so, denn solch ein „Fieber“ ist doch ungesund, dachte die alte Afrika-Tante, und in stiller Resignation nahm sie die zarte Empfangskarte, auf welcher ein liebliches Vöglein gemalt war, aus dessen sangeslustigem Schnabel die freundlichen Worte: „Welcome at home“ standen, von der Türe des Fremdenzimmers ab.

(Fortsetzung folgt.)



Uru

Eine schöne Menschenseele finden, ist Gewinn,
Ein schönerer ist, sie zu erhalten, der schönste und
schwerste ist, die bald verloren ging zu retten.

Mit eiligem Schritt kommt eine junge Frau auf unser Schwesternhäuschen zu; ihr Gesicht verrät mir, daß sie etwas Wichtiges zu übermitteln hat. Befragt über den Grund ihrer Besorgnis, antwortete sie: „Etwa eine Stunde von hier, dort unten im Tal, liegt eine heidnische Frau; die Ärmste hat ihr ganzes Vertrauen auf die Wunderkraft der heidnischen Zauberer gesetzt, aber all ihre Künste sind vergebens. Mit den Worten ‚Wir sind besiegt‘, ziehen sie sich machtlos zurück.“

Ich als christliche Mutter gab mir alle Mühe, die Kranke für den katholischen Glauben zu gewinnen, da ich ihr Ende nahen sah. Nach langen schweren Kämpfen verlangte sie nun endlich nach einer Schwester.

Soeben ist die Schulzeit zu Ende. Ich mache mich mit Schwester Gerardine auf den Weg. Die kleine Hütte dort im Bananenhain ist das Ziel unserer Apostelpfade. Kleine Kinder tummeln sich vor der Hütte herum, nicht ahnend, daß der grausame Sensenmann ihnen bald die liebe Mutter entreißen wird. Nach einem mehrmaligen „Hodi-Rufen“, das vor dem Betreten einer Tschagga-Hütte geschehen muß, ertönt von innen heraus eine rauhe Männerstimme „Karibu“, komme näher.

Wir erkundigten uns nach der Kranken. Auf unsere Bitte hin trug man die Sterbende vor die Hütte auf einen grünen Rasen. Wir versuchten es langsam, ihr etwas über unsere heilige Religion zu erzählen. Sie schaute scheu auf, als hätte sie geträumt; dann wiederholte sie stammelnd: „Große Frau, messe mich.“ Daraufhin fühlte ich den Puls. Wieder hob sie zitternd an: „Nicht wahr, Du hast gesehen, daß ich sterben muß.“

Ich erwiderte ihr: „Gute Frau, das weiß nur der liebe Gott, den Du leider noch nicht kennst. Ich sehe nur, daß Du schwach

bist, und es wäre gut, Dich zu taufen, dann brauchst Du das Sterben nicht mehr zu fürchten."

"Ja, aber, große Frau, ich möchte nur getauft werden, wenn ich bestimmt weiß, daß ich sterben muß, damit ich dann ganz rein von Sünden sofort zum lieben Gott komme. Jetzt möchte ich noch nicht getauft werden, denn ich werde wieder gesund!"

Dann folgte ein schwerer Kampf. Die Ärmste konnte sich nicht entschließen, trotzdem sich der Tod schon ganz deutlich auf ihrem Antlitz meldete. Während dieser verhängnisvollen Pause betete ich, daß Gott ihr finsternes Heidenherz erleuchten möge. Mit den Worten: „Nun, gute Frau, wenn Du nicht willst, kann ich natürlich nichts tun“, tat ich, als wollte ich fortgehen. Da plötzlich richtete sich die Kranke auf, ergriff krampfhaft meine Hand und sprach mit erregtem Tone: „O warte, große Frau, ich will jetzt getauft werden.“ Mit einem Male war alle Traurigkeit bei ihr verschwunden.

Ich stellte noch die notwendigsten Fragen, welche der Spendung der heiligen Taufe vorangehen müssen; dann ergriff ich die totmatte Hand, damit sie das heilige Kreuzzeichen mache. Die Augen der Kranken leuchteten vor Freude. Andächtig sprach sie jedes Wort des Reuegebetes mir nach. Das Licht des Glaubens begann zu leuchten in dieser kämpfenden Seele. Freudig erregt stammelte sie nun: „Ja, große Frau, ich liebe den guten Gott und will sein Kind werden; ich will verlassen den dunklen Weg des Heidentums, bitte, taufe mich.“

Ich war tief ergriffen über die Wirkung der göttlichen Gnade. Dieses Herz, das soeben noch so fest im Heidentum verstrickt war, sehnte sich nun so sehr nach der heiligen Taufe.

Wieder eine Seele, die um den Preis des kostbaren Blutes erlöst ist. Das sind Freudenstunden für eine Missionschwester: Seelen suchen und finden ist ja ihr Lebensprogramm.

Mit großer Ehrfurcht unternahm ich die heilige Handlung und goß das Taufwasser über die bleiche Stirn.

Die heidnische mkanga ist nun eine christliche Agnes geworden. Das Gnadenkind verharrte eine Weile in ehrfurchtsvollem Schweigen.

Unsere Aufgabe war erfüllt. Behenden Schrittes machten wir uns auf den Heimweg; die Freude ließ alle Beschwerden vergessen. Vom nahen Missionskirchlein erklang das Ave-Glöckchen. Kurz darauf war unsere Agnes bereits im Himmel.

z

Religion ist ein Jaun für die Jugend -
für den Mann eine Stütze der Tugend,
Ein Reich voll seliger Hoffnung dem Greis,
Der sich am Rande des Grabes weiß.

María Anna Jaubzer.



Eine Wahrfagerin in voller Tatigkeit.

Reise unserer Ehrw. Mutter Generaloberin von Ost-Afrika zum Congo-Gebiet quer durch Zentral-Afrika

Von Schw. M. Ebba, Begleiterin der Ehrw. Mutter
(Schluß.)

Der Küchenchef unserer Schwestern, der Sohn eines Häuptlings, ein noch jung verheirateter Mann, hat bereits zwei Söhnchen und hatte sich nun sehnlichst auch ein Töchterchen gewünscht. Schon lange bat er die Schwestern, für dieses Anliegen zu beten. Eines Morgens kam er nun mit der frohen Nachricht, daß der liebe Gott ihm ein Töchterchen geschenkt hat. Diesen Segen, sagte er, verdanken wir der Mutter Paula, sie ist seine Patin und Mutter und er ließ das Kind auf den Namen der ehrwürdigen Mutter taufen. Ehrwürdige Mutter schickte dann für das Kind eine Medaille und zwei Kleidchen. Die Freude über dieses kostbare Geschenk war sehr groß. Den nächsten Tag brachte er das Kind in ein Handtuch eingewickelt, damit ehrwürdige Mutter es sehe und segne. Gleichzeitig brachte er auch ein Huhn für ehrwürdige Mutter mit, als Geschenk, welches die Schwarzen ihrer Sitte gemäß der Patin ihres Kindes bringen. Ehrwürdige Mutter hatte wirklich Freude an der Kleinen. Es war auch ein allerliebstes Kind, gesund und kräftig, wie ein Schokoladepüppchen. Bei solchen Gelegenheiten sieht man doch, wie die armen Menschen in ihrer einfachen Lebensweise glücklich sind, wenn sie den lieben Gott kennen. —

Daß die Sonne im Kongo ihr Bestes tut, habe ich wohl nicht zu erwähnen. Jahraus, jahrein, geht sie um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter. Die Dämmerung ist kaum bemerkbar. Es scheint hier wirklich ewiger Sommer zu sein. Die Blumen blühen und die Vögel jubilieren das ganze Jahr. Es ist eine Freude, die üppigen Kaffeepflanzungen zu sehen. Manche der Stauden neigen ihre fruchtbeladenen Zweige zur Erde und prangen gleichzeitig im Blütenschmuck. Auch den Kautschuk- und Kakaobaum, sowie die Vanillepflanze lernten wir dort kennen. So hat jedes Land seine eigenen Erzeugnisse, um seine Bewohner zu ernähren und zu erhalten. Ach, daß man doch besser Gottes Güte erkennen würde!

Zum Schluß muß ich auch noch erwähnen, daß ich leider die Freude über den Besuch der ehrwürdigen Mutter etwas gestört habe. Schon am nächsten Tage unserer Ankunft mußte ich mich zu Bett begeben und der Arzt stellte Malaria und Typhus fest. Sie können sich denken, daß ich der ehrwürdigen Mutter und den Schwestern dort viel Arbeit und Sorgen verursacht habe. Doch der liebe Gott hat mir durch die gute Pflege der

Schwestern und die Bemühungen der Ärzte, besonders aber auf das viele Gebet hin die Gesundheit wieder geschenkt. Die Kinder und die Christen der Mission vereinigten ihr Gebet mit dem der Schwestern; so mußte der liebe Gott eben nochmals helfen. Die Schwarzen sagten, wenn wir beten, das hört der liebe Gott und die liebe Gottesmutter. Auch die kleine heilige Theresia wurde innig angerufen. In allen Missionen, die wir bis jetzt besucht haben, ist ihr Bild aufgestellt und wird von groß und klein verehrt.

Sobald ich etwas besser war, besuchte ehrwürdige Mutter die Schwestern in Bokuma, eine halbe Tagreise von Bamania entfernt. Schwester Antonette begleitete die ehrwürdige Mutter. In Bokuma wurde ehrwürdige Mutter ebenfalls mit großem Jubel empfangen und mit einem Fahrstuhl vom Boot abgeholt. Die schwarzen Jungens rechneten es sich zur Ehre an, ehrwürdige Mutter die kleine Strecke fahren zu dürfen. Die Sonne brannte sehr heiß. — Auch in Bokuma ist die Mission sehr vorangeschritten und auch hier wartet man auf neue Kräfte, um den Anforderungen der Regierung genügen zu können. Während der Anwesenheit der ehrwürdigen Mutter hatte der Jäger von der Station Bokuma einen Leoparden und vier Wildschweine an einem Tag erlegt. Mit Freude wurde nun diese Beute heimgebracht und alle versicherten, diesen Segen hat Mutter Paula gebracht. Das Volk brachte der ehrwürdigen Mutter soviel Liebe und Verehrung entgegen, daß es wirklich rührend war. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß der Besuch der ehrwürdigen Mutter den lieben Schwestern, wie der ganzen Mission zum Segen gereichen wird.

Es ist nur schade, daß ich die Störung machte durch die Krankheit und dazu noch der Mission so manche Auslagen verursacht habe. Nun ist es aber an der Zeit, den Brief zu beenden. Am 6. Juni sind wir nach fünfwöchigem Aufenthalt abgereist. Gerne hätten wir das heilige Pfingstfest noch in Bamania gefeiert, aber leider ging das Schiff, das überall Anschluß hatte, gerade zwei Tage vor Pfingsten ab, und so blieb uns nichts anderes übrig. Da kein Priester am Boot war, mußten wir das heilige Pfingstfest, sowie das heilige Dreifaltigkeits- und Fronleichnamtsfest ohne heilige Messe und heilige Kommunion verbringen. — Vor der Abreise ließ uns noch einer der Eingeborenen sagen, daß wir eine sehr gute Reise haben würden und gesund und wohlbehalten nach Morogoro kommen würden. Sie alle würden dies vom lieben Gott erbitten. Bis jetzt ist die Prophezeiung tatsächlich in Erfüllung gegangen. Unser Schiff hatte nur 12—15 Passagiere, da das Schiff von Europa auf eine Sandbank stieß und mit all den Passagieren umkehren mußte. Jedenfalls war es stark beschädigt, so daß es die große Reise nicht wagen durfte. So kam

es, daß auf unserer ganzen Reise nur wenige Passagiere waren. Auf dem ersten Schiff gab der Kapitän der ehrwürdigen Mutter und mir je eine der Luskabinen, dazu wurde uns allein im oberen Eß-Salon serviert; ein Boy stand uns ganz zur Verfügung. So hatten wir wieder eine schöne Gelegenheit, unsere Geisteserneuerung zu halten in dieser stillen Zeit, denn stromaufwärts benötigten wir sieben Tage, obwohl das Schiff nachts durchfahren konnte. Das Wasser war bedeutend gefallen. Überall hatten wir direkten Anschluß, nur in Albertville mußten wir zwei Tage warten auf das Schiff, das uns über den Tanganjika-See nach Rigoma brachte. In Rigoma mußten wir ebenfalls zwei Tage auf den Zug nach Morogoro warten. Diese Zeit benützten wir, um unseren Lieben in der weiten Ferne diesen Reisebericht zu senden. Heute, Montag, den 23. Juni, können wir hier abreisen und sind, so Gott will, bis Mittwoch, den 25., mittags in Morogoro. Es ist ein durchgehender Zug, so daß wir nicht umsteigen brauchen. Auch die Verheerungen der Überschwemmung sollen ziemlich behoben sein.



Eine wahre Begebenheit aus Mocambique

„Adeus, paizinke, adeus, adeus“,
 (Leb wohl, Väterchen)
 Das ist der Kinder letzter Gruß. —
 „Lebt wohl, Ihr meine lieben Kleinen“,
 Und nun noch einen Abschiedskuß.

Dann faust der Vater mit dem Auto
 Bei hellem Tag, bei dunkler Nacht,
 Lourenco-Marques ist erreicht,
 Bald sind die Pflichten abgemacht.

Er gönnt sich ein paar freie Tage,
 Bei seinem Freunde will er ruhn;
 Er spricht mit ihm von Arbeit, Opfern,
 Wie edle Freunde es so tun.

Beim Abschied sie wie sonst erneuern
 Der heil'gen Freundschaft teures Band;
 Sie brauchen keine äußern Zeichen,
 Ob dieser Freundschaft Unterpand.

Und wieder faust das leichte Auto
 Im Fluge über Stock und Stein;
 Der gute Vater lächelt glücklich:
 „Bald werd ich bei den Kindern sein.“

Zambesi schimmert schon im Norden,
Jetzt sind es noch der Stunden zehn,
Dann ist er wieder bei den Seinen,
O, welch ein frohes Wiedersehn'.

„Doch, Schwarzer, Du auf Deinem Sige,
Du schläfst doch nicht, Du gibst doch acht?
Laß nicht das Auto gar so fausen,
Das ist gefährlich in der Nacht.“

„Nun sind wir schon am großen Strome,
Wär nur die Brücke erst vorbei.
Erzählet hat man mir erst kürzlich,
Daß das Geländ' nicht sicher sei.“

Da gibt es plötzlich eine Störung,
Das Auto schwankt. Ein lauter Schrei!
Gebrochen ist die schwache Schutzwehr;
„Gott diesem Vater gnädig sei!“

Ein Klatschen, Platschen, Spritzen, Gurgeln,
Dann große Stille nah und fern;
Zambesi-Rio hat verschlungen
Das Auto mit dem guten Herrn.

Dem schwarzen Führer war's gelungen
Zu guter Letzt zu retten sich;
Er bringt den beiden kleinen Waisen
Die Todesnachricht, — fürchterlich!

— In Mocambiques Hauptstadt sitzt
Der Freund so ernst, bald bleich, bald rot;
Er kann das Unglück gar nicht fassen,
Sein Freund, sein edler Freund ist tot.

„Doch die zwei ganz verwaisten Kinder,
Was fangen nun die Armen an?
Gott, gib mir Kraft und Mut und Liebe
Zu handeln, wie ein Freund nur kann.“

Ich will die beiden zu mir nehmen,
Wo zwölf sind, finden vierzehn Platz;
Hab' Dank, o Herr, für diese Gabe,
Das ist ein echter Himmelschatz.“

Die beiden kleinen, armen Waisen
Sind bald beliebt und gern gesehn;
Sie sind gehalten wie die Kinder,
Mit ihnen sie zur Schule gehn.

So sind zwei Monate vergangen,
Der Freund arbeitet täglich mehr,
Für vierzehn Kinder Brot verdienen,
Ist ehrenwert, doch hart und schwer.

Da überfällt ihn unerwartet
'ne ernste Krankheit, voll Gefahr;
Der Arzt steht mit besorgter Miene:
„Schwarzwasserfieber! Unrettbar!“

Der Kranke fühlt den Ernst der Stunde:
„Herr Doktor, tun Sie Ihre Pflicht,
Wie steht's mit mir? Um Gotteswillen
Verschweigen Sie den Zustand nicht.“

Die Träne glänzt im Aug' des Arztes;
Mit heiserer Stimme er bekennt:
„Herr Ingenieur, — wir sind ganz hilflos,
Bereiten Sie sich auf das End'.“

Schnell ist der Priester hergerufen,
Schon sterbend, doch mit Glaubenskraft,
Mit Hingabe an Gottes Willen
Er noch im Herzen Ordnung schafft.

„Nun ruft mir meine vierzehn Kinder,
Daß ich sie alle segnen kann;
Des Vaters Segen baut ja Häuser,
Kommt, stellt Euch dicht um mich heran.“

Antonio, Du bist der Ält'ste,
Du bist nun achtzehn Jahre schon,
Ich übergeb Dir dreizehn Kinder,
Das ist mein Testament, mein Sohn.

Du bist der Vormund nun von allen,
Arbeit und opf're Dich für sie;
Ehr Deine Mutter, halt sie heilig,
Vergiß des Vaters Wünsche nie.

Und Ihr, Ihr meine guten Kinder,
Seid folgsam dem Antonio;
Ich segne Euch im Namen Jesu!
Nun ist mein Sterben schön und froh.

Ich nahm nach meines Heilands Worten
Nicht' ein Kind, sondern zweie auf;
Das ist mein süßer Trost im Sterben
Nach meinem kurzen Lebenslauf.“

Erschöpft fiel er zurück ins Rissen,
 Doch seine Seele sich belebt.
 Sieh dort, sieh dort — nun immer näher
 Der Heiland leise zu ihm schwebt.

„Du guter Diener, nicht nur einmal,
 Nein, zweimal ludest Du mich ein;
 Drum sollst Du nicht nur mir willkommen,
 Nein, doppelt mir willkommen sein.“

Schw. M. Archangela.



Eingegangene Spenden

Für die Heidenkinder: Saarlouis Mk. 15.60, Jakob; Massenbachhausen Mk. 21.—, Antonius; Brunscappel Mk. 105.—, Paulus, Bruno, Aagtha, Joseph, Josephine; Großbardorf Mk. 21.—, Paul; Biersdorf Mk. 21.—, Theresia; Frielingsdorf Mk. 21.—, Franz; Altenbochum Mk. 21.—, Maria-Elfrieda; Hörde Mk. 21.—, Hermann-Joseph; Heiligenstadt Mk. 21.—, Joseph; Hörde Mk. 21.—, Maria; Bewelsburg Mk. 25.—, Hermann-Joseph.

Für die Mission: Weeze Mk. 5.—, Paderborn Mk. 2.—, Münstermaifeld 2.50, Brunscappel Mk. 45.—, Bühne um Erhörung in einem großen Anliegen Mk. 30.—, Duppeln Mk. 3.—.

Für Missionszwecke: Saarlouis Frs. 50.—.

Almosen: Oberhausen Mk. 5.—.

Allen unsern lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt's Gott. „Es segne und schütze sie das kostbare Blut unsers Herrn Jesu Christi“, so schließt täglich dreimal unser Gebet für dieselben.

Wer hilft uns, arme, talentvolle junge Mädchen zu Missionslehrerinnen heranbilden? Viele, viele arme Heiden könnten gerettet werden, wären mehr Missionskräfte da; drum bitte, helfst, wenn's möglich ist, der Herr wird dies doppelte Liebeswerk reichlich lohnen.

Königszug

	chen	Was			
	du	ma-			
	chen	ver-			
	ein	lachst	Wo-	re	
	Jahr	nach,	mach	fau-	
	da-	ge-	kannst	dir	
von	nicht	Un-	du	la-	ver-
je-	dem	Laß	chen	schon	heut

Auflösung des Rässelsprunges

O Gott, wie schnell ist unser Glück zerstört,
 Wenn die Versuchung unser Herz beschleicht.
 O Gott, wie elend ist der Mensch hienieden,
 Wenn er die Hand dem blinden Laster reicht.

Caritasblüten

Nr. 11

November

1930

Selbstlose Liebe

von Schw. M. Stanisla, Mariannhill

Scholle um Scholle fällt hernieder und deckt der teuren Mutter Sarg. Hand in Hand stehen die zwei Waislein da und starren hinab in Mutters Grab. Noch gestern, als die sterbenskranke Mutter sich mit ihren zwei Kindern zur Mission schleppte, waren Kitty und Biddy so reich, und heute, heute sind sie so arm. „Vater und Mutter tot“, klingt es, ach so hohl, so traurig in den Herzen der beiden Mädchen. Sie merken nicht, daß alle Leute bereits den Friedhof vor geraumer Zeit verlassen haben, sondern sie haben nur e i n e n Gedanken, nur e i n e n Blick, und der ist „die Mutter“. Wie ein Schwur geht es durch Biddys Seele: „Ja, Mutter, treu will Deinem Wort ich folgen; ‚Biddy,‘ sagtest Du sterbend, ‚Biddy,‘ schütze Deine Schwester, schütze Kitty, denn ich fürchte für sie.“

Lange noch lag Biddy wach auf ihrem Lager und dachte über der Mutter letzte Worte nach. Sie konnte nicht verstehen, wie die Mutter für Kitty, ihr Zwillingsschwesterchen, fürchten konnte. Doch wenn sie es auch nicht verstand, so gelobte sie doch immer wieder in ihrem Herzen, dem Mutterwort treu zu sein.

Beide Mädchen fanden liebevolle Aufnahme auf der Missionsstation. Ein jeder kannte die verstorbene Mutter der Kinder und hatte sie geliebt. Stets war sie hilfsbereit, genügsam und anspruchlos. All ihre Sorgfalt wendete sie der Erziehung ihrer beiden Mädchen zu, und seitdem ihr Mann tot war, lebte sie nur noch für ihre Kinder. Mit nicht geringer Sorge gewährte die Mutter in Kitty den Hang nach ungebundener Freiheit. Mit mütterlicher Liebe und Strenge suchte sie diesen Trieb in ihr zu zügeln; doch wenn sie tot ist, wer wird dann ihr Kind in Schranken halten können? Mit diesem Gedanken brachte die sterbende Mutter ihre zwei zehnjährigen Lieblinge auf die Mission, und noch am gleichen Abend machte ein Blutsturz ihrem Leben ein Ende.

„Kitty, Biddy, wo seid ihr?“, klang es durch den Garten aus der fröhlichen Schar der Missionskinder. Alle liebten die beiden Zwillinge. Jeder wußte gut, daß Kitty und Biddy großes Leid um ihre Mutter im Herzen trugen, und alle suchten die beiden aufzuheitern, wo sie nur eben konnten. Wie freuten

sich die Kinder, wenn es ihnen gelungen war, die Tränen auf Kittys Wangen zu trocknen und ein sanftes Lächeln den Lippen Biddys abzulocken; das gab dann jedesmal ein helles, schallendes Gelächter.

Die beiden Mädchen, so gleich im Äußeren, waren doch ganz verschieden in ihrem Charakter. Biddy war ruhig und still; Kitty war lebhaft und voll Feuer; ihre Augen vermochten — wie man zu sagen pflegt — Blicke zu sprühen. In der Schule waren beide stets bei den Besten und wurden nie müde, mehr und mehr zu lernen. Unter Arbeit und Erholung eilte die Zeit dahin, und schon waren es fünf Jahre, seit sich der Mutter Augen geschlossen hatten.

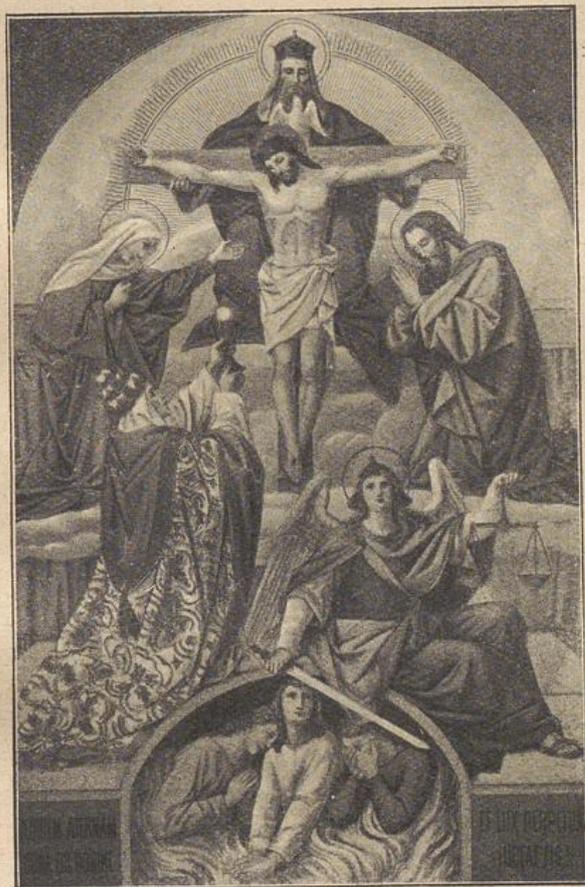
Da kam eines Tages der Bruder von Biddys und Kittys Vater. Er freute sich, als er seine blühenden Nichten sah und lud sie beide zu einem Ferienaufenthalt zu sich in die Stadt ein. Kitty war ganz außer sich vor Freude; sie glaubte nur immer, daß dort hinter den Mauern der Stadt, wo die großen Häuser sind, auch ihr großes Glück auf sie wartete. Ihre Seele verlangte nach etwas Schönerem, und das glaubte sie in der Stadt zu finden. Sie trug in sich den Drang, etwas Großes, Schönes lieben zu müssen, und sie glaubte es nur in der Stadt finden zu können.

Die Stunde kam, wo die beiden Mädchen der Missionsstation das „Lebewohl“ sagten und in das Paradies ihrer Träume gingen. Nach den Ferien wollten sie wieder im stillen Heim der Mission sein, aber weder Kitty noch Biddy kamen zurück. Man hörte kein Wörtchen mehr von ihnen. Die Schwestern hatten bange Sorge.

Endlich erschien eines Tages der Onkel der beiden Kinder und sagte, daß er die Mädchen bei sich behalten wolle, denn Kitty verlange nicht mehr nach der Mission zurück, und Biddy wolle ihr Schwesterchen nicht verlassen. Die Aufsichtschwester der Kinder, welche den Charakter der Kitty kannte, flehte in ihrer Sorge zum göttlichen Kinderfreund für dieses arme Schäflein; er möge es doch hüten in den Wirren der Stadt. So gingen Wochen, Monate, Jahre dahin; man hörte und sah nichts mehr von den beiden Zwillingen.

Da, eines Abends spät läutete es an der Klosterpforte. Die Schwester öffnete und sah zum nicht geringen Erstaunen Biddy vor der Türe stehen. Wie schwächlich und verstimmt schaute das liebe Kind aus. Was hat doch die frische Jugend so gebleicht? „O, Schwester,“ sagte sie, „meine Kitty, meine Kitty muß ich schützen, hat Mutter gesagt, und ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Sie ist ganz anders geworden, und ich habe sie doch so lieb. Wenn ich mit ihr irgendwo hingeh, so muß ich den ganzen Weg hören, ich soll doch nicht ein so frommes Gesicht machen, mich netter benehmen usw. Und kommen wir dann

nach Hause, dann bleibt sie am Knurren und Schelten, und es heißt, sie müsse sich schämen für mich, und der Onkel fügt dann kräftig hinzu: ich sei eine Schande in der Familie. Und dabei, gute Schwester, benehme ich mich doch nur so, wie ich es gelernt habe und wie es sich geziemt. Will mir oder Kitty jemand zu nahe treten, so zeige ich ihm allerdings die Grenze, und das kränkt Kitty und den Onkel. Überall bin ich meinem Schwesterchen im Wege, und in ihren Augen bin ich ein Dorn. Jeden



Dienst, den ich ihr nur von den Augen ablesen kann, erweise ich ihr. Was soll ich nun noch mehr tun? Heimlich habe ich mich nun entfernt, um mir an Mutters Grab Kraft zu holen, um ihren letzten Wunsch erfüllen zu können. „Biddy, schütze Deine Schwester, schütze Kitty, denn ich fürchte für sie“; das war meiner Mutter letztes Vermächtnis. Ich habe Treue geschworen, und meinen Treuschwur werde ich getreulich halten.“

„Wie,“ sagte die Schwester, „Biddy, Du willst also nicht auf der Mission bleiben, willst zurückgehen, wo man Dich so hart behandelt?“

„Ja, Schwester,“ so entgegnete die 17jährige, „ich gehe zurück, wie könnte ich sonst Kitty schützen, wie wollte ich Mutters Auftrag sonst erfüllen?“ Ein heller Freudenstrahl verklärte das Kindesauge, und ein heldenhaftes Erstarken schien diese Worte des Kindes zu begleiten.

Lange hatte das vereinsamte Kind am Elterngrab gekniet, hier hat es sich alles erbeten, und nun wollte es stark sein und alles ertragen. Schwer wurde der Abschied von dieser Stätte, aber Mutters Wort stellte sie an die Seite ihrer Schwester und zu ihr wollte sie eilen.

Daß der Empfang bei ihren Verwandten nach ihrer Rückkehr kein erfreulicher war, kann man sich leicht denken. Sie war es ja, die ihnen immer wieder das Gewissen aufrüttelte. Den gleichgültigen Verwandten war ihr bloßes Erscheinen schon ein Argernis. Biddys liebevolles Wesen, das ruhige Annehmen jeder Strafe, das geduldige Ertragen jeder Herabsetzung, besonders ihr engelgleiches, reines Leben waren ihrer Umgebung etwas Lästiges. Aber keine Klage entschlüpfte dem Mund der kleinen Dulderin; nur das kleine Kirchlein konnte erzählen, wieviel heiße Tränen Biddy dort geweint, und zwar nur um ihre Schwester.

Beide waren so verschieden in ihren Ansichten, daß man sie nie für Schwestern gehalten hätte; wohl waren sie in Körpergestalt gleich schön, doch dünkte sich Kitty erhabener als ihre stille Schwester; ja, es schien, daß Kitty ihre volle Befriedigung darin fand, ihrer Schwester Widerwärtigkeiten zu bereiten. Diese aber vergalt alles mit schwesterlicher Liebe und großmütigem Wohlwollen. Jedoch der Kummer nagte an ihrer Gesundheit. Die Nachbarn und Bekannten merkten bald, wie die so schöne Gestalt durch innere Leiden zusammenbrach und nicht selten Fieberhize aus den Augen glühte. Mühsam schleppte sich Biddy noch einmal zur Missionsstation, welche fast eine Stunde von der Stadt entfernt lag, und sie wollte dort ein wenig ausruhen. Sie erreichte auch die Klosterpforte, fiel aber vor derselben erschöpft und kraftlos zusammen. Man brachte sie ins Hospital der Schwestern und übergab sie der ärztlichen Fürsorge. Ein gefährliches Nervenfieber drohte den Körper zu zermalmen. Wieder war es Biddy, die in stiller Ergebung ein leuchtendes Beispiel wurde. In den heftigsten Schmerzen und quälendem Fieberwahn war Kitty immer der Gegenstand ihrer Phantasie. Wochenlang schwebte das arme Kind zwischen Leben und Tod.

Was tat Kitty? Nicht einen einzigen Besuch hatte sie für ihr Zwillingsschwesterchen übrig, welches doch ständig an sie dachte, für sie betete und litt. Die Wochen wurden zu Monaten, und immer noch war es Kitty nicht eingefallen, nach Biddy umzusehen. Niemand von den Verwandten ließ sich sehen.

Dem Arzt und der Pflegeschwester war das ja recht, denn beide erkannten aus den Fieberphantasien, daß das Mädchen von seiten der Angehörigen viel zu leiden hatte, und daß Besuche der Kranken nur erneute Qualen bereiten würden. Kitty dachte nicht an ihre Schwester; aber Biddy war im Geiste ständig bei ihr. „Schwester,“ rief Biddy eines Tages aus, als sie von einem schweren Traum erwachte, „Schwester, was tut doch Kitty? O, sie fällt, sie fällt; Schwester, halte sie doch, siehst Du es nicht, ich muß sie doch schützen.“ Die Schwester beruhigte das Mädchen und ermunterte es ernstlich, erst einmal ruhig zu schlafen. Die Kranke gehorchte und schlief auch bald wieder ein. Als sie erwachte, war sie wohl ruhiger, bat aber bestimmt und dringend, doch ihr Schwesterchen rufen zu lassen. „Ich hatte einen so schweren Traum; o, ich täusche mich nicht, rufe mir Kitty, meine geliebte Schwester.“ Die Krankenschwester willfahrte gerne dem Wunsche des Kindes, aber wer nicht kam, das war Kitty; sie war viel zu sehr verstrickt in das Treiben der Welt, hatte Bekanntschaft geschlossen mit einem jungen Mann, und da hatte sie kein Ohr und keine Zeit mehr für die Stimme einer Kranken.

Bange Stunden waren für Biddy verstrichen. Es tat ihr weh, daß ihr Schwesterchen sie so allein ließ. Wollte aber jemand Kitty tadeln, so war sie Feuer und Flamme für ihre Schwester und verteidigte sie bis zum äußersten. Immer wußte sie neue Tugenden an ihrer Schwester zu finden, so daß man Kitty nach Biddys Beschreibung für einen Engel halten mußte.

Langsam erholte sich die geknickte Blume und kam wieder zu Kräften. Sobald sie sich stark genug fühlte, sammelte sie ihre Kräfte und ging dem Hause ihrer Verwandten zu. Voll freudiger Erwartung klopfte ihr Herz, als sie immer näher und näher kam. O, wie sie sich nach der geliebten Schwester sehnte. Sie sah und hörte nichts um sich herum, sondern dachte nur an Kitty. „Doch — was ist das? — Welch schallendes Gelächter tönt ihr vom Hause des Onkels entgegen? Was bedeutet das?“, fragte sich Biddy ängstlich. Ihr wankten die Knie, und sie fürchtete sich, weiter zu gehen. Doch sie mußte zu Kitty. Die Hände fest gegen ihr Herz gepreßt, eilte sie voran und stand bald steif wie eine Bildsäule in der Türe. Ihr stockte das Blut in den Adern, als sie die Gesellschaft in dem Hause gewahrte. Rasch und mit unsanfter Hand wurde sie nach draußen geschoben. Sie schlug die Augen auf und schaute in die trunkenen Augen ihres Onkels. „Wo ist Kitty?“, kam es leise von ihren Lippen. „Was kümmerst Du Dich um Kitty; sie ist glücklich; störe Du sie nicht wieder in ihrem Glück“, erwiderte der Angeredete und wandte sich zum Gehen. Doch Biddy hielt ihn fest und flehte: „Ach, Onkel, laß mich doch Kitty sehen; ich muß sie sehen, rufe sie doch.“

Verdrießlich schaute er die Sprechende an und sagte: „Nein, lasse sie heute, denn Du würdest ihr nur die Freude verderben, und morgen wird sie gehen.“ Biddy verstand nicht, was das zu bedeuten habe, und schaute ihn erstaunt an. Nun erst ging dem Onkel ein Licht auf, daß Biddy ja gar nicht wisse, was vorgehe, und höhnisch sagte er: „Ja, richtig, Du weißt ja noch nicht einmal, daß Kitty heute Hochzeit hat.“ Er mußte abbrechen, denn Biddy schien zu wanken und faßte nach der Wand. Doch nur einen Augenblick schien sie zaghaft, dann sprühten ihre Augen auf und gleich Pfeilen bohrten sich ihre Worte in das Herz des Onkels. „Du bist es, der Kitty verkauft hat und dazu an einen Mann, der ein Ungläubiger ist. Kannst Du das verantworten; kannst Du den sterbenden Blick meiner Mutter ertragen?“

All das hatte Biddy in ihrer Krankheit im Traum gesehen, und nun war es doch kein Traum, es war Wirklichkeit.

„Tritt mir nie mehr unter die Augen, Biddy, wage es nie mehr, Deinen Fuß über meine Türschwelle zu setzen“, das waren des Onkels letzte Worte.

Einsam, verstoßen, krank, elend und gedrückt tastete sie sich an der Wand entlang. Was sollte sie tun? Sie mußte Kitty schützen. Eine ihr gut gesinnte Nachbarin kam ihr zu Hilfe und nahm sie in ihr Haus auf und versprach, ihr Kitty mit List hierher zu locken. Gesagt, getan. Es dauerte nicht lange, so standen sich die beiden 19jährigen gegenüber. Kitty war für den Augenblick perplex ob des elenden Aussehens ihrer Schwester. Ja, der Unterschied zwischen den beiden war Tag und Nacht. Kitty blühend wie das Leben, aber schwach an Geisteskraft; Biddy ein sterbendes Blümlein aber stark an Geistesgröße. Biddy eilte auf die erstaunte Schwester zu, um sie in warmer Schwesternliebe zu umarmen. Aber Kitty war nur kalt und frostig zu ihr.

„Ich kann nicht lange bleiben, Biddy, sonst vermißt mich mein Gatte; morgen reise ich übrigens nach N., wo wir unsere neue Wohnung genommen haben“, kam es stolz von ihren Lippen. Ein langsames Aufschlagen der gesenkten Augenlider von Biddy ließ erkennen, daß ihr die Augen voller Tränen standen. Wehmütig sagte sie leise: „Kitty, denke doch an unsere Mutter, wie würde ihr das Herz bluten.“ — Es folgte ein unerträgliches Schweigen. Dann richtete sich Kitty auf und sagte majestätisch: „Was willst Du denn von mir; Du gönnst mir nur nicht, daß ich glücklich bin, während Du das reinste Bettelkind bist. Warum sollte denn der Mutter das Herz bluten? Weil ich glücklich bin? Ha, ha, Biddy — meine Wege sind nicht Deine Wege. Lasse mich bitte in Ruhe, ich kann ohne Dich glücklich sein. Lebe wohl!“

Biddy stand allein; ihr schien der Boden unter den Füßen zu wanken; ihr schwanden die Sinne.

Mitleidige Menschen brachten die Bewußtlose wieder auf die Missionsstation. Es war ein trauriges Erwachen aus der sie umgebenden Nacht. Ihre Brust hob sich hoch unter den unterdrückten Seufzern; es war ihr so bitter weh ums Herz. Sie schaute auf zu dem, der an dem Kreuze hing, und bat um Kraft und Geduld. Sie fühlte, daß nun ihrer neue, viele Leiden harrten; aber sie war für alles bereit, sie wollte für Kitty leiden, damit diese wahrhaft glücklich sein möge.

(Fortsetzung folgt.)



Von links nach rechts:

Schw. Laurent. Heller, Schw. Jord. Kierdorf, Schw. Irid. Mayr, Schw. Kadeg. Hornung,
Schw. Aventura Naß, Schw. Speranda Laufkötter, Schw. Irngard Gutwenger.

Aus dem Mutterhaus

Abreise von sieben Schwestern in die afrikanische Mission.

Am 9. Oktober fand die bescheidene und doch ergreifende Abschiedsfeier von sieben jungen Missionarinnen statt, deren Bild unsere heutige Nummer bringt.

Abends 5 Uhr begann die kirchliche Feier. Nach einer Anrufung des Heiligen Geistes hielt der hochwürdige Rektor des Mutterhauses eine sinnvolle, ermutigende Ansprache an die abreisenden Schwestern über die Worte des guten Hirten, der seine Schäflein kennt und sie alle beim Namen nennt. Der Chor

setzte darauf mit einem herrlichen „Ave maris stella“ ein; die Missionarinnen traten an die Kommunionbank vor, wo der Priester die Namen der Schwestern vorlas, welche zur Abreise bestimmt waren. Auf die Frage des Priesters: „Sind Sie bereit zur Mithilfe bei der Verbreitung des Evangeliums?“ erwiderten die sieben Auserwählten: „Hier bin ich, der Herr sende mich!“ Mit ebenso kräftigen Worten erneuerten sie nach der Aufforderung des Priesters das apostolische Glaubensbekenntnis.

Dem ergreifenden Ritus gemäß stellte der Priester dann die Frage: „Versprechen Sie, der Verbreitung des Glaubens zu leben?“

Schwester n: „Wir versprechen es.“

Priester: „Sind Sie auch bereit, für diesen Glauben zu sterben?“

Schwester n: „Wir sind bereit, aber wir bitten demütig um die Hilfe des Gebetes, daß wir standhaft seien und Frucht bringen in Geduld.“

Priester: „Angenehm möge dem Herrn Ihr Opfer sein, gleich jenem makellosen Opfer, in welchem der göttliche Erlöser nicht fremdes, sondern sein eigenes kostbares Blut hingab.“

Schwester n: „Amen.“

Nun begann die Segensandacht mit dem Rosenkranzgebet; daraufhin erneuerten die Abreisenden an der Kommunionbank feierlich und öffentlich nochmals ihre Gelübde.

Dann fand die Weihe des Missionskreuzes statt, welches der Priester jeder einzeln mit den Worten überreichte: „Empfangen Sie das heilige Zeichen Christi, an welchem er für die Erlösung der ganzen Welt sein kostbares Blut bis zum letzten Tropfen vergossen hat. Möge er Ihnen die Gnade geben, dasselbe an vielen Seelen fruchtbar zu machen.“

Ein schöner Hymnus vom kostbaren Blut, gesungen vom Schwesternchor, und die darauf folgende Oration waren der Schluß dieses feierlichen Aktes. Mit kräftiger Stimme wurde dann das kirchliche Reisegebet verrichtet, worauf das „Tantum ergo“ folgte mit dem sakramentalen Segen. Ein deutsches Muttergotteslied zum „Stern des Meeres“ schloß diese kirchliche Feier.

Abends 7 Uhr versammelte sich die ganze Klostergemeinde in dem geräumigen Speisesaal zu einer gemütlichen, familiären Abschiedsfeier. Ernste und heitere Lieder wechselten mit verschiedenen ermutigenden Ansprachen in Gedichtform ab. Unter anderem wurde eine Szene aus dem Leben des großen Missionars und Ordenspatrons Franziskus Xaverius vorgetragen, der den Seeleneifer der jungen Missionarinnen aufs neue entflammte.

Am andern Morgen standen die Wagen vor dem Portal des Mutterhauses, um die Abreisenden aufzunehmen; und allen ein frohes Wiedersehen in Afrika oder im Himmel und ein letztes „Lebewohl“ zuwinkend, schieden sie vom teuren Mutterhaus.

Schwester Speranda, Schwester Aventura und Schwester Irmgard reisen nach Lourenço-Marques, um dort der kleinen Communität neue Arbeitshilfe zu bringen, während Schwester Laurentine, Schwester Jordana, Schwester Isidoris und Schwester Radegunda nach Mariannahill segeln und von dort aus der Versetzung auf verschiedene Missionsposten entgegensehen. Bis Durban können sie alle auf demselben Schiffe bleiben.

Nachmittags um 1 Uhr setzte sich der deutsche Dampfer „Ularano“ im Hafen von Rotterdam langsam zur Ausreise in Bewegung. Sie hatten den festen europäischen Boden verlassen, der Heimat und dem Mutterhaus „Lebewohl“ gesagt für das Heil unsterblicher Seelen, für die Ehre Gottes, für die Ausbreitung des Reiches Christi. Als mutige Kämpferinnen unter der Fahne Christi betreten sie ihre Laufbahn als Missionarinnen; nicht um irdischen Lohn, nicht um vergängliche Güter arbeiten sie, ihnen winkt eine herrliche Siegeskrone aus dem Jenseits entgegen.

Ist das nicht ein Glück für die Zurückgebliebenen in der Heimat? Können sie nicht stolz sein, eine Tochter und Schwester als Braut Christi, als Glaubensbotin auf dem Schlachtfelde Christi zu wissen? Ohne Zweifel fällt vom reichen Lohn, welcher der eifrigen Missionarin zuteil wird, ein nicht geringer Teil auf die Eltern und Angehörigen derselben, welche mit ihr dieses herrliche Opfer gebracht haben.

Mögen sich viele Nachfolgerinnen finden! Die Redaktion.



Bemühe dich, den Willen Gottes nicht deswegen zu lieben, weil er dem deinigen gleicht: liebe umgekehrt den deinigen nur wegen seiner Übereinstimmung mit dem Willen Gottes.

Franz v. Sales.

Weißt du auch, warum uns die Engel beneiden; gewiß um nichts anderes, als darum, daß wir für unseren Erlöser leiden können, während sie niemals gelitten haben.

Franz v. Sales.

Sich selbst freiwillig für den Nebenmenschen verwenden, das schmeichelt der Eigenliebe; aber sich von andern für den Nebenmenschen verwenden lassen, das will uns nicht behagen und doch besteht eben darin der höchste Grad dieser Liebe.

Franz v. Sales.

Missionsnachrichten

Am Feste der heiligsten Dreifaltigkeit empfangen in Einsiedeln 34 Eingeborene ihre erste heilige Kommunion. Die Mehrzahl wohnte einige Stunden weit entfernt; neun dieser Glücklichen hatten am Vorabend vor Pfingsten erst die heilige Taufe empfangen. Schwester Valentine taufte wegen Erkrankung des Paters Missionars eine entfernt wohnende kranke Frau; als diese starb, konnte die heidnische Umgebung die Leiche wegen zu weiter Entfernung nicht zur Mission bringen; die Schwester ging mit den Schulkindern hinaus, um dem Begräbnis doch ein christliches Gepräge zu geben. Die Anwesenden benahmen sich so ruhig und ehrfurchtsvoll, daß die Schwester sehr verwundert und erbaut war.

Ein Kind, das von Schwester Valentine, und eine Frau, die von Schwester Mirella getauft wurden, brachte man aus weiter Entfernung zur Beerdigung zur Missionsstation.

Am 23. Juni hatte die Station das Glück, den Tag ihrer eucharistischen Juni-Anbetung zu feiern. Es ist das dort der einzige Tag des Jahres, an welchem das Allerheiligste den ganzen Tag zur Anbetung ausgesetzt ist. Die Anbetungsstunden wurden mit vieler Liebe und großem Eifer gehalten. Tags vorher hatte Pater Johannes eine kleine Prozession mit dem Allerheiligsten veranstaltet, nur fehlte der Traghimmel. Die Station ist eben zu arm, um sich die Paramente beschaffen zu können.

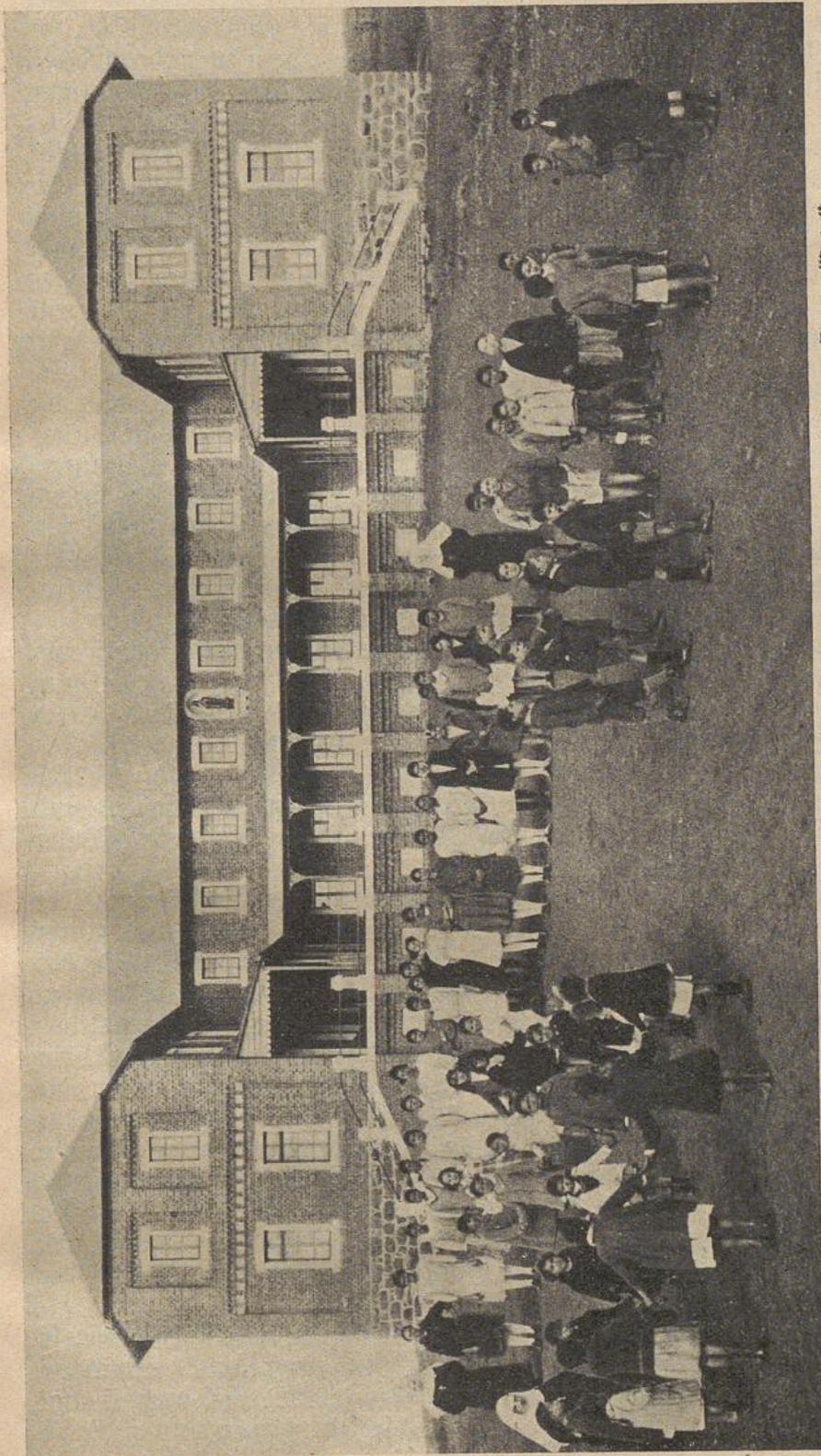
Schwester M. Theobalda.

*

St. Michael.

In den letzten Oktober-Ferien besuchte ich eine christliche Frau, deren Tochter bei unsern schwarzen Schwestern eingetreten war ohne Einwilligung der Mutter. Letztere war darüber so erregt, daß sie sogar ihren Groll dem lieben Gott gegenüber ausließ und die heiligen Sakramente nicht mehr empfing. Das war für die schwarze Klosterkandidatin ein großer Kummer, und sie bat mich, in einem Brief die Mutter in ihrem Namen um Verzeihung zu bitten für das Leid, das sie ihr unfreiwillig zugefügt. Auch bat sie mich, der Mutter zu erklären, daß es wohl ihre Pflicht sei, ihr zu gehorchen, aber sie habe noch einem höheren Herrn zu folgen, und dessen Stimme hat sie unaufhörlich aufgefordert, ihm Folge zu leisten. Weil die Mutter aber von dieser inneren Eingebung nichts wissen wollte, blieb ihr nichts anderes übrig, als zu entfliehen. Es schmerze sie sehr, daß ihr die Mutter solchen Groll nachtrage, aber ihren Schritt bereue sie nicht, und daß sie sich da glücklich fühlt, wo Gott sie haben wollte.

Die eifrige Christin hatte der Mutter gesagt: „Wie kannst



Theresienstiftung für halbtägige Kinder beim Sanatorium der Schwestern in der Nähe von Troppo (Natal).

Du mitten unter Heiden im Glauben standhaft bleiben, ohne Jesus im heiligsten Sakramente zu empfangen?"

Unsere Marien-Hausmädchen, die den Zorn und Groll dieser Mutter kannten, warnten mich mit den Worten: „Schwester, sei vorsichtig, sie wird wütend, wenn Du von ihrer Tochter sprichst, denn sobald sie deren Namen hört, ist sie außer sich.“

Mit einem Bildchen der kleinen heiligen Theresia in der Tasche betrat ich die Hütte der Mutter. Sie war jedoch nicht zu Hause. Nun ließ ich sie rufen. Nach etwa einer halben Stunde kam sie an und erwiderte meinen Gruß mit einem launigen „hm“. Ich suchte ihr begreiflich zu machen, daß ich sie gerne allein sprechen möchte, da ich ihr etwas Wichtiges zu sagen habe. Stumm folgte sie. Nachdem wir uns gesetzt, sagte ich: „Ich habe einen Brief von Deiner Tochter an Dich.“ „Hm“, war die Antwort, aber ihre Gesichtszüge verrieten eine unsägliche Bitterkeit im Herzen. Ruhig las ich ihr den Brief vor. Sie antwortete nichts. Kälte, eiserne Kälte zeigte sie nach außen, während es im Innern kochte, denn ich konnte sehen, wie ihre Brust sich hob und senkte. „Wirst Du ihr verzeihen?“ fragte ich. Wieder keine Antwort. Ein kleiner Seufzer zur kleinen heiligen Theresia um Hilfe, und es fiel mir meine eigene Berufung ein.

„Schau,“ fuhr ich fort, „auch meine Mutter wollte gar nichts davon wissen, daß ich nach Afrika ginge; sie sagte, daß sie mich lieber auf den Friedhof tragen würde. Als die Eltern jedoch sahen, daß all ihr Zureden nichts half, erkannten sie den Willen Gottes und gaben nach. Heute sind meine Eltern so glücklich darüber, daß sie mich dem lieben Gott geschenkt haben, und meine Mutter schrieb mir, sie möchte all ihre Kinder im Kloster haben.“

Bei diesen Worten rollten Tränen über die Wangen der armen Frau. „Schau, so wird es Dir auch einmal gehen,“ fuhr ich fort; „jetzt freilich schmerzt Dich der Verlust der Ochsen, des Fleisches, welches Du bei der Heirat Deiner Tochter bekommen hättest; aber wie bald ist das alles zu Ende, und dann würden ihre Sorgen Deine Sorgen werden. Wieviel Mädchen oder Frauen sind heutzutage unglücklich, weil das Stadtleben die jungen Männer verseucht an Leib und Seele. Das alles ist ihr erspart; für Deine Tochter ist im Kloster gut gesorgt in gesunden und kranken Tagen. Und wenn dann Deine Sterbestunde kommt, wie wird es Dir dann zum Troste gereichen, wenn Du Deines Kindes gedenkst, das Du dem lieben Gott gegeben. O, wie stolz wirst Du erst im Himmel sein auf die, die sich der höchste Herr zur Braut erkor.“

Da flossen die Tränen der Mutter immer reichlicher, und als ich sie nun fragte: „Wirst Du ihr nun verzeihen?“ erwiderte sie: „Ja, ich werde ihr verzeihen, aber schreibe ihr, noch einmal möchte ich sie sehen und von ihr Abschied nehmen.“

Ich versprach, mein Möglichstes zu tun und für ihre Tochter eine Zusammenkunft mit ihr zu erbitten. So schieden wir voneinander. Einige Tage später kam sie ganz freudig und zufrieden und bat um die Adresse ihrer Tochter, weil sie selbst durch die Hand anderer ihr schreiben möchte.

Ohne schweren Kampf wird wohl selten eine schwarze Kandidatin zum Ziel kommen, denn der Verlust der Ochsen ist für die Eltern ein großer Schaden. Schwester M. Raphaela.



Erwartungsieber in Ost-Afrika

Heitere Plauderei von Schwester Engelberta
(Schluß.)

Er kam, dieser sonnige Samstag oder „Liebfragentag“ und mit ihm die Krisis, das glückliche Genesen vom „Erwartungsieber“. Frisch war die Frühlingsluft, blau der heitere Himmel, lieblich zwitscherten die Vöglein in den Zweigen der Cypressenallee, lustig flatterten die weißen Tauben von den Gartenbeeten auf, als sie daher geschritten kamen von der Kirche herunter, die drei Ehrwürdigen Müttergestalten im schwarzen wallenden Nonnengewande. Fröhliche, singende Kinderchen und weißgekleidete eingeborene Jungfrauen bildeten rechts und links Spalier, und die hoffnungsfreudigen Schwestern von Kilema standen vor dem Portale unter der Veranda des Schwesternhäuschens zum feierlichen Empfange bereit. Rechts und links winkten Palmen am Eingange, und hohe, schlanke Fuchsiensträucher neigten ihre rotweißen Blütendolden wie zum Gruße freundlich entgegen.

Nun waren sie endlich angekommen, die so lange Erwarteten. Sofort kam auch der junge christliche König Māngi (Häuptling) von Kilema mit seinen Räten, um die ehrwürdige Mutter von Ulaya (Europa) ebenfalls zu begrüßen und ihr vor allem zu danken, daß sie ihre Schwestern in die Mission geschickt habe, aber auch um sie zu bitten, noch immer mehr nachzusenden.

Es schien der Ehrwürdigen Mutter gleich sehr gut zu gefallen in unserm trauten Kilema, denn ein sonniges Lächeln verklärte ihre Züge, ebenso auch die der guten Schwester Ebba; besonders aber freute sie sich auch darüber, daß bald nach ihrer Ankunft sämtliche Schwestern von allen Nachbarstationen, welche von Mutter Provinzialin nach Kilema berufen worden waren zu den geistlichen Exerzitien, erschienen. Dieses Wiedersehen war eine freudige Überraschung. Nun konnte die Ehrwürdige Mutter in Wahrheit all ihre Küchlein unter ihre Flügel versammeln.

Freilich wurde es, als sie alle nacheinander kamen, ziemlich enge im „Schwesternhäuschen“ in Kilema; das kleine Refektorium wurde zu eng, und die Schwestern saßen dicht gedrängt wie geduldige Schäflein um ihre Hirtin. Für Schlafräume war durch die Güte der hochwürdigen Missionare gesorgt, welche das abseits gelegene Fremdenhaus zur Verfügung stellten. Da stand auf einer Türe „Uru“. Die drei Schwestern Siena, Agnesia und Gerardine waren die ersten, welche schon Montag ankamen. Dann erschienen auch gleich drei Schwestern aus dem „Liliengarten“ von Riboscho, Schwester Caspara, Schwester Gertrud und Schwester Evodia; auf deren Zimmertüre stand „Riboscho“. Ihnen folgten die zwei Alpnerinnen vom hohen Gare-Gebirge; sie hatten mühevollen, nicht ungefährlichen Abstieg; aber Schwester Richardis und Schwester Bonifacis ließen es sich nicht nehmen, aus ihrer lustigen Höhe herabzukommen, obwohl es ihnen Mutter Ubalda nicht direkt befohlen hatte. Dann kam noch die jüngste Schwester Philippine aus Gare vom Berg herunter, den wir Himmelsleiter nennen. Zuletzt tauchte auch noch Schwester Felicitas, die Oberin von Romo auf mit ihren zwei Schwestern Osmunda und Angelindis. Nur die arme Schwester Lucina konnte wegen eines Unfalles leider nicht nach Kilema kommen. Unsere beiden Schwestern aus dem Seminar, Schwester Eudocia und Schwester Berendina, kamen zu den Vorträgen während der Exerzitien, welche uns von einem der hochwürdigen Patres der Väter vom Heiligen Geist in ergreifender Weise gegeben wurden; daran reihten sich die Konferenzen und Vorträge der Ehrwürdigen Mutter Generaloberin.

Außer den vorgeschriebenen geistlichen Übungen besuchten wir abends noch in der Missionskirche den lieben Heiland; allen voran die Ehrwürdige Mutter Generaloberin; am finsternen Abend machten wir diesen stillen Besuch mit Laternen bewaffnet. Somit kann ich ohne Übertreibung sagen, daß unser anfängliches „Empfangsfieber“ bald in ein wahres „Gebetsfieber“ überging, welches zum Schluß zwar etwas ermüdend, aber doch heilbringend endete. Selbstverständlich herrschte während dieser fünf Einkehrtage heiliges Stillschweigen, dann endlich wurden die Zungen gelöst und der frohe, fröhliche Familiengeist der Missionschwestern vom kostbaren Blut trat auch am Fuße des Kilimandjaro so recht zutage.

Trotz der gekannten Missionsarmut waren alle in diesen schönen Tagen gut versorgt. Der Häuptling und andere Christen sandten nämlich ihre Geschenke für die Schwestern, bestehend aus verschiedenen Nahrungsmitteln, wie Eier, Milch usw., und unsere Speisemeisterin Schwester Thiadildis freute sich, ihren Gästen etwas bieten zu können; selbst rote Himbeeren leuchteten auf dem weißen Tischtuch; der wohlgepflegte Garten

der guten Schwester Oberin lieferte dazu das Gemüse. Wir fühlten in allem so recht Gottes Vatersorge.

Geistig und körperlich gestärkt kehrten die Schwestern wieder auf ihre Missionsstationen zurück. Freilich nahm das überaus herzliche Abschiednehmen fast kein Ende. Drei Autos standen bereit, und noch immer konnten sie sich nicht voneinander trennen: denn es heißt: Wenn Männer auseinander geh'n, so sagen sie „Auf Wiederseh'n“, aber, wenn Frauen auseinandergeh'n, so bleiben sie noch lange steh'n!

Ehrwürdige Mutter war über den Erfolg der Visitation sehr zufrieden und schied mit einem mütterlichen Segen wehmütig von dem schönen trauten Kilema. Es war wohl ein Abschied fürs ganze Leben bis zum seligen Wiedersehen im Himmel.

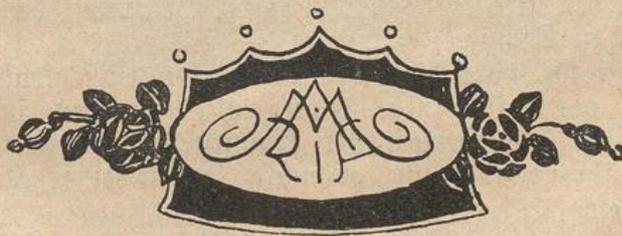
Nun fuhr das Auto ab, noch ein letztes Händewinken und die lieben Mütter waren verschwunden.

Wir Kilema-Schwestern begleiteten die beiden teuren Mütter bis zum Auto, und unsere Mutter Provinzial-Oberin ließ es sich nicht nehmen, Ehrwürdige Mutter und Schwester Ebba bis Bura in den ostafrikanischen Schweizerbergen zu begleiten und bei ihnen zu bleiben bis zu deren Abreise nach Europa.

Vorüber, alles vorüber! Alles geht wieder seinen gewohnten Gang. Was wir zu tun haben in schlichter Gottes- und Nächstenliebe, ist schaffensfroh zu sein und zu bleiben. Diese echte Liebe, die unsere Seele so weit und so groß macht, daß sie von der Erde in den Himmel hineinragt, sichert uns ja ein glückliches Wiedersehen.

Wohlauf, mein Herz, so sei vergnügt,
Und schwing dich himmelan;
Wie Gott der Herr dein Leben fügt,
So sei es wohlgetan.

Ein Stündlein noch, dann ist er aus,
Der Traum, der Leben heißt,
Dann schwingt sich in sein ewig Haus
Der gottversöhnte Geist. (Luise Hensel.)



**Ein Brief von Eingeborenen aus Kiboscho (Ost-Afrika)
an die Ehrw. Mutter Generaloberin bei Gelegenheit der Visitation.**

Kiboscho, den 14. 8. 1930.

Ehrwürdige Mutter unserer Schwestern!

Wir danken Ihnen tausendmal für alles Gute, das Sie uns getan, besonders dafür, daß Sie uns die Schwestern zurückgesandt, vor allem die Schwester Oberin, die meine Krankheit kennt. Sie gab mir Erlaubnis auszuruhen und damit den Frieden des Herzens. Sie hat ein sehr gutes Herz, Liebe und Strenge in Gerechtigkeit; darum liebe ich sie sehr. Auch besitzt sie großen Fleiß für alle Arbeiten in der Mission und Kraft, um unsern Charakter zu ertragen.

Wirklich, welche große Freude war es für uns seit vorgestern, zusammen mit Dir in der Kirche knien zu dürfen. Wir fühlten nicht nur Liebe, sondern ein Meer von Liebe; es war, als ob die allerseeligste Jungfrau selbst hinter uns gekniet.

Ehrwürdige Mutter! Dort oben im Himmel feierte heute die allerseeligste Jungfrau Maria ihren Festtag als „Mama von Kiboscho“; und wir hier auf der Erde haben Dich in unserer Mitte als unsere gute Führerin, die uns durch unsere Schwestern den Weg zum Himmel zeigt. Wir erinnern uns der früheren Zeit, als noch keine Schwestern zu uns gekommen. Damals war es nicht möglich, die Mädchen menschenwürdig auf der Mission zu halten; die armen Kinder, die von den Herren Patres aufgezogen wurden, hatten keine Erziehung, bis dann die Schwestern Leonarda und Baptista zu uns kamen. Wir alle waren damals noch bei unsern Eltern, bis wir im Herzen erleuchtet wurden und einen Weg zur Mission suchten. Jede von uns wurde von Gott gerufen, ich selbst im ersten Jahr nach der Ankunft der Schwester Feliciana und unserer Lehrerin Schwester Amabilis.

Wer kann die Freude und den Dank beschreiben, den wir in unserm Herzen empfinden wegen unserer Schwestern? Ich schaue mit meinen Geistesaugen das letzte Gericht, in dem die Schwestern den verheißenen Lohn empfangen unter der Führung ihrer „großen Mama“; wir auch. —

Jetzt möchte ich Ihnen einen Traum erzählen, den ich früher gehabt.

Früher, als wir einige Jahre allein waren im großen Schmerz über den Verlust der Schwestern und in Sehnsucht nur nach ihrer Rückkehr, träumte ich in einer Nacht folgendermaßen:

Wir hatten auf unserer Mission einen großen Festtag. Ich sah viele Schwestern in einer Reihe zur Kirche gehen; wir Jungfrauen durften vorausgehen. — Ich vermag die Freude,

die ich empfand, nicht zu beschreiben. Als ich jedoch erwachte, und alles nur für einen Traum erkannte, wußte mein Schmerz keine Grenzen; fast machte er mich krank.

Und heute durften wir große Taten sehen, die uns staunen ließen, die uns süße Freude gaben; wir durften sehen, wie



Schwestern vor ihrer „großen Mama“ dem Herrn ihre Gelübde darbrachten.

Morgen werden wir zusammen der heiligen Messe beiwohnen, um der allerseligsten Jungfrau zu danken für das gute Geleit, daß sie Dir bis jetzt gegeben, daß sie Dich gesund hierher geführt hat, und wir werden sie für Dich bitten, daß sie

Dir beistehe in allen Deinen ferneren Nöten und Arbeiten und Sorgen und Dich nach glücklicher Reise gesund in das Mutterhaus zurück geleite.

Und nun, liebe Ehrwürdige Mutter, vergiß uns nicht in Deinen täglichen Gebeten, bis wir zum Himmel kommen, wo wir alle uns begegnen werden.

Jetzt sind unsere Herzen übergücklich, die „große Mama“ unserer Schwestern zu sehen; doch wie werden wir den großen Schmerz ertragen können, wenn Du Samstag von uns gehst? Das sind unsere Worte, die wir Dir zu sagen wünschen.

Deine Kinder von Riboscho.

3

Friedhofsglöcklein

Aeil der Monat November den lieben armen Seelen gewidmet ist, können wir nicht umhin, unserer tapferen Missionarinnen, welche seit November 1929 das Zeitliche gesegnet haben, hier in unseren Caritasblüten zu gedenken.

Am 6. November 1929 verschied in Mariannahill die langjährige Oberin Schwester M. Bertilla Meyer. Volle 41 Jahre hat sie der Mission ihre Kräfte geweiht in unermüdlichem Eifer für die Rettung der Seelen und das Wohl der Genossenschaft.

Am 27. Februar 1930 verschied Schwester M. Mamertina Disch in Troppo in unserem dortigen Sanatorium. Eine Arbeitszeit von 30 Jahren hat ihr der liebe Gott in seinem Weingarten geschenkt. Ihrem Eifer und ihrer Opferliebe gemäß dürfen wir wohl mit Recht annehmen, daß sie mit vollen Garben vor dem Herrn der Ernte erschien.

Am 12. Mai 1930 starb Schwester M. Cortona Guter, ebenfalls in Troppo in unserem Sanatorium. Sie hat sich 39 Jahre der aufopferndsten Missionstätigkeit in Süd-Afrika gewidmet, bis der Herr sie heimrief, um ihr die Krone des ewigen Lebens zu geben.

Am 16. Mai 1930 starb Schwester M. Sylvana Gügel in Emmaus (Süd-Afrika), welche ebenfalls mehr als 30 Jahre auf dem Missionsfelde mit voller Hinopferung ihrer Kräfte tätig war.

Am 5. August 1930 wurde unsere Schwester Vitalis Böhler in Maria-Ratschitz (Süd-Afrika) plötzlich durch einen Schlaganfall von diesem Leben abgerufen. Ihre 29jährige Missionstätigkeit war so reich an Opfern, daß sie trotz des raschen Todes bereit war, vor ihrem göttlichen Bräutigam, dem sie so treu gedient hat, zu erscheinen.

Im Mutterhaus in Heilig-Blut hauchte die noch junge Schwester M. Theodora ihre Seele aus. Sie war eine echte

Missionarin anderer Art durch ihre große Geduld, Entfagung und grenzenlose Bescheidenheit, die sie während ihrer langwierigen Krankheit an den Tag legte. Ihre anhaltende stille Opferliebe mag wohl ungezählten Seelen, für die sie ihr schweres Leiden aufgeopfert hat, zur Rettung gewesen sein.

Gebe der Herr ihnen allen sowie auch unseren verstorbenen Wohltätern die ewige Ruhe!

z

Niemals wirst du das entbehren,
Was du nie gekannt;
Niemals wirst du das verlieren,
Was du nicht dein genannt.
Klug ist, wer in seinen Grenzen
Prüfet Kraft und Mut,
Und in der Beschränkung liegt dir
Oft ein reiches Gut.

L. Schmitt.

z

Der Regen als – Segen

Ein vornehmer Herr flüchtete sich vor dem allzustarken Regen in eine Hütte der Vorstadt Au bei München. Während seines kurzen Aufenthaltes daselbst erblickte er allein die Zeichen der tiefsten Armut, ja des Elendes. Er forschte nach den Zuständen dieser Bewohner der Hütte, und die Bewohnerin derselben, eine schlichte Frau, erzählte ihm unter Tränen ihre kümmerliche Lage und daß sie in den nächsten Tagen gepfändet werden sollten.

Der Herr riet ihr, sich doch nach dem „Wittelsbacher Palast“ zu begeben, wo ihr König Ludwig gewiß aus der Not helfen werde.

„Ach,“ meinte die Frau, „der Rat könne ihr nichts nützen, König Ludwig werde von den armen Leuten genug geplagt!“

Inzwischen war ihr Mann in die Kammer getreten und hatte augenblicklich in dem fremden Herrn den König Ludwig von Bayern selbst erkannt. Er stürzte dem König zu Füßen und wollte ihm danken.

Der König aber wehrte es ab und äußerte: „Nicht mir danket, Gott müßt ihr danken, welcher den Regen schickte, der mich in euer Haus führte! Kommet morgen, es soll euch geholfen werden!“

z

Fahrt nach Heilig-Blut

Aus dem „Echo aus dem Sonnenheim, Neuenbeken“
Redakteur Hochw. Pater Diez.

Faucht die Fiedel, singt ein Liedel, wenn wir fahren in die Welt hinaus! Sollte unser langgehegter Wunsch doch in Erfüllung gehen? Ja, er wurde Wirklichkeit! Nachdem wir eine so liebevolle Einladung der ehrw. Schwestern des alten Mutterhauses H. Blut in Holland erhalten hatten, besorgten wir uns einen Reisepaß und begaben uns zunächst in die heiligen Exerzitionen. Diese Tage gehörten so ganz dem göttlichen Heiland und unsere Seele erholte sich wieder so recht in der trauten Einsamkeit. In froher Stimmung gingen wir dann auch nach diesen Tagen daran, unsere Koffer zu packen, und gar schnell nahte der Morgen heran, der zur Abreise bestimmt war. Noch einmal empfingen wir in der Frühe den Heiland in der heiligen Kommunion und ausgerüstet an Leib und Seele, stiegen wir wohlgenut ins Auto, das uns nach unserm Ziele bringen sollte. Ein Lied erschallte nach dem andern; auch dem lieben Gott und der Gottesmutter galt unser Gruß, denn dank ihrer Güte durften wir ja diesen Tag erleben.

In Münster angekommen, begaben wir uns zum Dom, um denselben zu besichtigen; wie groß war aber unsere Freude, als wir bei dieser Gelegenheit noch einer heiligen Messe beiwohnen konnten! Von dort ging's nach Dülmen, wo wir am Grabe der seligen Anna Katharina Emmerich ein stilles Ave beteten und uns ihrer Fürbitte empfahlen. In Wesel machte es uns eine ganz besondere Freude über den Rhein spazieren zu dürfen, dessen wuchtige Größe wir bewunderten. Gar bald erreichten wir nun die holländische Grenze, die wir auch unbehelligt passieren durften. In schneller Fahrt ging's dann auf Horst zu. Im St.-Antonius-Gesticht wurden wir freudig empfangen, gar reichlich bewirtet; die guten Schwestern gaben sich alle erdenkliche Mühe, unsere erschlafften Glieder zu stärken. Für ihre Liebe sei ihnen auch an dieser Stelle ein recht herzliches Vergelt's Gott gesagt. Frohen Mutes setzten wir dann die Reise fort und erreichten gar bald über Helmond Beek en Donk. Da der Weg infolge des Regens aufgeweicht war, suchten wir auf Schusters Rappen daselbe zu erreichen.

Im Kloster selbst herrschte Festtagsstimmung; kaum waren wir aber eingetreten, da rief auch schon die Glocke zur Feierstunde der Einkleidung. Eilends warfen wir unser Gepäck ab, den Staub abzutun reichte die Zeit nicht mehr, und begaben uns erwartungsvoll in die Kapelle. Dort stimmte alles so recht zur wahren Freude, und als dann erst das Lied erklang: „Freu dich, Seele, ihn jetzt erwähle . . .“ ergriff uns heilige

Andachtsstimmung. Die hochwürdige Geistlichkeit holte nun die Postulantinnen, die eingekleidet werden sollten, ab; bräutlich geschmückt traten dieselben zum Altare, um nun das Kleid der Braut des Herrn zu empfangen. Nach einem kurzen Examen erhielten sie den Habit und kurz darauf das Skapulier und den weißen Schleier der Novizinnen. Welch' ein Glück mag wohl in diesem Augenblicke die Seelen dieser jungen Bräutchen durchflutet haben! Das göttliche Herz Jesu wird gewiß in dieser Stunde die ganze Fülle seines Segens über sie ausgegossen haben. In diesem Sinne galt auch unser Gebet den Neueingekleideten; der Heiland möge ihr Anteil sein immerdar!



Wir konnten es kaum fassen, daß die schöne Feier schon zu Ende sei; doch in dem Bewußtsein, daß wir am andern Tage wieder einer so erhabenen Feier beiwohnen durften, verließen wir frohen Mutes die Kapelle. Wir begrüßten zunächst die ehrwürdige Schwester Oberin des Hauses und darauf so manche Schwester, die uns aufs herzlichste willkommen hieß. Eine Stärkung tat uns wieder einmal wohl, das hatten selbst die ehrwürdigen Schwestern erfaßt; deshalb führten sie uns in das Refektor der Postulantinnen, wo wir es uns gut munden ließen. Danach gab es noch manch Begrüßen von bekannten Schwestern. Die Nacht rückt heran und so suchten wir auch unser Lager auf, wo wir allerdings noch lange plauderten, bis endlich das Sandmännchen uns zur vollen Ruhe brachte.

Neu gestärkt erhoben wir uns am andern Morgen in dem freudigen Bewußtsein, daß so manches Erhabene uns wieder

geboten würde. Zunächst wohnten wir der heiligen Messe bei, während welcher einige Schwestern die zeitlichen Gelübde auf ein Jahr erneuerten. Nach der Messe begaben wir uns zum Morgenkaffee und wanderten dann eine kurze Zeit freudig durch den Klostergarten. Aber gar bald rief uns die Glocke wieder zur Kapelle, wo wir der erhabenen Feier der ersten und ewigen Profess beiwohnen sollten. Wie am Tage vorher, so zogen auch jetzt die Bräute Christi mit einem Kränzchen von roten Rosen auf dem Haupte unter Begleitung der hochwürdigen Geistlichkeit in die Kapelle ein, während der Chor das Lied sang „Mein Jesus, mein Jesus . . .“. Am Altare erhielten die jungen Novizinnen, die zum ersten Male für ein Jahr die heiligen Gelübde ablegten, das Kreuz, den Gürtel und den Rosenkranz, während den Schwestern, die die ewigen Gelübde ablegten, der Ring überreicht wurde, als Zeichen der Vermählung mit Christus, ihrem göttlichen Bräutigam. Nun hatten sie alles dahingegeben für den Heiland, ihm allein gehörten sie nun an: welch' ein hehres Glück! O, daß auch uns ein solcher Opfergeist beseelte!

Somit war es fast Mittag geworden, als wir die Kapelle verließen. Schon hatten die guten Schwestern auch wieder in der liebevollsten Weise für unser leibliches Wohl gesorgt. Nachdem wir darauf einige Kartengrüße in die Welt hinausgeschickt hatten, begaben wir uns wiederum in den Garten. Der liebe Gott hatte es heute etwas besser mit uns gemeint als gestern, da er uns einen sonnigen Tag schenkte. So manches schöne Bild wurde nun auf die Platte gezaubert; diese Bilder werden immer traute Erinnerungen in uns wachrufen. Schnell flog die Zeit dahin; die Kaffeezeit war bereits vorüber, als die Glocke uns wieder zur Kapelle rief, und zwar zur Dankandacht. Auch aus unsern Herzen stieg inniger Dank zu Gott empor, der uns diese herrlichen Tage geschenkt hatte.

Gar bald senkte sich der Abend hernieder; an der Lourdesgrotte sangen wir unserer himmlischen Mutter zur Ehre ein Lied und auch dem göttlichen Herzen galt unsere Weihe. Danach lenkten wir unsere Schritte unserm Schlafgemach zu; die ehrwürdige Schwester Oberin brachte uns wiederum Weihwasser, und nachdem wir noch ein gutes Plauderstündchen gehalten, schliefen wir ein.

Der Tag der Abreise nahte heran; schon in aller Frühe mußten wir aufstehen und empfangen noch einmal den göttlichen Heiland, der uns auf unserer Reise begleiten sollte. Während unser Mütterlein, die ehrwürdige Schwester Leopolda, noch zurückblieb, begleitete uns die ehrwürdige Schwester Luciana auf der Heimreise. Nachdem wir allen recht innigen Dank gesagt und uns verabschiedet hatten, brachte uns unser Omnibus dem Sonnenheim entgegen. Gewisse Heimwehstimmung wollte

sich unser bemächtigen, doch durch unsern Frohsinn heiterten wir uns immer auf. Wie auf der Hinfahrt, so passierten wir auch jetzt wiederum glücklich die Grenze und begrüßten bei Wesel freudig den Vater Rhein, und in schneller Fahrt ging's dann der Heimat zu. Unter frohen Liedern zogen wir im Klösterlein ein. Da gab's ein freudiges Begrüßen und ein Erzählen ohne Ende. Noch lange werden uns diese Tage Stoff zur Unterhaltung bieten und immer, so wollen wir hoffen, eine liebe Erinnerung bleiben.

Allen aber, die uns zu diesen erhabenen Tagen geholfen haben, rufen wir ein recht herzliches „Vergelt's Gott“ entgegen.

K

Gebetserhörang

Meiner himmlischen Mutter Maria, der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu und den armen Seelen innigen Dank für Heilung einer schweren Hautkrankheit.

Ein Marienkind und Caritasblütenleserin aus dem Saargebiet.

Der lieben kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu Dank für die auffallende schnelle Genesung einer Kranken. Veröffentlichung war versprochen.

Schwester M. Longina, Maria Trost.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Königstein Mk. 21.— Sophie; Pachten Mk. 21.— Johannes; Borgentreich Mk. 21.— Maria, Giesendorf Mk. 21.— Margareta; Bonn Mk. 40.— Maria und Maria Magdalena; Witterschlick Mk. 21.— Theodor; Roden Frs. 126; Brügge Mk. 21.— Hermann.

Für die Mission! Ruppichteroth Mk. 5.—; Paderborn Mk. 5.—; Giesendorf Mk. 11.60; Waltrop Mk. 2.75; Merten, gesammelt von den Schulkindern Mk. 11.05; Roden Frs. 20; Wattenscheid Mk. 5.—; Bad Wildungen in einem bes. Anliegen Mk. 5.—; Herkenrath Mk. 2.—; Lindenthal Mk. 0.50.

Für die Missionschule, zur Ausbildung armer Missionsschülerinnen gesammelt von mehreren Missionsfreunden Mk. 50.—.

Willst du glücklich sein auf Erden, trage bei zu anderer Glück, dies tun in hervorragender Weise alle jene, die mithelfen, daß auch arme brave Mädchen ihr hohes Ziel, einst als Lehrerin in der Mission arbeiten zu können, erreichen, durch diese tragen sie dann auch bei, daß vielen armen Heidenkindern das Glück zuteil wird, den lieben Heiland kennenzulernen, der dies doppelte Liebeswerk auch doppelt belohnen wird.

Allen lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott. Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Lustige Ecke

Die Bischöfe von Köln, Mainz und Trier waren einmal beisammen zur Tafel. Jeder sollte in einem Verschen ein Dankgebet sprechen.

Der Erzbischof von Köln, Johann von Geisel, sprach, auf die Speisen zeigend: „Für dies und das Deo gratias.“

Emmanuel von Kettler, Bischof von Mainz: „Für Speis und Trank Gott sei Dank!“

Bischof Wilhelm Arnoldi in seinem Eifeler Dialekt: „Für dat lei und dat lo (Das hier und das dort) Benedicamus Domino!“

*

Der Missionar bereitet eine Heidin auf die heilige Taufe vor und will nun, daß sie das Taufgelöbniß spreche:

Pater Missionar: „Widerstehst Du dem Teufel?“

Heidin: „Du weißt doch, daß ich mit dem nichts zu tun haben will!“

Pater Missionar: „Nun, Du brauchst doch nur zu sagen: Ich widersage!“

Heidin: „Ach, ich hab Dir doch schon längst gesagt, daß ich mit dem nichts zu schaffen haben will!“

Pater Missionar: „Glaubst Du an Gott, den allmächtigen Vater?“

Heidin: „Ich liebe Gott, und das genügt mir!“

*

Schwester in der Schule: „Wie groß ist wohl eine Todsünde?“

Schwarzer Schüler: „O, so groß wie unser größter Berg!“

Rätsellecke.

- I. 1. Welcher Teil am menschlichen Körper ist am meisten musikalisch?
2. Was ist ein Hut ohne Futter?
3. Welche Ähnlichkeit ist zwischen einem feigen Soldaten und einem Zahnarzt?
4. Welcher Rat ist überflüssig?
5. Welches ist der liederlichste Handwerker?
6. Welcher ist der klügste Handwerker?
7. Was ist die Uhr, wenn sie verkauft ist?

II. Was ist in Wien nicht zu finden?

Doch in Berlin bei den Linden;
Nicht in London, doch in Paris,
In der Weltstadt Rom ganz gewiß;
Sonst siehst du's nicht in einer Stadt,
Doch in den Dörfern man es hat;
In jedem Garten tut es stehn,
Doch nicht im Wald noch Feld zu seh'n;
In ganz Deutschland tät's verschwinden;
In Lothringen wir es finden;
Nicht im Elsaß, sondern am Rhein,
Sag mir, mein Freund, was mag es sein?

Auflösung des Königszugs aus vor. Nummer

Laß nicht von jedem Ungemach
Dir saure Wochen machen;
Was du verlachst ein Jahr danach,
Kannst du schon heut verlachen.

Caritasblüten

Nr. 12

Dezember

1930



O Jesulein lieb - Allen Wohltätern gib
Viel Gnade und Segen - Auf all ihren Wegen!

265

Allen verehrten Lesern und Leserinnen unserer Caritasblüten
ein seliges fröhliches Weihnachtsfest!

★

Selbstlose Liebe

von Schwester M. Stanisla

(Fortsetzung und Schluß.)

Bernard, Bernard“, ertönte die Stimme der Kranken, doch sie fiel alsbald wieder in Schweigen zurück. Ihr Gatte näherte sich ihr und beugte sich über sie, während er leise flüsterte: „Ich bin hier, Kitty; was ist Dir?“ Sie gab keine Antwort, sondern lag mit geschlossenen Augen da. In beschwichtigendem Ton fuhr er fort: „Willst Du etwas, Kitty?“ Matt öffnete die Kranke die Augen, die ihr so schwer wie Blei schienen. „Bernard“, begann sie wieder; doch sie verfiel gleich darauf wieder in Schweigen. Sich aufrichtend, nahm sie all ihre Kräfte zusammen, um sprechen zu können. „Bernard, was war es, das ich versprochen habe, bevor wir heirateten?“

„Was quälst Du Dich jetzt darüber, Kitty“, erwiderte er, während er verstohlen nach seiner Schwester schaute, die in einiger Entfernung saß und den Säugling in ihrem Schoße hielt. „Willst Du nicht versuchen zu schlafen“, sprach er. „Ja“, erwiderte sie schlaftrunken, „aber es läßt mir keine Ruhe. Ich möchte schlafen,“ kam es tonlos von ihren Lippen, unbeachtend der Worte ihres Gatten; „aber es kommt und flüstert in meinen Ohren, — schrecklich!“

Sie schwieg, und wieder lag sie mit geschlossenen Augenlidern da. Der Wind heulte und schüttelte die rauschenden Äste der Bäume. Der Gatte wandte sich zu seiner Schwester und sprach leise einige Worte zu ihr. Diese legte das Baby nieder und näherte sich dem Lager der Kranken. Doch wie sie sich der Kranken näherte, wendete sie sich gleich wieder zu ihrem Bruder mit den Worten: „Hole den Doktor, hole den Doktor!“ Die Kranke fing diese Worte auf und wandte sich ebenso schnell an ihren Gatten.

„Du darfst nicht eher gehen, Bernard, bis Du mir gesagt hast, was ich damals versprochen habe.“ Er bat seine Schwester, ihn für einige Augenblicke mit ihr allein zu lassen.

„Nun gut, Kitty,“ begann er mit erzwungener Heiterkeit, „an dem Tage, von welchem Du sprichst — vor acht Jahren — an dem Tage, als ich Dir erklärte, daß ich es niemals zugeben werde, daß meine Kinder in der römisch-katholischen Kirche erzogen werden sollen, gabst Du mir das Versprechen, daß die Kinder, wenn wir solche haben sollten, in meiner Religion erzogen werden sollen. Du jedoch, für Dich selbst konntest tun wie Du wolltest. Ist das das Versprechen, das Dich so ängstigt?“

Ja? Nun, dann hast Du wahrlich keine Ursache, Dich so zu grämen, denn Du hast Dein Versprechen treu erfüllt."

"Ja", flüstert sie, und ihre Kehle schien gepreßt zu sein.

"Ja, das ist es, und dann hatte ich alles dafür erhalten, was die Welt geben konnte? . . ."

"Ich habe doch alles getan, Kitty, um Dich glücklich zu machen", war des Gatten Antwort. Doch seine Frau schien diese Worte zu überhören oder vielmehr nicht zu beachten, denn leise sprach sie vor sich her: „War ich es?“ „Ja, Du warst es, Kitty," sagte er, „und Du wirst es wieder sein."

"Ich hatte alles, und doch hatte ich nichts, denn ich — hatte — keinen — Gott!" kam es langsam und gedehnt von ihren Lippen. Ihr Gatte versuchte ihr den Gedanken auszureden und begann mit ihr leicht zu scherzen. Er wollte ihr klar machen, daß ihre Nerven nur schwach seien und der Arzt ihr eine beruhigende und kräftigende Medizin geben werde, die sie bald wieder herstellen werde. Plötzlich unterbrach sie das Gespräch. „Hast Du Biddy rufen lassen? Hast Du ihr geschrieben, daß Du ihr das Reisegeld geben wirst?" Überstürzend kam es von ihren Lippen, und ihr Gatte konnte ihr nicht schnell genug antworten, daß er Biddy telegraphisch habe rufen lassen und daß sie heute ankommen könnte.

"Ach Biddy, meine Biddy," begann die Kranke wieder, „wie war ich so hart zu Dir! — Wo bleibt doch Biddy? Rufe sie. Warum kommt sie nicht?"

Ihre Phantasie sprang wieder wo anders hin, und so murmelte sie vor sich hin: „Ja, es ist so — ich hatte alles, und ich vergaß Gott. — Wann habe ich aufgehört zur heiligen Messe zu gehen?"

Nun, Kitty, das weiß ich nicht", erwiderte ihr Mann und verbarg mit aller Mühe seine Ungeduld, denn ihm wurde das Gespräch über Religion lästig. „Und was macht es auch?" fuhr er fort.

Ihr Atem fing an mit fliegender Eile ihren Lippen zu entschwinden. „Und dann ging ich manchmal in Deine Kirche — und so gab ich alles her, warf alles über Bord." — —

„Komm, komm, Kitty, es steht Dir gar nicht gut an zu grübeln; es paßt gar nicht zu Dir, skrupulös zu sein", sagte scherzend ihr Mann.

Ihre Augen weiteten sich und starrten unbeweglich auf ein und denselben Platz. Sie schien gleichsam eine Seite zu lesen, deren Worte ihr Gehirn marterten und ihre Zunge am Gaumen kleben machten, denn wie gewürgt kam es von ihren Lippen: „Ich habe Jesus im heiligsten Sakrament verlassen — ich habe, ich habe die Sakramente verlassen, habe die Mutter Gottes und die Heiligen verlassen, habe — meine Kinder — des — Glaubens — beraubt. — —"

„Kitty, Kitty“, erwiderte Bernard und verließ mit einer Falte in der Stirn das Haus.

Seine Schwester trat wieder ein, und mit starrem Blick wandte sich die Kranke an die Eintretende und stammelte, sie nicht mehr erkennend: „Bist Du ein Katholik? — Ja, ich weiß, mein Gatte trägt Sorge, daß kein Glaubensgenosse zu mir komme. Er hält sie mir fern. Biddy, Biddy, — ich muß verzweifeln — — komm — Biddy — sei mein — Engel.“

Erschöpft lehnte sie zurück. Schweigen herrschte, Schweigen, wie es nur beim Sterben herrscht. Da unterbrach das Weinen des Säuglings ihren Gedankengang, und sie begann wieder zu murmeln: „Fünf Kinder — fünf Seelen den Glauben geraubt — —.“

„Versuche doch zu schlafen“, mahnte die Schwägerin. Da betrat der Gatte mit dem Arzt das Zimmer. Letzterer warf nur einen Blick auf die Kranke und er wußte, daß das letzte Stündlein nicht mehr fern sei. Wohl ließ er noch eine Medizin zurück, deutete aber daraufhin, daß keine Hoffnung vorhanden sei. Der Arzt ging.

Die Kranke sprach wieder vor sich hin: „Was hat der Mönch in dem braunen Habit gesagt?“ — Sie befeuchtete ihre trockenen Lippen. „Gott läßt seiner nicht spotten. — Gott läßt seiner nicht spotten! Bernard, wo bin ich? — Bernard! Bernard, ist das die See?“ fragte sie ängstlich.

„Nein, nein, Kitty, das sind die Bäume; der Wind zaust die Äste“, erwiderte er beruhigend.

„O, aber die See, Bernard; siehst Du es nicht, wie rache-gierig sie ist?“

„Nein, nein, meine Kitty, das ist nur Deine Phantasie.“

„Die See kommt“, heiser und ohnmächtig kamen die Worte; nur die Furcht ließ ihr noch Kraft.

„Sie steigt, sie steigt, um mich zu verschlingen. Schau her! — Schau, wie sich die Wogen brechen am Land des Verderbens. — Wie der Schaum nach mir langt. — Bernard, halte mich! — Rette mich!“

„Du bist ja sicher, Kitty“, sagte er, „Du bist ja daheim, Kitty, das ist nur Deine Phantasie.“ Er legte ihr sanft die Hand auf die brennend heiße Stirne und bat sie, die neue Medizin doch mal zu nehmen.

„Will sie meine Seele heilen, Bernard?“, fragte sie hastig, und einen Blick der Verzweiflung richtete sie auf ihren Gatten. Ein Beben ging durch ihren ganzen Körper, doch dann wendete sie sich flehend an ihn. „Bernard, bei allem was Dir lieb und teuer ist, flehe ich Dich an; lasse mir einen Priester holen.“

„Nun, Kitty, versuche, Dich zu fassen“, war seine Antwort.

„O, Bernard, einen Priester, um Gottes willen einen Priester!“ Starr wandte sich ihr Blick der Tür zu. — Wer war das? —

Eine Mädchengestalt stürzte sich auf die Kranke. O trauriges Wiedersehen! Nur einen Augenblick lagen sich die Schwestern in den Armen, dann veränderten, verzerrten sich Kittys Züge. Biddy stürzte zur Tür und sandte ein Kind des katholischen Nachbarn um einen Priester.

„Biddy, einen Priester“, ächzte die Kranke.

„Aber warum denn?“, entgegnete ärgerlich der Gatte, denn er wußte nicht, daß Biddy bereits zu einem Priester gesandt hatte.

Während der Gatte das Haus für einen Augenblick verließ, war es Kittys erste Sorge, Biddy von dem traurigen Los ihrer Kinder zu verständigen. Inständig bat sie Biddy, sich ihrer Kinder anzunehmen. Und Biddy wollte den Kindern Mutter sein.

„Die See steigt, Bernard, und sie wird mich hintragen, wo sich die Wogen brechen — — —.“

„Nein, nein, Kitty, Du bist ganz sicher zu Hause“, erwiderte der eintretende Gatte.

„Einen Priester, um Gottes Willen einen Priester.“

Biddy eilte zur Tür. Ihre Augen durchdrangen das Dunkel des Abends, doch von einem Priester war noch nichts zu sehen und zu hören. Sie preßte die Hände krampfhaft gegen das pochende Herz. O, wie sie mit ihrer sterbenden Schwester mitfühlte. O wußte sie nur, wo der Priester wohnte, sie würde all ihre Kräfte sammeln, um hinzueilen. Ihr Herz wandte sich zum Vater im Himmel und bat um Erbarmen für die Kranke. Wieder klang es an ihr Ohr: „Einen Priester, einen Priester.“ Wie ein schneidendes Schwert drang die Stimme der sterbenden Schwester ihr ins Herz. In ihrem Herzen rang es wieder und immer wieder: „Schütze Kitty.“

Der Gatte der Sterbenden antwortete auf den Ruf der Kranken, daß es vielleicht gut wäre, wenn er Herrn L. rufen lassen würde. Kaum hatte die Schwester des Mannes das vernommen, so eilte sie auch schon, denselben zu holen. Ächzend und stöhnend rang es sich aus der keuchenden Brust: „Was nützt das? Ich bin Katholik. Der Minister Deiner Kirche kann mir nicht helfen.“

„Er wird mit Dir beten“, unterbrach er sie.

„Nein, ich bin Katholik, — aber ich habe die heiligen Sakramente nicht mehr empfangen, um dem Flitter der Welt nachzujagen, und jetzt hungere und dürste ich — und muß — verschmachten —.“

Todesröcheln rief Biddy an das Krankenlager. Mitleidig lispelte sie ihrer Kitty Trostesworte zu, um diese vor Verzweiflung zu bewahren. Da nahten Schritte. Biddys Herz klopfte schneller, ihr Ohr horchte gespannt, ihr Herz sandte ein Dankgebet zum Himmel. Ihr Blick war unverwandt zur Türe gerichtet; doch Tränen füllten ihre Augen, als sie statt des er-

warteten Priesters den Minister in der Tür gewährte. Kaum bemerkte ihn die Sterbende, da schrie sie entsetzlich auf und gebärdete sich wie eine Verzweifelte. Sie wehrte sich, wie gegen geheime Mächte und wollte mit aller Gewalt der Nähe dieses Mannes entfliehen. Biddy hatte alle Mühe, sie auf dem Lager zu halten; fest umklammerte sie Kitty und blickte ihr liebevoll in die Augen. Kitty schaute ängstlich um sich und verlangte mit Ungeflüm, daß der Minister ihr Haus verlasse. Wohl oder übel blieb dem Gatten doch nichts anderes übrig, als den Minister hinaus zu begleiten, denn er konnte bei der Kranken doch nichts ausrichten. Nachdem derselbe sich entfernt hatte, flüsterte Biddy ihrer Schwester Stoßgebete ins Ohr, welche diese leise nachsprach.

Plötzlich weiteten sich wieder der Sterbenden Augen und starrten unverwandt auf eine unsichtbare Schrift, die nur ihr leserlich war. Sie hatte nun keinen Sinn mehr für das Diesseits. Alles Bitten und Flehen von seiten Biddys blieb unbeantwortet. Schwer rang das Leben mit dem Tod, schwerer die Seele mit der Schuld. Angst, Hilflosigkeit und Schrecken beklemmten das brechende Herz. In letzter Atemnot entrang es sich noch einmal der Brust: „O, — die See — die See — sie verschlingt mich.“ — — —

Tiefes Schweigen — Schweigen, wie es nur beim Sterben herrscht. „Mein Gott, vergib“, hauchte die Sterbende. Keuchend hob und senkte sich die Brust. Todesröcheln — Schweigen — ein tiefer Atemzug — ein gellender Schrei — „Ein Priester, ein Priester“, und Kittys Herz hatte ausgeschlagen; ausgeschlagen am betenden Herzen ihrer Schwester.

Biddy neigte ihr Antlitz über die in ihren Armen ruhende, tote Schwester und nezte deren Stirn mit heißen Tränen. „Arme Kitty“, flüsterte sie vor sich hin. So hart war für Dich das Sterben; so bitter mußt Du Dein Vergehen büßen.“ Und während sie noch ganz in Gedanken versunken da kniete, hörte sie höhnisch die Worte erklingen: „Sie sind zu spät, mein Herr, meine Frau ist verschieden“, und aufblickend sah sie einen Priester in der Tür, dem jedoch Kittys Gatte stolz die Türe wies.

Wieder hatte sich ein Grab geschlossen; wieder senkte man eine Mutter hinab in den kühlen Schoß der Mutter Erde; fünf Waislein weinten ihr Tränen nach. Biddy war wie niedergeschmettert durch den schweren Todeskampf ihrer Schwester. Nun stand sie an ihrem Grab. Das einzige, das sie noch auf Erden hatte, war ihr genommen. Nun galt ihre Sorge den fünf Waisen, denn des Gatten Schwester hatte noch am selben Abend das Haus verlassen. Sie wollte nicht bei der Toten verweilen, denn sie war durch deren schweren Todeskampf so geängstigt, daß sie nie mehr das Haus betreten wollte. Biddy sah dies als eine besondere Fügung Gottes an. Blieben doch dadurch die Kinder ganz ihrer sorgenden Hand überlassen, und sie wollte die

Kinder dem lieben Gott zuführen. Der Vater der Kinder war doch die ganze Woche in den Gruben der Diamantfelder beschäftigt und kam nur Samstags nach Hause; somit dachte sie ein leichtes Arbeitsfeld zu haben. Aber so leicht ist der Kampf um die Seelen doch nicht.

Der Schwager wollte seine Kinder durchaus nicht der katholischen Erziehung überlassen. Er gab die vier älteren auf eine protestantische Mission, nur das jüngste ließ er daheim. Mit blutendem Herzen sah es Biddy, aber sie schwieg. Mit mütterlicher Liebe gab sie sich der Pflege des Säuglings hin, und oft flog ein Blick stiller Bewunderung von seiten ihres Schwagers auf sie. Er war den ganzen Monat nicht zur Arbeit gegangen und hatte Muße genug, um das stille Wirken des Mädchens zu beobachten. Sie war keine von denen, die durch langes Predigen andere bekehren wollten, nein, sie schwieg und duldete still jedes Leid. Tag für Tag machte sie den weiten Weg bis zur protestantischen Mission, um die vier Kinder an sich zu ziehen, und es dauerte auch gar nicht lange, so flogen die jungen Herzen der Tante in kindlicher Liebe zu. Immer fand sie Mittel und Wege, noch einige „shillings“ nebenbei zu verdienen, die sie dann für heilige Messen für Kitty verwendete. Monate vergingen in stillem Schaffen und Wirken. Da wurde der kleine Säugling krank und folgte bald der Mutter nach.

Nun hatte Biddy die eine Freude, heimlich den Kleinen zu taufen und so einen Engel in den Himmel zu senden.

Daraufhin nahm Biddy eine Stellung an und arbeitete und opferte nur für die vier Kleinen auf der protestantischen Mission. Als dieselben nun schulpflichtig wurden, da legte sich Biddy ins Mittel und überredete den Schwager, die Kinder nach Hause zu nehmen, und sie wolle denselben dann gern beim Lernen nachhelfen, damit sie besser voran kämen. Der Vater der Kinder tat es auch, und Biddy fand nun ein reiches Arbeitsfeld im Heim ihrer verstorbenen Schwester. Heimlich wirkte sie an den Seelen. In selbstloser Liebe kannte sie kein Ruhen und Rasten. Ihr liebevolles Wesen, ihr ruhiges Verhalten bei mancherlei unangenehmen Vorkommnissen, ihr stilles Ertragen ihrer körperlichen Schwäche, wirkten auf ihre Umgebung mit großer Anziehungskraft, und als sie ihr opferreiches Leben beschließen konnte, da knieten um ihr Sterbelager die Kinder ihrer Schwester als treue Kinder der heiligen katholischen Kirche; und bald nach ihrem Tode flüchtete sich ihr Schwager auch in den Schoß der katholischen Kirche.

Was Kitty im Leben versäumt, was sie durch ihren Stolz und Hochmut gefehlt, hat Biddy durch ihr verborgenes Wirken und ihre selbstlose Liebe gesühnt. In selbstloser Liebe hat Biddy gelebt, in selbstloser Liebe ist sie gestorben.



Maria Spinnerin

Maria sitzt in der Kammer und spinnt
Ein neues Kleid für ihr liebes Kind.
Ein Röckchen aus woll'nen Flöckchen,
So weich wie des Knaben Löckchen.

Es strömt ins off'ne Fenster hinein
Der blaue Himmel, der Sonnenschein,
Lautrunkene Rosen schicken
Wohlduft mit Neigen und Nicken.

Die Lilie lispelt der Jungfrau zu:
„Bielholde Schwester, wie schön bist du,
Wie fleißig in gold'ner Frühe,
Derweil ich träume und blühe.“

Ein Vöglein singt im Lindenzweig
Die Morgengrüße vom Himmelreich;
Es machte schon weite Reise
Durch Wolken und Sternenkreise.

Und Maria sitzt in der Kammer und spinnt
Ein neues Kleid für ihr liebes Kind,
Ein Röckchen aus woll'nen Flöckchen,
So weich wie des Kindes Löckchen.

Acht Engel sind ihr zum Dienste gesandt,
Blauäugig und blond, in lichtem Gewand,
Zwei, die des Schleiers Falten
Zurück von der Stirne halten;

Und zwei, die an der Winde steh'n,
Goldschnürchen in die Gebinde dreh'n,
Und zwei, die sich müh'n am Rädchen
Und glätten das feine Fädchen;

Und zwei, die auf purpurnem Teppich knien
Beim Christkind unter dem Baldachin;
Sie scherzen mit bunten Dingen,
Mit Blumen und Schmetterlingen.

Und das Christkind lacht und die Englein acht,
Und hell auf der Linde das Böglein lacht,
Und Ros' und Lilie und Sonne,
Sie lachen in stiller Wonne. — —

Und Maria sitzt in der Kammer und spinnt
Ein neues Kleid für ihr liebes Kind,
Ein Röckchen aus woll'nen Flöckchen,
So weich wie des Knaben Löckchen.

Wie ist so selig die Jungfrau zart,
Daß sie die Mutter des Heilands ward,
In Liebe ganz zerflossen,
In Demut hingegossen.

Und wie sie lächelt und tief sich beugt,
Da wird ihr glänzendes Auge feucht:
Hat ahnend ihr Herz empfunden
Das Weh fünf blutiger Wunden?

Stumm ist der Vogel im Lindenbaum,
Die Sonne birgt sich im Wolkenraum,
Die Blumen seufzen leise,
Und flüstern heimlicherweise.

Sein Köpfchen senkt das göttliche Kind,
Es schließt die Augen, wie wenn es sinnt:
Dann lächelt es still und heiter,
Und spielt mit den Blumen weiter.

Die Engel bang auf die Jungfrau seh'n!
Sie weint! Wie mocht ihr ein Leid gescheh'n? —
Die Zwei zur Rechten und Linken,
Den Schleier lassen sie sinken.



Pater Schaegelen gibt Schulunterricht in der zweiten Klasse in Vidunda.
Wie notwendig wäre da eine Lehrschwester?

Von den höheren Schulen im Vikariat Bagamoyo

von Schwester M. Alfonsis in Morogoro

Das apostolische Vikariat Bagamoyo, das sich zum Teil über die östlichen und mittleren Provinzen des Tanganyika-Territoriums erstreckt, zählt ungefähr 400 Elementarschulen. Das Zentrum und der Hauptsitz des Schulwesens ist Morogoro mit seinem Lehrerseminar für eingeborene Knaben und seiner Zentral- und Industrie-Schule. Mission und Regierung haben sich darin geeinigt, die Erziehung der Eingeborenen dadurch zu befördern, die Zweck dieser Schule ist nämlich, leistungsfähige eingeborene Lehrer heranzubilden.

Die Schule wurde eröffnet im Jahre 1926 am Fest Mariä Empfängnis, dem Patronatsfest der Mission Morogoro. Die Zahl der Schüler betrug 76, von denen 6 anderen Vikariaten angehörten; die übrigen 70 waren jedoch Studenten und Katecheten des Bagamoyo-Vikariates. Nach der kurzen Zeit von sechs Monaten wurden elf Kandidaten im Juli 1927 der Regierung zur Ablegung des Examins vorgestellt, von denen sechs dasselbe bestanden.

Im folgenden Schuljahr 1927/28 stieg die Zahl der Schüler

auf 89. Unter diesen waren 32 Schüler von verschiedenen Biskariaten geschickt worden, wie Daresalam, Tabora, Tanganyika-See, Mwanza. Am Ende des Jahres, d. h. nach neunmonatiger Ausbildung, legten 24 Kandidaten ihr Examen ab, von diesen elf mit Erfolg. Obschon die Zahl der Durchgekommenen niedrig war, so war doch der Prozentsatz der höchste im Tanganyika-Gebiet.

Das Jahr 1928/29 brachte großen Zuwachs. Die Schülerzahl war auf 150 gestiegen, von denen sich im Juli 1929 fünfzig Schüler dem Examen unterwarfen. Diesmal gingen 35 Kandidaten mit Erfolg aus dem Examen hervor. Der Bericht lautete: Morogoro „well ahead“, d. h. an der Spitze. Diese Resultate erfreuen uns darum, weil die Regierung die Arbeit unserer Missionen nun anerkennen muß und weil sie nun einsieht, daß auch katholische Kräfte etwas leisten können.

Von den Schülern des letzten Jahres 1929/30, welche inzwischen 185 zählten, brachten wir 77 Kandidaten zum Examen; dieses Mal waren es 50, welche es bestanden. So erhalten wir nach und nach eine gute Anzahl von gediegenen und wohlausgebildeten Lehrern, die den Missionen eine wesentliche Erleichterung in ihrer Erziehungsarbeit bieten, damit das Volk erwacht aus der Nacht des Heidentums mit seinen oft furchtbaren Sitten und Gebräuchen.

Eine harte Arbeit ist, die geleistet wird, um das Ziel anstatt in zwei Jahren schon in einem Jahre zu erreichen. Viel, oft unendlich viel Geduld und Ausdauer sind erfordert.

In der Zentralschule werden die Kinder in der englischen Sprache unterrichtet. Man könnte diese Schule mit unsern Mittelschulen vergleichen. Sie umfaßt sechs Standards oder Klassen. Nach Absolvierung derselben kann man sich für das erste Lehrer-Examen stellen und hat dann Gelegenheit, in englische Regierungsdienste, als Büroangestellter oder Lehrer in englischen Schulen, einzutreten.

Die oben erwähnte Industrieschule ist eine Art Gewerbeschule. Sie bildet Eingeborene in den verschiedenen Handwerken aus. So besteht hier eine Schreinerschule mit 13 Lehrlingen. Sie haben auch drei Lehrjahre und erhalten theoretische und besonders praktische Ausbildung.

Ein weiterer Zweig ist die Schneiderschule mit 15 Lehrlingen. Diese wird von einer Schwester geleitet. Es klingt gar sonderbar, daß hierzulande das männliche Geschlecht in Arbeiten, die doch eigentlich uns Frauen zu eigen sind, eine erstaunliche Geschicklichkeit zeigt, wie im Nähen, Kochen, Waschen, Bügeln usw., während es große Mühe kostet, die Mädchen darin heranzubilden.

Vielleicht wird es für manchen Leser interessant sein, etwas

über den äußeren Betrieb und die Handhabung der Disziplin zu lesen.

Die Schüler erhalten bei ihrer Ankunft eine einheitliche Kleidung, die aus einem weißen Kimono-Hemdchen und einer gelbbraunen Drillhose besteht und in der Schneiderschule angefertigt wird. Doch schließt das nicht aus, daß sie außerhalb der Schulzeit und an Sonntagen ihre eigenen, oft der Mode angepaßten Kleider tragen, z. B. Schuhe, Socken, Weste mit modernem Bleistift im Knopfloch, lange fliegende Hemdärmel und buntes Taschentuch um den Hals. Manche geben eine drollige Figur ab; es wäre oft etwas für die „Fliegenden Blätter“. Zu je 50 schlafen sie in schönen lustigen Sälen, nach Regierungsvorschrift errichtete Schlafhäuser; womöglich die einzelnen Stämme zusammen. Das Essen ist den Verhältnissen der Schwarzen angepaßt. Dreimal täglich versammeln sich alle zur gemeinsamen Mahlzeit in der großen Speisehalle. Eingeborene Frauen aus unserm Dorfe bereiten das Essen; es besteht aus einem festen Brei, Ugali genannt, der aus Reis-, Mais- oder Hirsenmehl gekocht wird. Als Zutat gibt es Maniok- oder Kassava-Wurzeln, Bohnen, Fisch oder Fleisch. Wie gut diese Kost anschlägt, kann man beurteilen, wenn man das Aussehen der Schüler bei ihrer Ankunft mit dem bei ihrem Weggang mißt. Noch keiner ist schlanker geworden.

An unserer Schule besteht das Prinzip der Selbstregierung der Schüler. Durch Wahl werden mehrere ältere Schüler, die das Vertrauen der andern besitzen, als die Wakubwa oder Rat der Alten bestimmt. Von diesen hat jeder einzelne wieder sein besonderes Aufseheramt. Nach Möglichkeit ist jeder Stamm in diesem Rat vertreten.

Wenn das Mehl vom Lieferanten gebracht wird, wird es von den Wakubwa ausgewogen und, wenn gekocht, von ihnen geprüft und verteilt. Alle Schwierigkeiten und etwaige Streitigkeiten kommen vor die Baraza der Wazee, d. i. Gericht der Alten, welche die Sache schlichten. Erst, wenn es ihnen nicht gelingt, kommt die Angelegenheit vor den Schulleiter, den hochwürdigen Pater Missionar; doch in ganz seltenen Fällen wird die „Ultime ratio“ angewandt. Unsere Schule hat mit diesem System eine glückliche Wahl getroffen und schöne Erfolge gezeitigt.

Die Schule ist unter Leitung der Väter vom Heiligen Geist. Es sind vier hochwürdige Patres an der Schule tätig. Drei von unsern Schwestern sind ausschließlich in dieser Schule mit tätig; eine vierte steht in der Dorfschule. Außerdem mußten noch drei schwarze Lehrer zum Unterricht herangezogen werden. Wie überall, so mangeln auch hier die Lehrkräfte. Die hochwürdigen Patres haben so oft den Wunsch geäußert, doch bald Schwestern als Lehrkräfte zu erhalten, damit sie sich der Seel-

sorge und Missionierung des armen Volkes mit ganzer Seele widmen können, was ihnen bei diesem Schulbetrieb sehr erschwert wird; sie müssen ihre Kraft und Gesundheit zu früh opfern.

Gegenwärtig ist die Schulfrage eine der brennendsten hier in Afrika. „Die Schule ist die Pforte zur Kirche“, sprach der Päpstliche Delegat Monsignore Hinsley, als er vor zwei Jahren hier weilte. Erst soll man Schulen bauen, bevor man Kirchen errichtet. Und er hat recht. Wenn die katholischen Missionen die Sache nicht schnell erfassen, so wird die Regierung ihr Recht geltend machen, und damit sind ganze Gebiete für die katholische Sache und den katholischen Glauben für immer verloren, und, was noch schlimmer ist, viele dem Islam anheimgegeben.

Darum auf, lieber Leser, liebe Leserin! Arbeitslose finden hier dauernde Beschäftigung. Sicherer Lohn ist gewährleistet. Erwärmt Euch für des Heilands Klage: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter sind wenige.“ Wir bitten ihn, Arbeiter in seinen Weinberg zu senden. Wer kommt? — —



Lehrer-Seminar und Zentral-Schule in Morogoro.

Reise unserer Ehrwürdigen Mutter General- oberin in Ost-Afrika

von Schw. M. Ebba,
Begleiterin der Ehrw. Mutter

Nach der glücklichen Rückkehr aus dem Kongogebiet, die, wie Sie bereits wissen, am 25. Juni erfolgte, begann die Ehrwürdige Mutter die Visitation bei den Schwestern im Vikariat Bagamoyo, welche in Morogoro, Mgeta, Mhonda und Usandawi tätig sind. Morogoro, die Zentralstation, liegt dicht am Fuße mächtiger Berge, während die Vorderseite einen weiten Ausblick in die Steppe bietet. Löwen, Leoparden, Antilopen, Giraffen, und wie all die wilden Tiere heißen, sind in der Steppe heimisch, und nicht selten kommen Löwen bis zu den Wohnungen der Eingeborenen heran, ja selbst bis zur Mission.

Während unseres Aufenthaltes holte sich des Nachts ein Löwe auf dem Felde der Mission ein Wildschwein. Es ist ein Wagnis, vor Tagesanbruch allein sich ins Freie zu begeben. Vor kurzem überfiel ein Löwe eine Gruppe Männer, die ganz früh ihre Reise angetreten hatten, und holte sich einen Mann aus der Mitte, während die übrigen flohen. Sobald die Sonne aufging, eilten sie zu der Unglücksstätte zurück, fanden aber nur noch einige Überreste. So hatte die Bestie ihr Opfer fast ganz aufgezehrt. Die Eingeborenen trösteten sich aber rasch und sagen: „Gott hat es so bestimmt oder so zugelassen.“ In diesem Punkte können wir wirklich von ihnen lernen.

Die Christengemeinde in Morogoro zählt bis zu 3000 Seelen. Der Islam, der an der Küste sehr stark vertreten ist, gehört zu den größten Feinden der katholischen Religion und erschwert auch in der hiesigen Mission sehr das Arbeiten der Missionare. Immerhin hat die Mission befriedigende Erfolge. Das staatliche Seminar, das den Eingeborenen Gelegenheit bietet, sich im Lehrfach auszubilden, ist gut besucht. Während unseres Aufenthaltes fand gerade das Schlußexamen statt, woran 77 Schüler teilnahmen. Die Prüfung dauerte drei Tage. Es waren wirklich heiße Stunden für die Jungens. Jeden Morgen hielten sie eine gemeinsame Andacht zum Heiligen Geist, und die kleine heilige Theresia flehten sie so innig um Hilfe und Beistand an in ihren Examensnöten; ständig brannten zwei Kerzen vor ihrem Bilde. Während der Pausen eilten sie zu ihren Lehrerinnen und erzählten ganz kindlich, wie es ihnen ergangen war bei ihren Examenarbeiten. Ein Bildchen von der heiligen Theresia, das ihnen die Ehrwürdige Mutter gegeben hatte, trugen sie versteckt bei sich. Das Examen ist sehr gut ausgefallen. Die jungen Männer, zum Teil schon verheiratet, werden dann an den Außenschulen der verschiedenen Missionen angestellt.

Zu Morogoro gehören allein 25 Außenschulen. Auch die

Elementar- und Industrieschule ist gut besucht. Hierzulande lernen meistens nur die Knaben das Nähen, nicht die Mädchen, da letztere, ähnlich den Araberinnen, mit Tüchern bekleidet sind. Im Tanganyca-Gebiet wie auch im Kenyagebiet ist die Verkehrssprache der Eingeborenen Kiswahili; doch hat jeder Stamm auch noch seine eigene Sprache.

Auch Mgeta ist eine blühende Mission. Die Christengemeinde ist bis zu 5800 herangewachsen, darunter 2200 Schulkinder, die zum Teil in Mgeta selbst und in den zur Mission gehörenden 40 Außenschulen unterrichtet werden. Schon in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Morogoro kamen die beiden Schwestern von Mgeta.

Die Mission Mgeta liegt weit in den Bergen, so daß man nur zu Fuß oder mittels eines Tragstuhles, auf den Schultern der starken Männer, dahin gelangen kann, weshalb Ehrwürdige Mutter die Schwestern von dort nach Morogoro kommen ließ; ebenso die beiden Schwestern von Usandawi. Diese Mission ist zwei Tagereisen weit von der Bahnstation entfernt. Durch das starke Hochwasser waren die Brücken weggeschwemmt; und so ließen uns die Schwestern zu ihrem Leidwesen benachrichtigen, daß wir nicht nach dort kommen könnten, sie selbst wollten sich schon durchhelfen, um nach Morogoro zu kommen. Das Wiedersehen der Schwestern von Mgeta und Usandawi brachte natürlich Leben und Freude ins Haus. Die Rekreationen waren so gemütlich, wo alle, um die Ehrwürdige Mutter geschart, ihre Erlebnisse, besonders die der ersten Zeit, erzählten. Auch Pläne für die Zukunft kamen an das Licht, und der Schluß war meistens die Bitte um mehr Schwestern.

Usandawi hat bis 10 000 Christen, darunter 4210 Schulkinder. Die große Mission hat nur wenige Missionare und nur zwei Schwestern. Die 50 Außenschulen werden von einheimischen Lehrern besorgt. Ja, die Arbeit ist groß, aber der Arbeiter sind wenige!

Während unseres Aufenthaltes in Morogoro fuhr die Ehrwürdige Mutter auf dringenden Wunsch des Hochw. Herrn Bischofs nach Matombo, einer der blühendsten Missionsstationen des Vikariates. Die Lage ist herrlich, man glaubt sich in die Schweizer Berge versetzt. Diese große Mission mit 1220 Knaben und 1050 Mädchen wird von einigen Missionaren besorgt. Nur wenige Kinder haben Gelegenheit, die Schule zu besuchen. Der Unterricht wird von einheimischen Lehrern erteilt. Die Hochw. Herren warten schon lange auf Schwestern und baten die Ehrw. Mutter jetzt neuerdings, doch recht bald Schwestern zu senden. Das Haus für dieselben ist schon fix und fertig; ein schöner zweistöckiger Bau, ganz nach europäischem Stil mit einer großen Veranda rings um das Haus. Auch die Einrichtung ist zum größten Teil schon vorhanden. Bei unserer Ankunft wur-

den wir gleich von einer Schar Mädchen und Frauen mit ihren Kleinen auf dem Rücken umringt. Die guten Leute glaubten, daß nun endlich ihre Schwestern gekommen seien. Wie groß war aber ihre Enttäuschung, als sie hörten, daß wir nur wenige Stunden hier verweilen würden. Die Ehrw. Mutter tröstete die guten Leute und versprach, ihnen bald Schwestern zu senden. |

Unsere Schwestern in Mhonda besuchten wir ebenfalls von Morogoro aus. Nach einer vierstündigen Autofahrt durch die Steppe erreichten wir die Mission. Obwohl uns die Nacht überraschte, kamen uns doch keine wilden Tiere zu Gesicht, nur eine Herde Antilopen galoppierte scheu an uns vorüber. Der Hochw. Herr Bischof, der eine Woche später durch die Steppe fuhr, sah drei Löwen. — Wehe, wenn in solchen Momenten das Auto versagen würde. —

Die Mission Mhonda nimmt ebenfalls einen guten Fortgang. Die Christengemeinde zählt bereits 3600 Seelen, die Schulen sind gut besucht. Doch weit in den Bergen wohnen noch viele Heiden und Mohammedaner. Dort lebt noch ein altes Mütterchen, das den Schwestern erzählte, wie in ihrer Jugend eine große Hungersnot im Lande herrschte und sie kaum noch das Notwendige zum Leben hatten. „Eines Abends“, so erzählte das Mütterchen, „sagte der Vater zu seiner Familie: Nun haben wir schon Wochen lang kein Fleisch mehr gegessen, das kann nicht so weiter gehen, eine von Euch muß jetzt sterben.“ Und gleich hielt er Rundschau unter seinen zahlreichen Familienmitgliedern und prüfte seine Kinder, ob sie stark und schwer genug seien. Als er zu dem alten Mütterchen kam, damals noch ein junges Mädchen, sagte der grausame Vater: Du bist mir zu mager, und er nahm ihre Schwester, ein kräftiges Mädchen von 16 Jahren, und tötete es noch in derselben Nacht. Am andern Morgen wurde das arme Kind bei einem gemeinsamen Mahle von der Familie verzehrt. Jetzt unter der Herrschaft der Europäer wird dergleichen schwer gestraft; trotzdem sehnen sich die Eingeborenen nach den früheren Zeiten zurück.

In der Mission Mhonda ist auch ein Heldenfriedhof, und eine Anzahl Engländer ruhen unter der kühlen Erde. An der Seite des Friedhofes sind einige Gräber, die die Inschrift tragen: „Hier ruhen drei unbekannte Deutsche.“ Die armen Eltern der Entschlafenen haben gewiß jahrelang um ihre vermißten Söhne getrauert und sind vielleicht heute noch im unklaren, wo ihre Lieben im Grabe ruhen. An ihrer Statt gedachten wir im Gebete der Verstorbenen, die hier auf dem Missionsfriedhof ein trautes Plätzchen gefunden haben. Nicht weit von diesen Heldengräbern ruht noch eine andere Heldin in kühler Erde, unsere Schwester Nikoleta, die in der Blüte des Lebens mit 25 Jahren dem tückischen Malaria-Fieber zum Opfer fiel. Sie

hat ihr junges Leben gerne für die Mission dahingegeben, und wieviel Segen ihr Opfer der Mission bringt, wird uns erst die Ewigkeit enthüllen.



Aus der Umgegend von Driefontein, Rhodessa (unten Ehrw. Mutter Generalobetin).

Auf der Rückfahrt von Rhonda stellte sich uns ein neues Hindernis in den Weg. Wohl sind wir schon durch Flüsse und Gräben gefahren; Felsgeröll und Dornestrüpp haben uns den

Weg erschwert, durch Secken und Zäune mußten wir schlüpfen, und große Sandflächen hemmten unsere Schritte; und heute sollten wir eine Feuerprobe bestehen. Schon von ferne sahen wir schwarze Rauchwolken aufsteigen, und immer näher kamen die großen schwarzen Flächen mit verkohltem Gestrüpp, die uns einen Steppenbrand verrieten. Bald sahen wir die Feuerflammen vom Winde getrieben knisternd und prasselnd durch das Steppengras züngeln, und so weit unser Auge reichte, war alles ein Feuermehr. Die Luft war glühend heiß. Noch war der Weg frei, und unser Lenker, ein Inder, suchte mit aller Geschicklichkeit dem Feuer auszuweichen bis die Feuerzungen auch über den Weg schlugen, der zum Teil mit niedrigem Gras bewachsen und oft nur durch die Spuren der Räder kenntlich war. Der Mann konnte nur Kismahili sprechen, und wir konnten uns also nicht verständigen, obwohl wir bei ihm vorne am Steuer saßen. Mit einem fragenden Blick schaute er zu uns hin, und im nächsten Moment flog das mit Reis schwer beladene Lastauto mit Blitzeschnelle durch das Feuer. Aber Gott hat seinen Engeln befohlen, uns zu behüten auf allen unseren Wegen! Wie wahr dieses Wort ist, erfuhren wir dieses Mal aufs neue, als unser Auto unbeschadet auf freiem Wege stand. Wie leicht hätte das Benzin Feuer fangen können. Dann mußten wir noch 22 Holzbrücken passieren. Jedesmal schien es, als ob die Brücken hinter dem Auto zusammenfielen, so polterten und krachten die morschen Hölzer, die nur lose auf Balken lagen. „Wir sind überall in Gottes Hand“ tröstete immer wieder die Ehrwürdige Mutter bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten.

Nach unserer Rückkehr schlug auch in Morogoro bald die Abschiedsstunde. Mehrere Eingeborene brachten der „Mama Ukuba“, wie sie die Ehrwürdige Mutter nennen, Geschenke, meist selbstverfertigte Sachen. Eine alte Frau brachte zwei dicke Stangen Zuckerrohr, — ein Leckerbissen für die Eingeborenen, — im guten Glauben, daß auch wir dasselbe mit Vorliebe essen. Noch am gleichen Abend verspeisten unsere Kinder unter großem Jubel das schöne Geschenk der guten Frau.

Von Morogoro ging unsere Reise über Daressalam nach Zanzibar. Zanzibar ist eine alte Arabarstadt und macht mit ihren eigenartigen Bauten und engen Gassen einen etwas unheimlichen Eindruck. Doch die freundlichen Goanesen und Perserkinder in ihrer malerischen Tracht, die vor dem Josephskloster Spalier bildeten und mit Kinderjubel die Ehrwürdige Mutter begrüßten, verwischten rasch den fremden Eindruck. Im Hofe standen die schwarzen Kinder mit Blumen in den Händen, um der Ehrwürdigen Mutter ihre Willkommensfreude zu bezeigen. Später veranstalteten die Kinder zu Ehren der Ehrwürdigen Mutter ein schönes Konzert, und niedliche Blumenkinder suchten sie durch Lied und Gedicht zu erfreuen. Auch die schwarzen Kinder

führten einen schönen Reigen auf. Als am Schluß die Ehrwürdige Mutter eine Dose mit Süßigkeiten in die Hand nahm, war sie umringt von der munteren Schar.

Schon in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Zanzibar kam hoher Besuch, und zwar der apostolische Delegat von Ost-Afrika. Da gab es Leben im Haus. Alles wurde gepuht und geschmückt zum Empfang des hohen Gastes. Die Schulkinder halfen den Schwestern so treulich, daß sich alle, die es sahen, darüber wunderten.

In huldvoller Weise nahm der hochw. Herr Erzbischof Sinsley die Begrüßung der Schwestern und Kinder entgegen und freute sich sehr über die fröhliche Kinderschar.

Da der hochw. Herr in Zanzibar nur einen kurzen Aufenthalt hatte, so wollte Ehrwürdige Mutter Se. Excellenz hier nicht in Anspruch nehmen; sie fuhr deshalb mit demselben deutschen Schiff mit bis Tanga, wo der Dampfer länger hielt. Hier traf sie mit der Mutter Provinzialin zusammen, welche uns bis Tanga entgegenkam, um uns durch die zwei Vikariate Kilema und Zanzibar zu begleiten. Se. Excellenz gewährte den beiden Müttern eine Audienz und erkundigte sich huldvoll nach dem Befinden unserer Schwestern in den hiesigen Missionen.

Während dieser Tage durfte ich in Zanzibar das Ausfäzigenheim auf Walezo besuchen. Schwester Friedberta und Schwester Wenzeslawa fahren täglich mit dem Auto dorthin, um die armen Kranken zu besorgen. Da gibt es Krankheiten und Gebrechen aller Art. Die Schwindsüchtigen haben ihre eigene Abteilung. Die Ausfäzigen wohnen abseits in ihren Hütten und sind ganz zufrieden mit ihrem Los, das ihnen die Schwestern in jeder Weise zu erleichtern suchen. Wer solches Elend sieht, ist gewöhnlich gerne wieder zufrieden mit seinem Kreuz. Mit dem Krankenheim ist auch eine Apotheke verbunden, die den armen Eingeborenen die notwendige Medizin stellt. Jeden Morgen steht eine Schar solcher Hilfsbedürftiger vor der Apotheke, und die Schwestern haben vollauf zu tun, um den Armen zu helfen und ihnen die Medizin zu verabreichen. Zweimal in der Woche fährt Schwester Friedberta auch hinaus auf die Insel, wo Armenapotheken errichtet sind für die Kranken, die zu weit von Walezo entfernt wohnen. Auf solch einer Ausfahrt durfte ich Schwester Friedberta begleiten. Auf dem Heimweg erfuhren wir, daß eine abgefallene Christin bei einem Zauberer schwer krank liege und sich dem Teufel verschworen habe, damit er ihr noch helfe. Schwester Friedberta war sofort bereit, die arme Kranke zu holen. Ein eingeborener Lehrer führte uns an einen entlegenen Platz, wo wir wirklich die noch junge Frau in einer dunklen Hütte schwer krank an Malaria fanden. An eine Rettung war menschlicherweise nicht mehr zu denken; so galt

es nur der armen Seele zu helfen. Es kostete einen harten Kampf, bis die unheimlichen Menschen die Frau herausgaben und sie zum Auto trugen. Leider wollte die unglückliche Frau nichts von einer Rückkehr zur heiligen Kirche wissen, trotz aller Bemühungen von Seiten der Missionare und Schwestern und trotz des inständigen Gebetes. Der Teufel hatte die arme Person ganz eingenommen. Als wir abreisten, lag sie bewusstlos dem Tode nahe auf ihrem Lager. Gottes Barmherzigkeit ist unendlich groß, und es ist nicht ausgeschlossen, daß im letzten Augenblick die Gnade das Herz der armen Frau besiegte. Ich aber habe gesehen, wieviel Opfer und Gebet es braucht, um einer so verstockten Seele zu helfen. Das meinige war jedenfalls zu unzulänglich, um Erhörung zu finden.

Inzwischen beschloß die Ehrwürdige Mutter, von Tanga aus die Reise zum Kilimandjaro anzutreten und erst vor unserer Abreise nach Europa nochmals nach Zanzibar zurückzukehren. Mutter Ubalda kam nach Zanzibar, um mich zu holen, und so hatte ich die Freude, hier schon Mutter Provinzialin zu sehen und zu begrüßen. Ehrwürdige Mutter hielt inzwischen in Tanga die Visitation, denn wir durften keine Zeit verlieren, wenn wir unsern Reiseplan festhalten wollten. Wir fuhren dann am nächsten Tage nach der Ankunft der Mutter Ubalda nach Tanga, da sich grade Gelegenheit bot durch die Abfahrt eines holländischen Frachtdampfers. Das Schiff lag weit in der offenen See, und wir mußten mittels eines Ruderbootes die Überfahrt unternehmen. Die Sonne strahlte vom tiefblauen Himmel, und alles erglänzte im goldenen Sonnenschein, aber die blaugrünen Meereswogen trieben ein tückisches Spiel. Kaum waren wir vom Strande abgestoßen, als unser Schifflein einer Nußschale gleich hin und her schwankte. Bald saß es hoch auf einer Welle, bald wurde es wieder zurückgeschleudert. Eine Welle um die andere schlug ins Boot. Der Boden des Schiffleins füllte sich immer mehr mit Wasser, und Mutter Ubalda wurde von einer Welle überschüttet, so daß sie ganz durchnäßt war. Schwester Hermengildis, die uns zum Schiff begleitete, wurde noch seekrank dazu. Die Ruderer taten ihr Bestes, und wir mußten wohl eine halbe Stunde mit den Wellen kämpfen, bis wir das große Schiff erreichten. Es war auch höchste Zeit, denn unser Schifflein füllte sich immer mehr mit Wasser. Die Fahrt verlief aber, Gott sei Dank, gut, und wir erreichten gegen Abend Tanga. Auch hier blieb der Dampfer wieder im offenen Meer liegen, und wir mußten wieder mit einem Boot an den Strand fahren. Doch dieses Mal wollten wir klüger sein und nahmen uns ein Motorboot. Friedlich glitt der Rahn über die Wellen, bis auf einmal der Motor versagte und unser Schifflein steuerlos dem Wasser preisgegeben war. Nach vieler Mühe gelang es endlich den eingeborenen Männern, den Motor wieder in

Gang zu bringen. Noch einmal wiederholte sich dieses Mißgeschick, bis wir glücklich das Ufer erreichten.

Der Hochw. Pater Missionar brachte uns mit seinem Auto zur Mission. Schon von ferne sahen wir die neue Missionskirche im schattigen Grün mächtiger Palmen. Wie wohltuend wirkte dieser Anblick auf die Seele, wenn sie im Heidenland ihren Herrn und Gott im heiligsten Sakrament begrüßen kann. Hier in Tanga geht die Mission langsam voran wie in allen Küstenstädten. Die Schwestern haben hier eine Schule für Soanefen und eine für eingeborene Kinder, die beide doch gute Fortschritte zeigen. In dem früheren Schwesternhaus, das etwas



Afrikanische und halbeuropäische Kühe in Ost-Afrika.

abseits liegt, ist jetzt die Freimaurerloge. Die Schwestern, welche früher schon in diesem Hause wohnten, werden es gewiß doppelt bedauern.

Von Tanga reisten wir nach Gare, das 1600 Meter hoch im Usambaragebirge liegt. Als wir nach zweistündiger Autofahrt der Mission näher kamen, schallte feierliches Glockengeläute über die Berge. Schwester Evergista und Schwester Philippine mußten vor Freude und Eifer nicht, was sie alles anstellen sollten und ließen so die Glocken läuten. Der Hochw. Pater Missionar, der uns an der Bahnstation abholte, hatte seine helle Freude an dem Eifer der beiden Schwestern. „Aber, Kinder, was Euch nicht alles einfällt, stellt gleich das Läuten ein“, rief die Ehrwürdige Mutter den beiden Schwestern zu,

die uns freudestrahlend entgegenkamen. Rasch mußte ein Junge zum Läteturm, einem mächtigen Baum, eilen, und das Läuten einstellen.

Gare ist ein kleines Paradies hoch in den Bergen, hat sehr fruchtbaren Boden und ein gesundes Klima. Alle europäischen Gemüse und Früchte gedeihen hier neben den südländischen Gewächsen und Früchten. Ein Blumenflor von Rosen und Veilchen umsäumt die Wege und würzt die Luft. Die Mission ist während der Kriegsjahre sehr zurückgegangen, und erst in letzter Zeit beginnt das katholische Leben wieder aufzublühen. Wir verweilten hier einige Tage und nahmen dann Schwester Philippine mit nach Riboscho, damit sie dort mit der Schwester Gertrud zusammen die ewigen Gelübde ablegen konnte. Unser Zug fuhr des Nachts um 12 Uhr von Mombo ab, und wir gedachten vor dem Einbrechen der Dunkelheit hinabzufahren; aber leider verspätete sich unser Auto, und so mußten wir in der Nacht die gefährliche Fahrt unternehmen.

Herrlich erglänzte das Usambaragebirge im Mondenschein; aber wir hatten heute kein Auge für diese nächtliche Naturschönheit. Wir mußten innig flehen zu Gott um Schutz und Hilfe, denn kaum hatten wir die Mission verlassen, so versagte das Licht am Auto, und ebenso bemerkten wir, daß dasselbe kein Signal hatte. Doch unser schwarzer Lenker holte auf einer Farm eine Laterne und band dieselbe vorne an das Auto. Mit diesem spärlichen Licht mußten wir nun die Fahrt wagen. Nur jemand, der den Weg kennt, kann sich unsere gefährliche Lage vorstellen, rechts eine schaurige Tiefe, links die steile Felsenwand, dazu die vielen Biegungen um den Berg. Doch wir kamen glücklich hinunter und dankten innig dem lieben Gott für diese offenbare Hilfe.

In Moshi erwartete uns Schwester Kaspara, und nun ging es per Auto zu der eine Stunde entfernten Missionsstation Riboscho. Die Mission liegt am Fuße des mächtigen Kibo, der aus der Kette der Kilimandjaro-Berge in einer Höhe von über 6000 Meter zum Himmel emporragt. Er ist der zweithöchste Berg der Welt, und es ist eigenartig und fast unglaublich, in der Nähe des Äquators einen Schneeberg zu treffen. Trotz der großen Hitze ist die Spitze des Berges mit ewigem Schnee bedeckt, und zwar soll derselbe 200 Meter tief liegen. Sein Freund und Nachbar, der Kimawensi, hat nicht immer Schnee, doch hat noch kein menschlicher Fuß seine Spitze betreten, da dieselbe ganz zerklüftet ist und das Felsgeröll sich mitunter loslöst. Beide Berge sollen früher Vulkane gewesen sein, daher auch noch das häufige Erdbeben am Kilimandjaro. Die Missionsstationen Riboscho, Uru, Kilema und Rombo umschlingen gleich einem Gürtel den Kibo. Bei unserer Ankunft ließ sich weder der Kibo noch der Kimawensi blicken; beide

286

steckten tief in den Wolken. Erst am Abend lichtete sich der Himmel, und der Kibo wurde sichtbar. Wie gebannt standen wir vor der Majestät des Berges. Der Schnee leuchtete weithin und glitzerte im Rotgold der Abendsonne. —

„O Gott, wie groß und mächtig bist du in deiner Schöpfung; die Werke deiner Hände verkünden deine Herrlichkeit.“ Hier bewahrheitet sich das Psalmistenwort ganz besonders.

Kiboscho ist eine blühende Mission mit 10 bis 12 000 Christen. Die Schwestern haben hier eine Boarding- und Tages- schule, welche gut vorangehen und zu den besten Hoffnungen berechtigen. Hier in Kiboscho sind auch einige eingeborene Jung- frauen, die sich schon vor dem Kriege entschlossen hatten, sich dem lieben Gott durch Gelübde zu weihen. Sie haben all die Jahre treu ausgehalten und der Mission gute Dienste erwiesen während der Abwesenheit der Schwestern. Endlich soll nun auch ihr Wunsch in Erfüllung gehen. Wie Sie gewiß schon er- fahren haben, hat der hochwürdige Herr Bischof Gogarty von Kilema eine Genossenschaft für eingeborene Jungfrauen ins Leben gerufen und dieselbe der lieben Gottesmutter von Lourdes geweiht. Diese Jungfrauen hier in Kiboscho, denen sich schon eine Anzahl Kandidatinnen angeschlossen hat, werden demnächst als Schwestern von der unbefleckten Empfängnis in Huruma, auf deutsch „Erbarmen oder Barmherzigkeit“, ihr kanonisches Noviziat beginnen. Mit Sehnsucht und Freude erwarten die Kinder den Tag, wo sie in ihr neugebautes Kloster einziehen dürfen.

Die Schwestern, die Jungfrauen, die Kinder und Christen der Mission begrüßten die ehrwürdige Mutter auf das herzlichste und wußten nicht genug Beweise ihrer Freude und Dankbar- keit zu geben. Von mehreren Seiten wurden Geschenke für die „große Mama“ gebracht. Zugleich hielt die Vorsteherin eine Rede, um ihre Dankbarkeit auszudrücken, daß die ehrwürdige Mutter wieder Schwestern nach Ost-Afrika gesendet hat; dabei übergab sie ihr ein Paket Kerzen, die dann am Samstag im Hochamt vor dem Bilde der lieben Gottesmutter brennen sollten.

Am Feste Mariä Himmelfahrt, das zugleich das Patronats- fest der Missionsstation ist, fand die Ablegung der ewigen Ge- lübde von Schwester Philippine und Schwester Gertrud statt. Es war eine schlichte aber schöne Feier in der trauten Missions- kirche. Gewiß sind einige tausend Menschen zur heiligen Kom- munion gegangen. Welch eine Freude für den eucharistischen Seiland, der so gerne in die Herzen solch schlichter Menschen einkehrt.

Von Kiboscho aus besuchten wir die Missionsstation Uru, eine Stunde weit entfernt. Diese Mission ist noch im Ent- stehen begriffen, nimmt aber einen sehr guten Fortgang und hat über 2000 Christen. Die Kirche, die Schule, das Herrenhaus,

sind nur einfache Lehmbauten. Das Schwesternhaus ist bereits aus Stein gebaut, ist aber nur zur Hälfte fertiggestellt. Nichtsdestoweniger macht die Mission einen sehr guten Eindruck, denn fleißige Hände wußten das Einfache durch Reinlichkeit, Ordnung und Schönheitssinn gemüthlich zu gestalten und das bescheidene Äußere der Mission durch schöne Gartenanlagen und Blumenschmuck zu heben.

3

Rätsellese.

I. Ich bin blind zur Welt geboren
Ohne Fleisch und Blut noch Leben,
Doch kann ich Weisen und Toren
Bescheidene Antwort geben.
Auf ihre Bitten und Fragen
Gutes oder Böses sagen:
Reiche wie Arme mit der Hand
Führen mich stets im ganzen Land.
Auf der Welt mich jeder kennt,
Nun sage, wie man mich nennt?

II. Aus den nachfolgenden sechs Sprichwörtern:

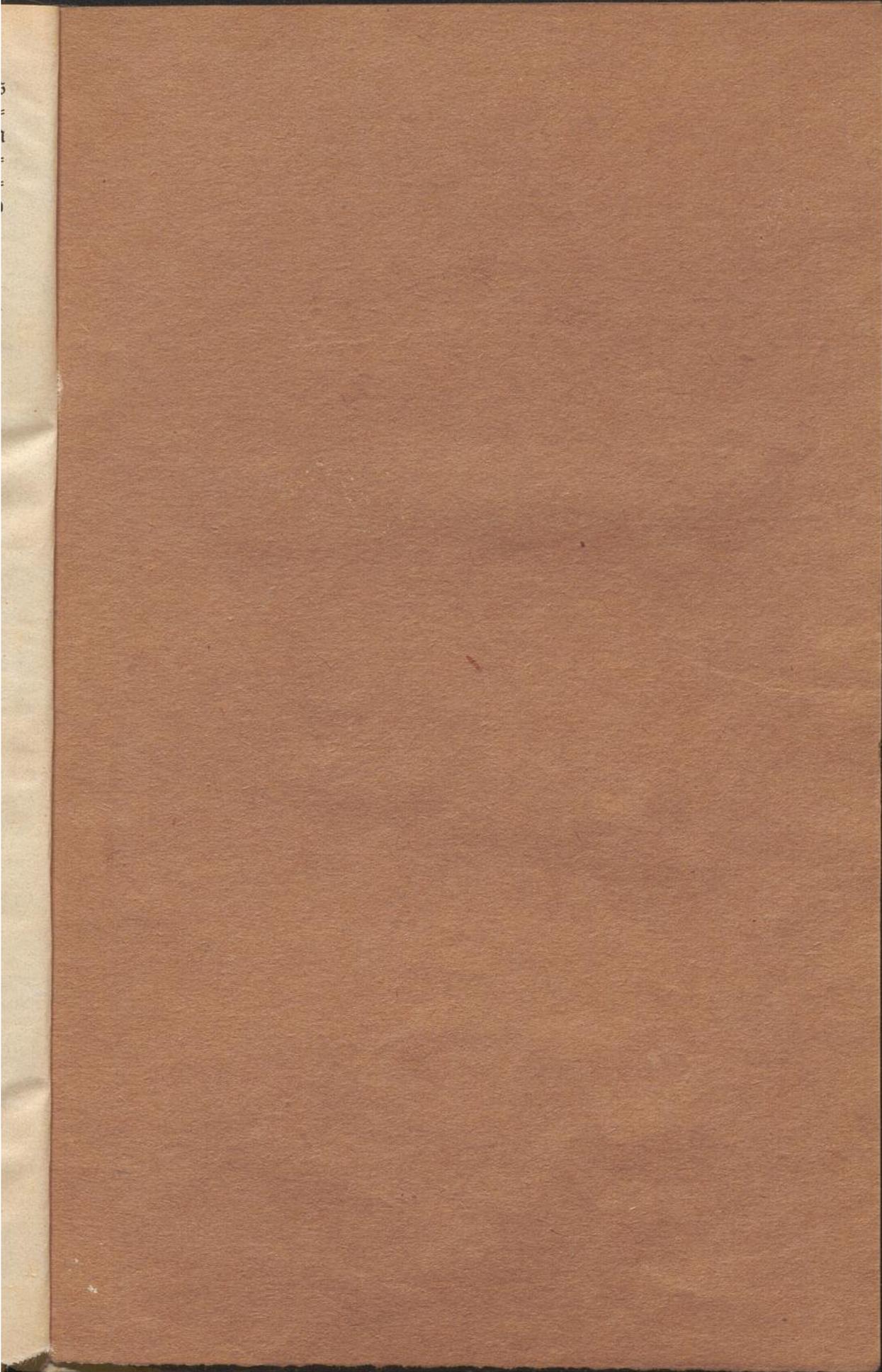
1. Wie man's treibt, so geht's,
2. Eine Hand wäscht die andere,
3. Nach getaner Arbeit ist gut ruh'n,
4. Wie gewonnen, so zerronnen,
5. Hunger ist der beste Koch,
6. Dem Verdienste gebührt der Lohn

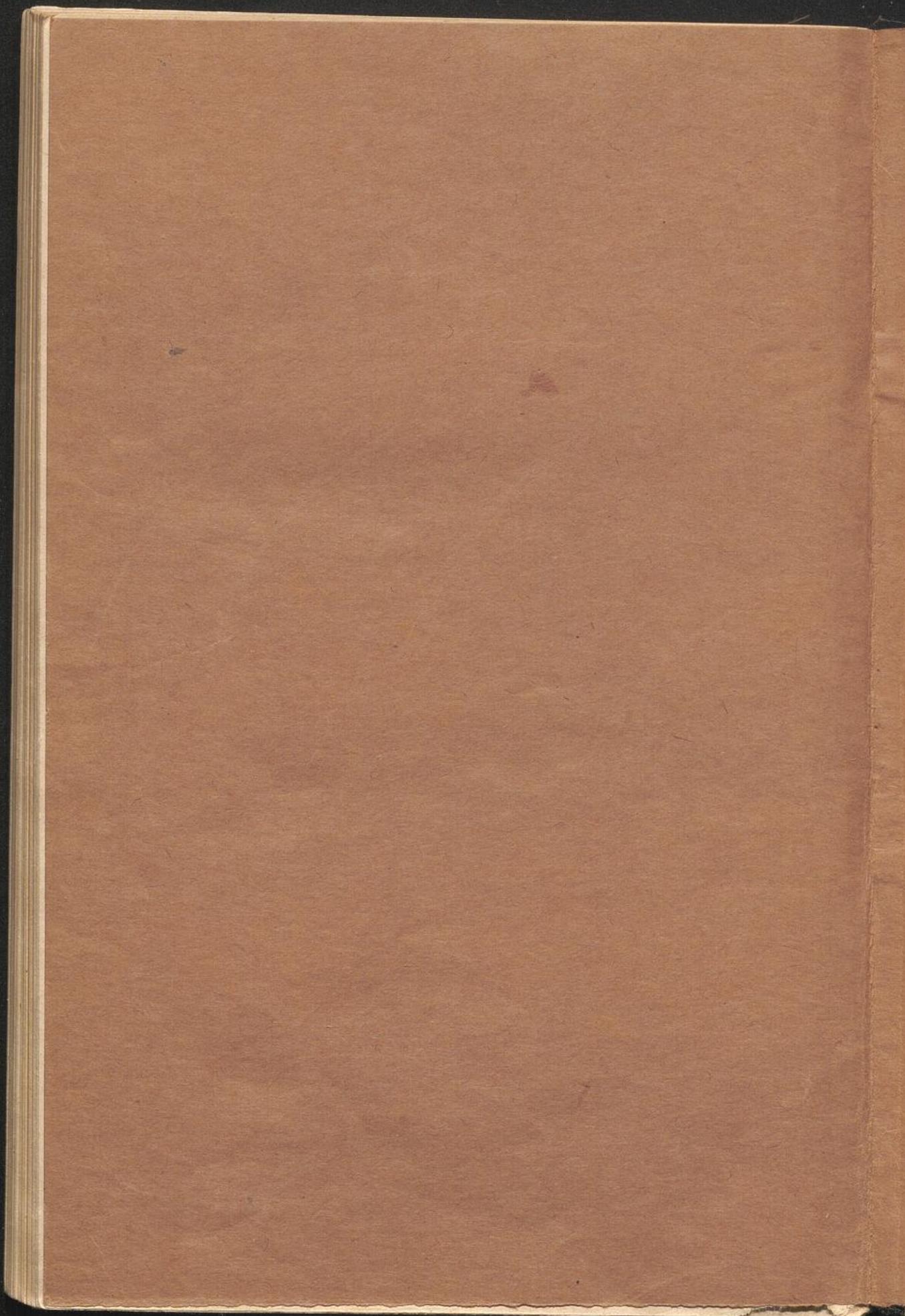
ist je ein Wort auszuscheiden und mit den gefundenen sechs Wörtern ein neues Sprichwort zu bilden. Wie heißt dasselbe?

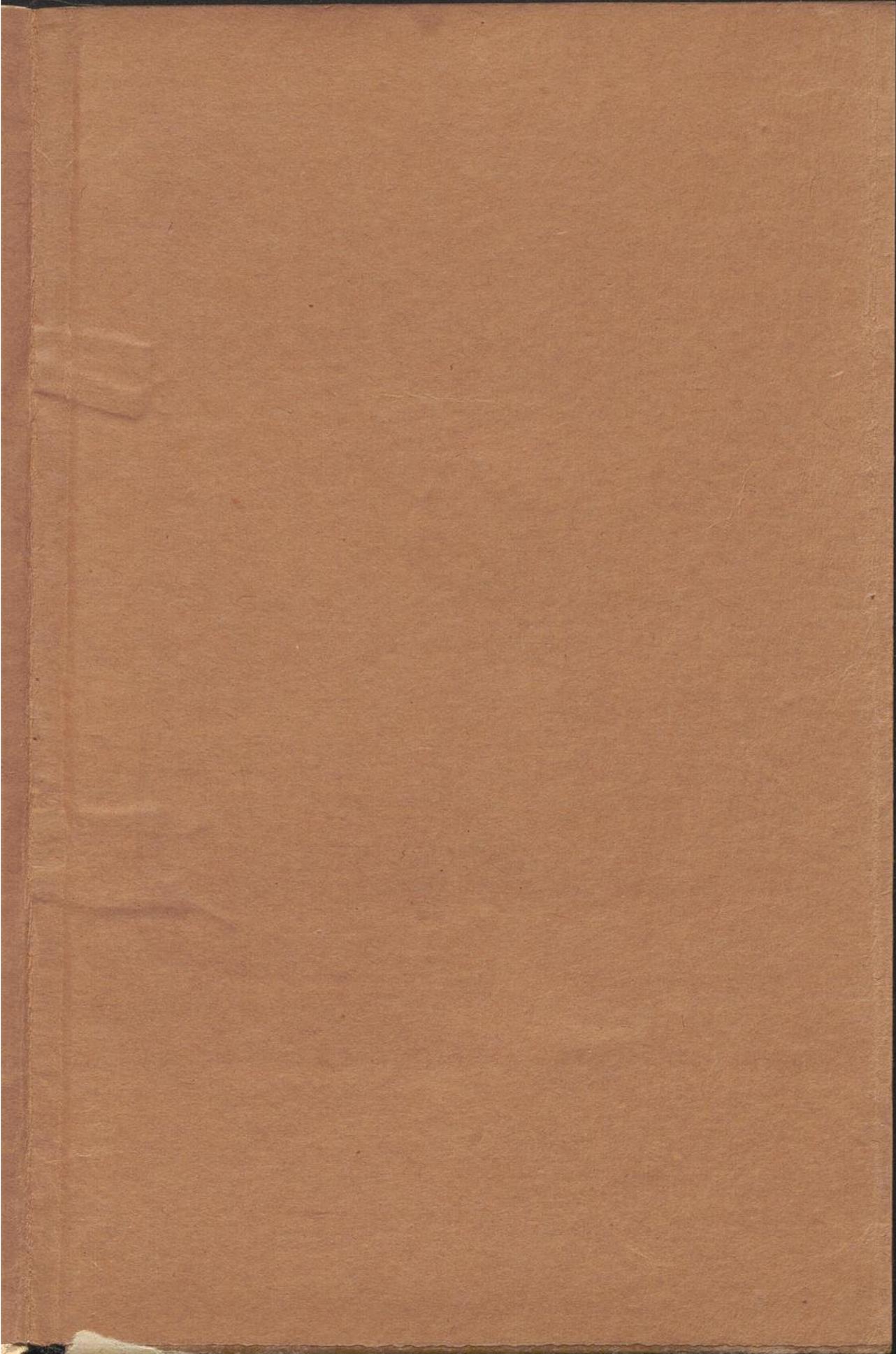
Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer

- I. 1. Die Augen, denn sie haben immer ihre Lider.
 2. Eine Behauptung ohne innere Überzeugung.
 3. Beide reißen aus.
 4. Der Unrat.
 5. Der Gärtner, weil er alles versezt.
 6. Der Fasz binder, weil er alles reisflich auslegt und faßlich darstellt.
 7. Eine Waise, denn sie wird von fremden Leuten aufgezogen.
- II. Der Buchstabe „R“.

3







Car

Caritasblüt
1930